# Leben und Ende
# Friedrich des Einzigen
## eine Volksschrift

von

E. F. Buqnoi

zweiter evangel. Prediger in Sprottau,

Vierter und letzter Theil.

Breslau

bey Ernst Gottlieb Meyer

1792.

# Vorbericht.

Es ist sehr leicht und sehr schwer, aus einer so grossen Menge Thatsachen für oder wider den Werth des Mannes zu entscheiden, dessen grosse Handlungen fast ans Unzählbare gränzen. Wer mit voller Geisteskraft alles, was ein solcher Mann gethan hat, unter einem Gesichtspunkt fassen kan, mit Engelsblick das aus so vielen Theilen bestehende Ganze richtig und scharf übersieht, dem ists auch leicht, vest und männlich zu erklären. So groß, so wichtig war der Mann, dessen Leben und Thaten ich beschrieben habe! Aber wem nur gemeiner Menschensinn zu Theil worden ist, wer nur gewöhnliche Menschenkräfte besitzt, der kan wohl sehr innig überzeugt seyn, daß sein Held gewiß ein Mann

von hohem Werth war; allein schwer wirds ihm, seinen Zeitgenossen diese Gefühle und Ueberzeugung seines Herzens recht anschaulich zu machen.

Was ich in drei kleinen Bänden von Friedrich des Einzigen Leben geschrieben habe, waren allerdings Thatsachen. Aus Nachläßigkeit oder Uebereilung schrieb ich gewiß nichts unrichtiges. Alle Fehler meiner Volksschrift, von welchen sie gar nicht frei ist, auch nicht frei seyn kan, haben ihren Grund in denen, Kennern nicht unbekannten ganz eigenen Schwierigkeiten, welche bei der Lebensbeschreibung eines solchen Monarchen, wie Friedrich der Einzige war, unüberwindlich vorkommen, mit denen ein Privatmann wohl kämpfen, sie aber schwerlich ganz besiegen kan. Sie sind besonders im dritten Theil dieses Werkchens so ansehnlich, daß sie jedem Leser in die Augen springen werden. Wo der Schriftsteller von meiner Art nicht vorgearbeitet findet, gwo noch das wenige zerstreut ist, bald nur mühsam aufkefunden werden kan, bald gar nicht so allgemein beannt ist, daß es auch mir bekannt worden wäre; wenn man nach seinen eigenen Verhältnissen auf höhere Unterstützung nicht rechnen darf: nun da nenne ichs fast Unbilligkeit, mehr zu verlangen, als unter solchen Umständen geliefert werden kan.

Jezt,

Jezt, da ich mit diesem Theile meine Volksschrift schliesse, ist mirs doch ziemlich trostreich, daß Männer von Range, Ansehn und größern Kenntnissen einmüthig gestehen, wie unmöglich es noch sei, über Friedrich den Einzigen so zu schreiben, daß nicht immer viel zu verlangen, viel zu tadeln und zu berichtigen übrig bliebe.

Ich habe mich unter die Schriftsteller über Friedrichs Leben blos in der Absicht gemischt, weil ich vor unsre Provinz dadurch was Gutes stiften wollte. So habe ich mich schon deutlich genug erklärt. Wenn ich mich überzeugt zu halten glaube, daß meine Absicht nicht ganz verfehlt worden ist, so gönnen mir meine guten Leser gewiß diese Belohnung für meine Arbeit: denn Arbeit hatte ich dabei doch reichlich. Aber eine musterhafte Darstellung von Friedrichs Grösse zu schreiben, ist mir nie in den Sinn gekommen. Nach diesem Grundsatz, meinen Landsleuten nüzlich zu werden, schreibe ich noch den letzten Theil, und ich werde mich bald erklären, was er meinen Lesern seyn soll. Verständigen Richtern überlasse ich die Beurtheilung seiner Nuzbarkeit, und meinen lieben Lesern übergeb ich ihn mit der wiederholentlichen Bitte, ihm keine andre Absicht unterzulegen, als die durchs ganze Werk behauptete. Friedrich der Einzige soll euch, Liebe! zu denen die Werke gelehrter Männer kaum dringen, und die ihr diese grosse und theure

Werke nicht kaufen könnet, durch diese Blätter unvergeßlich, ewig verehrungswürdig werden. Ich stimme den Wünschen der Verfasser der Berliner Monatschrift, die sie über **Friedrichs** Lebensbeschreibung äußern, bei: „Wir müssen in **Friedrich** dem Einzigen den tödtenden Sieger, den rastlosen Geschäftsmann, den arbeitsamsten Gelehrten, den geniessenden Kunstkenner, den sanften Flötenspieler, den freien Denker, den kühnen Geist, den stillen Landmann, den strengen Gerechten, den wohlthätigen Menschenfreund kennen lernen, wenn unsre Vorstellung richtig seyn soll; aber alle diese Züge müssen nicht einzeln vor uns liegen, sondern müsten zu einem schönen Bilde geordnet seyn." Ich thue auf die Erreichung dieses feierlichen Wunsches gleich im voraus förmlichen Verzicht. Meine Leser sollen noch dazu bald erfahren, warum ich nicht einmal darnach strebe, sondern lieber meinen Gang so vor mich gehe.

Vielleicht wundert sich mancher, warum ich noch diesen Theil hinzuschreibe, und nicht lieber mit **Friedrichs** Tode meine Volksschrift beschlossen habe. Es ward dieß von mir selbst lange hin und her überlegt, und ohngeachtet mein bekanntgemachter Plan schon dahin ging, so habe ich doch erst auf den Rath etlicher sachverständigen Freunde und auf die Stimme des Publikums gehört. Erstere fanden mit mir auch diesen Theil noch

noth-

nothwendig: dadurch sieht doch das Ganze einem vollendeten Werke ähnlicher. Meine Leser sind des Lesens von ihrem grossen Könige auch noch nicht müde, und meiner Meinung nach ist dieser letzte Theil noch vielen nüzlich, den andern doch wenigstens angenehm.

Ich wünschte doch wohl, daß ich meine Leser mit dem unerreichbar grossen König eben so bekannt machte, als ich selbst mit ihm bin. Was ich weiß, gönne ich gern meinen Landsleuten, und wodurch ich zu der so vesten Ueberzeugung gekommen bin: „Friedrich war der gröste Mensch, den je Gottes Erde getragen hat!„ das soll auch auf den Zirkel meiner schäzbaren Leser wirken. Ich bin also in diesem letzten Theile gleichsam wie ein Rechnungsabnehmer. Ich rekapitulire summarisch, was ich in den vorigen Theilen nur in einzelnen Posten meinen Lesern von Friedrichs Thaten erzählet, und so wie der Rekapitulation in Rechnungen die Ausgleichung folgt, so soll dieser mein letzter Theil noch endlich bey meinen Lesern mich rechtfertigen, daß ich weder parteiisch noch schief urtheile, wenn ich unsern verewigten Friedrich über alle die gepriesenen Helden und Staatsmänner der vorigen Zeiten wegsetze. Laßt jene immerhin Riesen seyn, auch unter Riesen ist einer größer als der andre, und der gröste Riese bleibt doch unter seinem Geschlecht der allergröste. So ragt Friedrich weit, weit

über die vornehmsten Feldherren und Regenten hervor. Ich denke mir, daß es meinen Lesern nicht unnüz seyn kan, wenn ich ihnen, nachdem sie des herrlichen Monarchen Leben und Thatsachen gelesen haben, aus alle dem iezt nun so, wie ich glaube, daß es vor sie brauchbar ist, die ganze Grösse **Friedrich** des Einzigen darstelle. In seiner Lebensgeschichte liegen die Beweise davon zum Theil schon da, zum Theil hole ich noch nach, was ich in jenen ersten Theilen übergehen muste. *Sollte meine Absicht, euch den unsterblichen König ganz kennen zu lernen, nicht erreicht werden, wenn ich auch in diesem letzten Theile* meiner Volksschrift nun beweisen werde, wie sich seine so grossen Geisteskräfte schon in seiner früheſten Jugend zeigten, wie sie sich durch seine Erziehung so glücklich, troz aller entgegenstehenden Hindernisse, entwickelten; wie in seinen Jünglingsjahren so mancher Zug seines nachmaligen Charakters bevestiget wird, und wie er zu den seltenen Menschen gehörte, die schon in den ersten Jahren des menschlichen Lebens Proben ihrer Männlichkeit und Kräfte ablegen. Sollte es euch, lieben Leser, nicht noch angenehmer und auch belehrend seyn, wenn ich aus seiner Lebensgeschichte folgere, er war der mächtigste, weiseste, wohlthätigste, sparsamste, großmüthigste und dankbarste Regent; er war ein Feind alles steifen, gezierten Wesens, scharfsinnig, schnell in richti-

gen

gen Urtheilen und Entschlüssen; er war ein weiser Fürst und Feldherr, dabei gerecht, ein Freund und Beförderer der Wissenschaften und alles dessen, was den menschlichen Geist erhöht, selbst gelehrt, ein Weltweiser, und überdieß noch ein wahrer Vater des Vaterlandes; in seinem häuslichen Leben sehr ordentlich. Er hatte Religion, und ehrte sie auch. Die Staatswirthschaft verstand er aus dem Grunde, hatte einen sehr reinen, unverdorbenen Geschmack, und also in der That war er der gröste Mensch im ganzen Umfange dieses Worts, und der gröste König in allen besondern Hinsichten.

Mit der Darstellung aller dieser in Friedrich dem Einzigen vereinten Vollkommenheiten werde ich mich also in diesem Theile ganz eigen beschäftigen, und ich hoffe alles dieß mit solcher Deutlichkeit und mit solchen Gründen zu behandeln, daß mir nur der steife Anhänger eingesogner, ungeprüfter und verjährter Vorurtheile seine Machtsprüche wird entgegensetzen können. Der gutdenkende Theil des Publikums, und der Leser, der Wohlwollen genug hat, Gründe gelten zu lassen, wird im Gegentheil gewiß mit mir den grossen Schöpfer anbeten, daß er aus der gewöhnlichen Masse, aus welcher wir alle da sind, ein solch außerordentlich Werkzeug seiner Gottesweisheit hat bilden lassen.

Kaum ists glaublich, daß bei solchen vorstehenden Vorzügen und Verdiensten der so grosse König dennoch von manchen verkannt wird. Doch wird vielen meiner Leser gewiß mit mir solch offenbar thörichte Herabsetzung des besten Königs in ihrem alltäglichem Umgange vorgekommen seyn. Die menschliche Gesellschaft ist in jedem Staate eine so mannigfaltige zusammengesetzte Maschine, die sich nicht durchaus nach einerlei Grundsätzen der Bewegung regieren lassen will. In jedem Lande giebts Unterthanen, *die sich in keine* Ordnung finden, an keine bestimmte Gesetze gewöhnen wollen, bei denen Gehorsam erzwungen werden muß, und die eben diesen nothwendigen Zwang als Ungerechtigkeit, Härte, Despotismus und Druck verschreien. Das geschieht grade unter der Volksklasse, vor welche meine Schrift bestimmt ist, am häufigsten. Aber ich darf nach meiner sehr oft gemachten Erfahrung auch nicht einmal den Theil des Publikums ganz von dieser Sünde ausschliessen, bei welchem man mehr Aufklärung und reinere Erkenntniß billig erwarten sollte. Den erstern verzeihe ichs sehr leicht, denn sie beten es nur den Vornehmen nach, und denken, daß jene es wohl verstehen müssen. Wenn auch der gemeine Haufe sonst gegen Vornehme gewöhnlich argwöhnisch und mißtrauisch ist, weil er dazu verleitet wird, so ergreift er doch in einem solchen Punkt, der ihm behagt, *ihr Urtheil* schnell,

schnell, und stüzt sich auf dieß vermeinte Ansehen. Daraus entsteht denn ein ziemlich weit verbreitetes falsches Urtheil, vor welchem der Patriot erschrickt, und es kaum fassen kan, wie das zugeht, wenn er nicht das menschliche Herz auch in seinen Verirrungen ein wenig kennen gelernt hat. Ich habe daher auch in Schlesien, in der Provinz, die durch **Friedrichs** Regierung alles das worden ist, was sie iezt ist, solche Aeußerungen gegen den grossen König gehört. Ich habe dergleichen in den Schriften etlicher Ausländer gelesen. Bei dem falschen Urtheil preußischer Unterthanen, die **Friedrichs** Wohlthat mit genossen hatten, regte sich Mitleid in meiner Seele; aber über das mit oft so schalem Witz verbrämte Geschwäz der Ausländer, die **Friedrich** zum Theil noch fett gefüttert hatte, ward ich unwillig, weil die Leute, wie z. E. Graf von Mirabeau, Herr von Birkenstock, (auch Graf Guibert in seinem allgemeinen Versuch über die Taktik, welchen der so berühmte General von Warnery sehr schön zurecht gewiesen hat,) der Freiherr von Holzendorf in seinem Feldzuge **Friedrichs** im Jahre 1778=79. und der Herr von C** in seiner grande tactique prussienne, der dem Bourscheid schlecht nachschreibt, ferner ein englischer Offizier, Namens Wigthon, der in den Laufgräben von Gibraltar seine Feder ergrif, und etwas über **Friedrichs** letzten Feldzug schmierte, und endlich

lich der bekannte elende Groszing, — es besser wissen konnten, und nur ihre armselige Einbildung es ihnen eingab, an Friedrich dem Weisen zum Ritter werden zu wollen. Man hat gewagt, seine Staatswirthschaft zu tadeln; man schilt ihn geizig, hartherzig, übereilt, starrköpfig, habsüchtig, menschenfeindlich; man schreit über Bedrückung seiner Unterthanen, will seine Staaten als höchst arm und ausgesogen vorstellen; er soll verzagt und parteiisch gewesen seyn; der Freiherr von Trenk läßt ihn kurzsichtig, ungerecht und tyrannisch handeln, und wie vielmal habe ich schweigen müssen, wenn man ihn zum Atheisten und Freigeist machte, oder ich muste das Achselzucken solcher mir sonst lieben Menschen, welche drüber seufzten, daß der Monarch, dem sie sonst noch Gerechtigkeit wiederfahren liessen, doch ohne Zuspruch eines Geistlichen irgend einer Konfeßion gestorben sei. Wollte ich mich nicht verdächtig machen, daß mir es mit der Achtung gegen die ewig achtungswerthe Religion Jesu kein Ernst sei, so muste ich wohl zugeben, daß er wohl gar keine Religion gehabt und geschäzt habe.

Wenn man nun das alles besser weiß, und sich in solchen Fällen doch leidentlich verhalten muß, so thut es wehe, und den, der einmal angefangen hat, das Leben des Monarchen zu schreiben, bestimmt es endlich, den verkannten König bei dem Theil Menschen, bei denen er

ver-

verkannt wird, und die eine solche Schrift lesen, doch wo möglich, von solchen ungerechten und ungegründeten Urtheilen zu retten.

Das ist also noch ein Grund mehr, durch welchen ich veranlaßt worden bin, auch noch die Mühe zu übernehmen, diesen letzten Theil meiner Volksschrift zu schreiben. Das kostet mich doch warlich mehr, als Zeit, Federn, Tinte, Papier und Bücher; und wenn ich auch Lesern und Richtern nicht alles recht machen werde, so thue ich doch, was ich in meiner schriftstellerischen Lage für meine Pflicht halte, und wenn ich denn so viel dabei thue, als hier Pflicht vor mich (mit Ausschluß aller Andern) seyn kan — habe ich dann nicht genug gethan? —

Aber, höre ich mir schon manchen Leser entgegen sagen, wie wagts der Mann, den Held seines Buchs von alle den ihm angeschuldigten Vorwürfen zu retten? wie will er vertheidigen, daß der König in Preussen so viel tausend Menschen in seinen Kriegen hingeopfert hat? daß er so ganz allein durch sich selbst regierte? so manchmal ganz anders entschied, als seine Regierungen in den Provinzen? daß er tausend Unterthanen durch seine Regie um der Kontrebande willen hat mit Gefängniß, Zuchthaus und Verlust ihres Vermögens hart strafen lassen? daß er Sachsen im siebenjährigen Kriege verheert?

daß

daß er Pohlen mit theilen half? u. s. w. Alle diese Vorwürfe sind durch die Geschichte selbst schon hinlänglich widerlegt, und ich werde ihn in diesem Theile nur dagegen in so weit vertheidigen, als sie Beziehung auf seinen Geist und Charakter haben. Ich bin weit entfernt davon, daß ich dem unsterblichen Könige eine Unfehlbarkeit beilegen wollte. Seine Verdienste in der Manier eines gedungenen Lobredners zu preisen, ist warlich lächerlich, zumal wenn es ein Mann thun wollte, der nicht mehr Zeugen dazu hat, als ich. Er ist ja über alles Lob der Welt erhaben. Ich will euch nicht aus einem Vorurtheil ins andre führen. Meine ganze Sache ist, die Idee in euch zu bevestigen, daß Friedrich der gröste Mensch war, der je gelebt hat. Dieß schließt die Möglichkeit seiner Fehler nicht aus. Dieß stopft noch nicht denen, die einmal aus Tadeln sich ein Lieblingsgeschäfte gemacht haben, die Mäuler. Aber den Verständigen lockt es gewiß ihren ungeheuchelten Beifall ab, wenn ich sie erinnere, daß nie jemand alle Handlungen nes Regenten ganz gründlich beurtheilen könne; daß zu der Zeit, da unser Friedrich lebte, die europäischen Staatsangelegenheiten so verwickelt waren, daß kein Verfahren des preußischen Herrschers ohne weitere Rücksicht auf alle seine politische Verhältnisse, die wir zum Theil nicht einmal kennen, abgerissen werden muß, und daß

ein

ein König, als König, tausendmal sehr gut und weise handeln kan, wenn es die übrige Welt, die das Ganze nicht durchsieht, entweder anstaunt oder bekritelt. Schäzt schon unser Gott seine Menschen nicht nach den Fehlern, die sie begangen haben, sondern rechnet er ihnen die Summe des Guten, die jene aufwiegt, nach seinen Verheissungen in der rechten Ordnung zum Verdienst an, so steht ja wohl die Wahrheit unerschütterlich vest da, daß wenn auch Friedrich der Einzige Fehler gehabt hätte, die doch ich und ihr, lieben Leser, nicht genau bestimmen können und dürfen, so bleibt er doch seinen Unterthanen und der ganzen Welt, die ihn kannte, der allergrößte Mensch und König. Ein König, der ein guter Mensch, und ein Mensch, der ein guter König war. Welch seltene Erscheinung in der Welt!

Nun hoffe ich mich über die Ausgabe dieses letzten Theils meiner Volksschrift gerechtfertiget zu haben: ob ich aber in der Ausführung meine Leser befriedigen werde? das wird nun erst zu erwarten seyn.

Die schon erwähnten Wünsche der Berliner Monatschrift gehen dahin, daß nicht jeder einzelne Theil des grossen Gemähldes von unserm Friedrich einzeln vorgelegt werden soll. Ich setze voraus, daß ich kein Gemählde weder zu entwerfen noch auszumahlen fähig bin,

son-

sondern ich will nur jedes Verdienst, also jeden charakteristischen Zug des grossen Mannes, wie ich ihn selbst fassen konnte, meinen Lesern anschaulich machen. Wenn ich auch in der That Friedrichs ganzen Charakter durchschaute, so fehlt mirs doch gewiß an Kraft, auch der kleinsten Handlung ihre richtige Triebfeder anzuweisen. Des Monarchen viel umfassenden und reichhaltigen Charakter in seine Theile zu zerlegen, wird vielleicht leichter seyn, als alle diese Theile zusammenzufassen, und sie richtig zu einem Ganzen voll Ebenmaaß und Schönheit zu ordnen. Man sei Denker genug, um sich ganz in Friedrichs Geist hinein zu studiren; man habe Philosophie des Lebens genug, um über menschliche und auch über Friedrichs Handlungen richtig und fein zu urtheilen; man sei fern von Parteisucht und Einseitigkeitshang; man habe überdieß feurige und hohe Einbildungskraft, rastlosen Eifer und kalte Bedächtlichkeit: so sind diese in einem Menschen so selten vereinbarte Talente doch wohl dann nur anwendbar, wenn ich ein Gemälde hinstellen will, was dem Kunstkenner Gnüge thut. Ich zweifle nicht, daß nicht auch mein Publikum Gemälde der Raphaels, Dominehino, Tintorets, Correccio und andrer grossen Mahler schön finden sollte; aber sind sie vor sie das, was sie vor den Kunstkenner sind? Uebersieht es nicht gewiß das Eigenthümliche des Pinsels, der Farben-

gebung,

gebung, der Haltung, des Umrisses und der Gruppirung des grossen Meisters? Muß man nicht, wenn man dem Nichtkenner nüzlich werden will, die einzelen Schönheiten dieser Meisterstücke zerlegen? alles erst recht vorzählen, um denn die Ueberzeugung zu bewirken, das sei wirklich ein Meisterstück?

Das Gemählde ist schon da — von einem grossen Meister verfertiget. Mein Führer, der mir die Schätze der Bildergallerie zeigt, stellt mich an das herrliche Stück hin, und wenn ich gehört habe, oder er mir sagt, das sei ein Meisterstück des Künstlers, und ich nicht Kunstkenntniß und Kunstgefühl genug habe, auch einzusehen, warum er dieß ein Meisterstück nennt, so entwickelt er mir nun alle einzelne Schönheiten, zerlegt das Gemählde in seine Theile, und belehrt mich, aus welchen Ursachen das Urtheil des Publikums über diese Mahlerei eine allgemeine Bewunderung ist.

So stehe nach meinen Gedanken **Friedrich** der Einzige als das Meisterstück des Schöpfers vor uns! Daß viele meiner Leser selbst schon verstehen, wie sie das zu beurtheilen haben, weiß ich gar wohl. Sollten aber nicht auch noch viele unter meinem Publikum seyn, die es gerne sehen, wenn ich mich zum Erklärer aufwerfe, der ihnen deutlich macht, warum **Friedrich** allgemein

der Einzige, Gröste und Beste genennt zu werden verdient? Hätte ich also auch Kopf und Herz genug, wie ich beides nicht habe, den Charakter des verewigten Monarchen so gedrängt und meisterhaft zu zeichnen, Licht und Schatten unnachahmlich zu vertheilen, so müste es doch nicht in dieser meiner Volksschrift geschehen. Würde ich wohl meine Absicht bei meinem Publikum erreichen? oder auch nur es recht anlegen, sie erreichen zu können, wenn ich ohngefähr in diesem Styl von Friedrich dem Einzigen schriebe: „Er war Reformator auf altpreußi„schen Fuß, wie Peter I. auf altrußischen. Er wurde „hauptsächlich durch drei Göttinnen gebildet: durch die „strenge preußische Zucht seines rauhen Vaters, durch „den Heldenruhm Karl XII. und durch das Siecle de „Louis XIV. Unter Waffen, Sparsamkeit und Sub„ordination und bei Biersuppen erzogen, weihte er sich „ganz der Ehre, und mich dünkt, kein König habe so al„les, was Ehre macht, in der Geschichte und dem Geist „seines Zeitalters aufzusuchen, und mit anhaltender Be„stigkeit anzuwenden gewust, als eben Er. Er verband „englische Freiheit mit französischem Witz und Monar„chiengeist; die strenge Ordnung seines Vaters mit der „leichten Philosophie Voltaires; das französisch-englische „mit dem physiokratischen Finanzsystem; die Klugheit „der Sally und Oxenstierna mit der List der Richelieu

„und

„und Mazarini; die veste Tapferkeit Karl XII. mit der „Genauigkeit der Türenne und Eugeniusse, zu einer „Masse zusammen, welche die meisten politischen Wun„der neuer Zeit bewirkten.„ (S. über europäische Republik Th. 1. S. 164. und 168.) Les't und überdenkt, liebe Leser, diese kleine Probe. Ist sie für euch?

Ihr sollt, Freunde und Verehrer unsers grossen Friedrichs, in diesem letzten Theile meines Werks nicht durch zusammengehäufte Darstellung seiner Grösse überrascht und hingerissen werden, sondern es ist mir an eurer Ueberzeugung gelegen, daß er als König sich wahrhaftig vor der ganzen Welt für seine Staaten und für sein Schlesien ewig unvergeßlich gemacht. Zu dieser Ueberzeugung führet die Kenntniß aller seiner einzelnen Verdienste sichrer und gewisser, als das Anstaunen der kunstvollsten Schilderung, die eben so wahr und an sich wirklich meisterhaft ist, aber eure Denkkräfte übersättiget. Daher werde ich nicht wagen, in jener verlangten und vor Kenner freilich angenehmen Kürze zu schreiben, sondern ich muß so weitläuftig seyn, als ich für nothwendig halte, meinen Endzweck zu erreichen; ich muß den Geist dieses grossen Geistes so vielfach zergliedern, als ich vor nöthig finde, um euch ganz in die grosse Königsseele blicken zu lassen, die auch im Kleinsten groß

war. Billig urtheilende Leser werden finden, daß ich nicht ohne Noth irgend etwas dehne, eure Aufmerksamkeit ermüde und euer Urtheil verschleppe. Aber freilich werden mir auch manche Wiederholungen schon aus vorigen Theilen bekannter Dinge, Trockenheit und fade Behandlung vorwerfen können, wenn sie irgend vergessen wollen, daß meine Schrift nicht in die Büchersammlungen der Gelehrten bestimmt ist, sondern daß ein paar tausend Exemplare in den Händen der Bürger und des Landmanns sind.

So wie ich mich in dieser Volksschrift durchgängig so vest an die Wahrheit hielt, als ich nur Mittel hatte, sie allein vest zu halten, so will ich auch wohl gern sie mit eben dem Vorsatz und mit eben der Bemühung vollenden. Bei allen solchen Nachrichten und Darstellungen ist ihre Zuverläßigkeit allerdings eine sehr wichtige Bemerkung. Ich schöpfe nicht gern aus Quellen, die, weil sie namenlos in die Welt gekommen sind, vielleicht nicht ganz rein seyn dürften, und ich werde mich bei etwanigem Zweifel oder Verdacht ihrer, so viel als möglich ist, enthalten. Doch kan ich diesem Uebel nicht ganz ausweichen; aber der Fälle dürften gewiß wenige seyn: denn wenn auch nicht allemal der Name des Verfassers auf dem Titelblatt der Schrift steht, so weiß ich

doch

doch fast von den meisten, von wem sie geschrieben oder gesammlet worden sind.

Auf eigentliche Anekdoten dürfte ich mich nur alsdenn einlassen, wenn ihnen nicht widersprochen worden ist, und wenn sie einen ganz klaren Beweis irgend einer Behauptung von unserm Friedrich geben. Die Reden, Urtheile und Fragen eines so witzigen und scharfdenkenden Kopfs, wie Friedrich war, gaben freilich unzählbare Anekdoten, und wenn ich ihre Verbindungen weiß, wenn sie nicht mißverstanden sind, so sind sie doch auch nicht zu verwerfende Zeugnisse für oder wider den Mann, der sie so oft und aus dem Stegreif redte.

Ich werde also so wahr schreiben, als ich kan. Was mir ein Herzberg, Luchesini, Zimmermann, Büsching, Nikolai, Engel 2c. verbürgen, das nehme ich vor wahr an, und die Namen solcher Männer sind bei euch wohl auch geltend genug? So interessant sonst auch das Werk des Grafen von Mirabeau über die preußische Staatsverfassung König Friedrichs des Zweiten ist, so hat es doch auch diesen Fehler, daß in der That nicht alles wahr ist. Er hat manches nicht verstanden, im unrechten Licht gefaßt, Altes mit Neuem verwechselt, und manche unrichtige Schlüße gezogen. Das wollte

nun ich nicht gern — aber Unwissenheit nach möglichst angewandter Mühe entschuldigt doch wohl ein wenig!

Dank sei der Vorsehung, die uns in einem Zeitalter leben läßt, in welchem man nicht fürchten darf, von Fehlern der Könige zu sagen, daß es Fehler sind. Spinoza sagt schon in seiner philosophischen Schrift, daß jedem erlaubt seyn müsse, zu sagen, was er denke, und zu denken, was er wolle. Jedes Volk begab sich bei Einrichtung der Staatsverfassungen des Rechts, nach seiner Willkühr zu handeln, nicht aber des Rechts, zu schliessen und zu urtheilen. Niemand darf also wider den Befehl des Regenten handeln, ohne die höchste Gewalt zu verletzen; aber man kan darüber mit Vernunft urtheilen. Dieser Behauptung des Mannes, der so weit weise dachte, als Vernunft denken läßt, wird wohl niemand widersprechen. Es ist diese menschliche Freiheit dem Throne gar nicht gefährlich, denn ihr Mißbrauch bleibt immer Sache, die ein Monarch nicht dulden darf noch soll. Aber Jahrhunderte lang glaubten Fürsten, einen Theil ihres Majestätsrechts auch dadurch zu behaupten, daß sie es zum Hochverrath machten, wenn ein Unterthan anders dachte und schrieb, als es der Regent haben wollte. Friedrich der Weise und auch sein Nachfolger schätzen Majestätswürde viel zu sehr, als daß

sie

sie denkenden Wesen eiu Stillschweigen auflegen wollten, so lange Vernunft sie leitet, und nicht leidenschaftlicher Betrug sie zu bloßen unnützen Schwäzern und Schreiern herabwürdiget. Daher kan ich auch ganz treu erzählen, was ich von dem Höchstseligen Könige weiß, und geben mir seine Geschichtschreiber Beweise von solchen Fehlern, die es werth sind, daß man sie Fehler nennt, so werde ich sie nicht verdecken. Ich hab's auch nicht Ursach; denn gegen einen Fehler des Einzigen stehen gewiß tausend Vollkommenheiten, und nicht ich, sondern Männer von Ansehen haben hier und da kleine Flecken vou dem Manne bemerkt.

Mein König sei endlich auch in diesem letzten Theile nicht nur Held, und meine Schrift das Heldengedicht. So thöricht es, wie ich schon gesagt habe, seyn würde, seine Thaten glänzender vorstellen zu wollen, als sie sind, weil dieses in der That ganz unmöglich ist; so armselig würde es vor mich seyn, wenn ich noch mit allerlei Zierrath des Styls diesen Schluß meiner Erzählung aufstuzzen wollte. Ich habe nicht nöthig gehabt, durch irgend einen schriftstellerischen Kunstgrif meine Leser anzulocken. Der Mann, dessen Leben ich schrieb, war seinen Zeitgenossen zu werth, als daß sie nicht gern ein Buch von ihm lesen wollten. Die Sache selbst lag uns so nahe,

und unsre guten Schlesier sind des guten Eindrucks viel zu leicht empfänglich, als daß ihnen nicht iede Erinnerung an die grosse Regierung des Einzigen **Friedrichs** sollte willkommen gewesen seyn. Würden sie nicht alle meiner lachen, wenn ich irgend einen Parteigeist verriethe? Es ist in der Welt nichts lächerlicher, als wenn ein kleiner unbedeutender Mensch, der von den Handlungen der Grossen der Erde schreibt, sie nicht so vorträgt, wie sie die Geschichte liefert, sondern einseitig erzählt; oder wenn er seine Leser in die Ursachen und Triebfedern der Regentenunternehmungen führt, den einen auf Unkosten des andern zum Weisen und Grossen erheben will. Wenn Regenten groß und weise genennt werden sollen, so müssen sie die Stimmen der Völker vor sich haben, nicht blos ihrer Unterthanen, sondern auch der Ausländer, welche frei reden und unbefangen urtheilen können.

Fast von einem Weltende zum andern hat Friedrich den allgemeinen Namen der Weise, der Grosse, der Einzige. Wenn ich ihn also so nenne, seine Handlungen euch erzähle, und ihr findet sie des Namens würdig, so thue ich nichts, worüber man mir eine vorgefaßte Meinung anschuldigen könnte. Nur mit dem Vorsatz will ich also auch dieß Werk vollenden, daß ich nie die

schul-

schuldige Hochachtung gegen andre gekrönte Häupter aus den Augen setze, und dennoch auch meinen König so zeige, wie er war. Dazu brauch ich denn keine ängstliche und künstliche Wahl von Worten, keinen gedrechselten Periodenbau der schönen Geister, nicht einmal kühne witzige Wendungen, sondern deutlich, bestimmt und wahr, treu und unparteiisch zu seyn, ist die Regel, die ich mir gemacht habe, und ich werde gewiß nur denn abweichen, wenn mich unaufhaltbare Menschenschwachheit hinreissen sollte.

Man kan überdieß auch wohl noch von mir fodern, daß ich mit möglicher Klugheit und Vorsicht schreibe. Man kan freilich eine und eben dieselbe Sache auf sehr verschiedene Art sagen. Mir würde die derbe Art eines Büschings und Zimmermanns nicht mißfallen; allein vielleicht würde man aus meinem Publikum das unehrerbietig finden, was blos körnichter voller Ausdruck ist. Meine Leser sind in den vorigen Theilen mit meiner Schreibart und Sachenstellung zufrieden gewesen. Kein Kunstrichter hat mich damit aus der Schriftstellerwelt zurück gewiesen. Ich kan also so fortschreiben, wie ich bisher gethan habe, und lebe des guten Vertrauens zu meinen Lesern, daß sie da verbessern werden, wo sie Verbesserung vor nöthig finden; wenn sie Stellen finden,

die einer Mißdeutung fähig sind, immer die wahreste und beste Deutung sich denken, und wenn sie Unwahrheiten finden, sich gewiß überzeugen, daß ichs nicht besser gewust habe, weil die Mittel, mich besser zu unterrichten, mir unerreichbar waren.

Es war während des Schreibens des Lebens des grossen Mannes ganz unvermeidlich, daß sich nicht hier und da, unter einer solchen Menge von Thaten, Unrichtigkeiten einschlichen. Sie entstunden theils aus Mangel gegründeter und zuverlässiger Nachrichten, theils aus der Art, wie im siebenjährigen Kriege jede Partei ihre Sachen behandelte. Ich hänge also meine sorgfältig gemachten Berichtignngen dieser Volksschrift, meinem Versprechen gemäß, diesem Theil an. Die meisten sind nach der Angabe des Monarchen selbst in seinen vortreflichen hinterlassenen Werken. Wenige habe ich noch aus Quellen erhalten, deren Reinigkeit ich nicht bezweifeln darf, wie z. B. von der Einnahme der sächsischen Vestung Stolpe &c.

Ich hätte nun meinen werthesten Lesern nichts mehr zu sagen, als daß ich sie an den Vorbericht zur ersten Auflage des ersten Theils erinnere. Da bekannte ich mit wahrer Offenherzigkeit, daß ich mir kein andres Verdienst anrechnen würde, als das, daß ich euch und

euren

euren Kindern doch ein Büchelchen gegeben habe, welches euch nüzlich seyn kan. Dieses habe ich in der Vorrede zum zweiten Theile sehr ernstlich wiederholt, und da ich etwas von dem zuerst angekündigten Plane abgehen muste, so gab ich auch im Vorbericht zu dem dritten Theile Rechenschaft davon, die mit dem aufrichtigen Zusatz begleitet war, daß es immer meine Absicht sei und bleibe, **Friedrichs** Andenken unter euch, so gut ich kan, wenn nicht zu verewigen, doch wenigstens zu verlängern.

## Erste Abtheilung.

### Friedrich der Einzige zeigte schon als Jüngling seinen grossen Geist.

Wer eimal ein grosser Mann werden soll, den muß die Natur schon dazu bestimmt haben. Es kan allerdings die beste Anlage vernachlässiget und verdorben werden, und wer seine Seelenkräfte nicht früh übt und bildet, aus dem wird bei den treflichsten Anlagen doch nichts Rechts. Aber auch der eisernste Fleiß und die sorgfältigste Uebung richtet da nicht viel aus, wo der Geist dazu mangelt. Erziehung, richtige Behandlung unsrer Jugendlehrer, und Exempel, die uns anschaulich gemacht werden, ermuntern und wecken die schlafenden Werkzeuge, die etwan die Menschenseele zu ihrem Denken brauchen kan; aber sie in die Schwingung zu bringen, durch welche der fähige Knabe schon als Knabe sich auszeichnet, das ist nach allen Erfahrungen selten möglich, folglich fast unmöglich. Es war also nicht die Erziehung allein,

welche

welche unsern Einzigen Friedrich so hoch über alle Kronprinzen seines Zeitalters erhob; nicht der Fleiß allein füllte seinen wißbegierigen Geist mit der Menge von Kenntnissen, die er schon in seinem Jünglingsalter hatte; nicht sein Studium machte aus ihm den scharfsinnigen Kopf, und weder Beispiel noch ausserordentliche Veranlassungen gaben seiner Seele die Richtung, aus welcher sein im Ganzen gewiß guter Geschmack schon in den Jahren entstand, da meist der junge Fürst sich mehr vor Prunk und Geräusch, als für philosophische Stille fühlte. Daß Friedrich dieß alles war, lehrt uns seine Jugendgeschichte unbezweifelt, und die Ursache, daß er in seinen ersten Jahren schon so viel seyn konnte, suche ich mehr in den vortreflichen Gaben, die ihm der Schöpfer in einem ungewöhnlichen Maaß gegeben hatte, als in seiner Erziehung, die allerdings beitrug, seine Soldatengröße zu gründen, aber auf den eigentlichen Menschen und Regenten, doch wohl zu wenig Beziehung haben konnte. Aus seinem Kindesalter weiß ich nichts, das mich veranlassen könnte, es hier anzuführen. Aber ich finde den Schluß sehr richtig, daß der Jüngling, der, sobald er nur etwas für die Welt tritt, gleich Proben seines grossen Geistes giebt, der muß auch in seinen Kindesjahren schon viele Züge seiner ädlen Seele gegeben haben.

Meine

Meine Leser erinnern sich, wenn Friedrich geboren war, und in welchem Jahr er die Regierung seiner Staaten übernahm. Dieser Zeitabschnitt enthält doch nur die Jugendjahre dieses unsterblichen Monarchen, und eben in denselben zeigte er schon, daß er ein ausserordentlicher Mann werden müsse, wenn es dem höchsten Wesen gefallen sollte, diese Frucht reif werden zu lassen. So wie es überhaupt die Lieblingssache seines preiswürdigsten Herrn Vaters war, alles soldatisch und noch dazu mit einer damals auffallenden Strenge zu behandeln, so muste sich auch dieser kostbare Sohn nach diesen Grundsätzen richten, und es ist wahrscheinlich bewundernswerth, daß wir nicht mehrere und stärkere Zeugnisse von seinen Bemühungen, mit seinem freien Geiste diesem peinlichen Zwange zu entschlüpfen, wissen, als wir wissen. Ein Thronerbe fühlt sich doch wohl als solchen, und sucht sich für seine Einschränkung schadlos zu halten. Dazu fehlts ihm auch nicht an Mitteln, Gelegenheiten und Helfern. Aber der grosse Geist schickt sich in die Zeit, und läßt sich vielerlei als eine traurige Nothwendigkeit gefallen, was dem Fürstensohn von geringerer Kraft unerträglich wird. Mit wahrer Seelengröße gab er der manchmal rauhen Behandlung seines zärtlichen Vaters nach. Bei ieder Gelegenheit zeigte er sich als den Sohn voll kindlicher Ehrfurcht. Es schien ihm ein angenehm Geschäft zu

seyn,

seyn, seinem Herrn Vater bei seinen Gichtschmerzen vorlesen zu dürfen. Er erfüllte so manchen Befehl desselben mit einer Pünktlichkeit und Genauigkeit, die ohnmöglich blos aus einem furchtsamen Gehorsam entstehen konnte, sondern ich bin überzeugt, daß es ganz sein Sinn war, sich die Zufriedenheit seines Vaters und seines Königs zu erwerben. Blos die überwiegende Neigung, die Welt kennen zu lernen, und sich im Auslande mehrere Kenntnisse zu verschaffen, verleitete ihn zu dem Schritt, sich einmal von seinem Vater zu entfernen, und wenn der junge feurige Geist und kraftvolle Prinz in dem ewigen Einerlei seines Hofes ermüdet, und denn einmal einen Sprung waget, so ist freilich ein Theil des Publikums bereit, ein Wagstück, das in der Ausführung mißlingt, zu tadeln; aber der unparteiische Beobachter einer solchen Begebenheit sieht doch wohl in dem Prinzen, der dieß unternimmt, den grossen, freien, thätigen Geist.

Friedrich Wilhelm war ein so guter Wirth, daß er seinem Thronerben gewiß kaum so viel zu seinen Bedürfnissen gab, als ein kleinerer Fürst seinem Erben giebt. Ich habe noch keinen einzigen Beweis, aus welchem man sehen könnte, daß unser Einziger **Friedrich** nicht schon in seinen Jünglingsjahren mit ieder Summe haushältig umgegangen sei. Mit grosser Mühe und

Be-

Behutsamkeit muste er sich kleine Zuschüsse verschaffen, und diese geborgten Gelder machten nicht seine Tafel üppiger, seinen Hof schwärmender, und seine Vergnügungen weichlicher, sondern sie dienten ihm blos zur Erweiterung seiner Kenntnisse und zur Bildung seines grossen Geistes. Die Geschichte erzählt uns von vielen Thronfolgern, die ebenfalls, ehe sie zur Regierung kamen, beträchtliche Summen erborgten, und sie für Maitressen, Jägerei, Hoffeste und zur Bezahlung ihrer Günstlinge verwandten. *Friedrich* verschafte sich damit blos kräftigere Nahrung seines emporstrebenden Geistes, oder unterstüzte damit das von ihm schon erkannte Verdienst. Er hatte um sich her keine Rotte Schmeichler versammlet. Es waren ädle Freunde, die er geprüft hatte.

Ein sehr hervorstechender Zug seiner jugendlichen Grösse. Das Jünglingsalter wird leichter eingenommen, als die Jahre, in welchen uns Ueberlegung, Scharfblick und Erfahrung Menschen kennen lehrt. Ich weiß aber auch nicht ein Exempel, daß sich dieser Prinz hätte täuschen lassen, oder daß er nicht gar bald den unredlichen Mann entlarvt, und schnell von sich entfernt hätte. Mit dieser in seiner Jugend schon so geübten Kraft, Menschen zu beurtheilen, verband er das fühlbarste Herz von der Welt. Er war seiner Freunde wahrer Freund.

Wie ädel dankt er seinem Freunde dem Herrn von Suhm vor jede Bemühung, die er vor ihn unternahm. Wie fein betreibt er die Verbindung mit diesem seinem Freunde, um ihn keiner Verdrießlichkeit auszusetzen. Wenn er, da er seinen Katt sterben sehen muste, in Ohnmacht hinsinkt, so ist das doch gewiß ein Zeugniß eines fühlbaren Herzens, welches das Opfer, das um seinetwillen fällt, und das er nicht retten kan, nicht kaltblütig stürzen sieht, sondern dabei viel leidet. Ein grosser Geist, der hartherzig ist, der's schon in seiner Jugend ist, wenn Gewohnheit und Politik seine Empfindung nicht abgehärtet hat, ist gewiß nicht ganz groß. Wir werden noch sehen, daß Friedrich der Einzige selbst dann noch fühlbar war, wenn er schon manch Schlachtfeld gesehn hatte, und in blutigen Kriegen Menschen würgen lassen muste. Jezt sei es uns genug, zu wissen, daß der Kronprinz auch diesen Zug eines grossen Geistes in seinem Jünglingsalter bewies.

In dem Zeitalter, in welchem Friedrich der Einzige sich anfing zu bilden, war das gründliche Studiren bei weitem nicht so erleichtert, als es nachmals worden ist. Die Erziehung der Vornehmsten war ziemlich pedantisch, und der Unterricht gröstentheils in der Art, daß er eher Ekel als Liebe zu den Wissenschaften in jungen Gemüthern erweckte. Die Schriften der Römer und Grie-

Griechen wurden zwar häufig mit Jünglingen gelesen; aber es waren mehr Sprachübungen, als daß man aus dem Geist dieser Alten hätte schöpfen wollen, und das vor gegenwärtige Zeit Brauchbare daraus anwenden. So bekam denn auch unser Kronprinz diese treflichen Werke in die Hände, und sein grosser Geist blieb nicht an der Nettigkeit ihres Styls und an ihrer grammatischen Richtigkeit hängen, sondern er drang tiefer in sie ein. Er studirte sie mit Geschmack, und der nur grossen Seelen eignen Anwendung. Er bemerkte nicht blos, wie angenehm der Geschichtschreiber eine Begebenheit seiner Zeit erzählte, sondern er umfaßte den Gang der Begebenheiten, die in dem Buche vorgetragen wurden. Die Politik der Griechen und Römer gaben ihm reine, abgezogene Begriffe von den Ursachen, durch welche jene Staaten blühender wurden, und durch welche sie sich endlich so lange schwächten, bis sie gänzlich zernichtet werden konnten. Er staunte nicht den Feldherrn an, der sich in den damaligen Kriegen hervorthat, wie schwache Köpfe thun, sondern er versetzte sich in ihre Lagen, Handelweise und Unternehmungen. Die Ereignisse der damaligen Zeit wurden ihm lehrreich, weil er sie mit neuern Vorgängen ernsthaft verglich, und er gab sich durch dieses so frühzeitige gründliche Studium eine Vestigkeit in seinen Grundsätzen, von der er in seinen fol-

genden

genden Regierungsjahren selten oder niemals abgehen durfte. Es ist die einmüthige Stimme aller gründlich Gelehrten, daß das Studium der Alten den besten Grund zur Bildung unsers Geschmacks legt, und da das Friedrich in seinem Jünglingsalter schon erkannte, so ist das eine Seltenheit, die man im gemeinen Leben wohl nicht unbemerkt lassen kan, die aber vorzüglich an einem Thronerben einen grossen Geist verräth.

Friedrich war ein deutscher Prinz. Am Hofe seines Herrn Vaters galt *alles* Ausländische sehr wenig. Ueberhaupt war der Geist der Deutschen damals vielleicht am wenigsten zur Vorliebe irgend eines fremden Volks gestimmt; man müste mir denn die spanischen Sitten am Wiener Hofe hier entgegen setzen wollen. Gewiß ists aber doch, daß Friedrichs Erziehung und Unterricht, nach Friedrich Wilhelms Sinn, nicht nach französischer Manier seyn sollte. Es waren zwar Franzosen in Berlin und Potsdam, und auch unter unsers Friedrichs Lehrern und Erziehern war einer von dieser Nation. Dieser gab allerdings die erste Gelegenheit, daß der junge Prinz mit diesem Volke und mit ihren Fortschritten in der Litteratur bekannt werden konnte, aber er entschied warlich selbst, und niemand lehrte es ihm, daß die Franzosen damals Vorzüge vor den Deutschen hatten. Ein Prinz, der nicht Friedrichs Geist

hatte, würde dieß leicht übersehen haben. Es war eine Probe seines richtig urtheilenden Geistes und seines schon damals feinen Geschmacks, daß er denen französischen Gelehrten und ihren Werken einen Vorzug vor den deutschen gab, und kurz vor dem Ende seines Lebens, da sich unterdessen die Deutschen mehr gebildet hatten, nahm er sein sonst behaltenes Urtheil mit großmüthiger Aufrichrichtigkeit in etwas zurück; ja in einem Briefe an d'Alembert, nach seiner vorletzten Krankheit, schreibt er: „Ich liebe das Gründliche, und wenn ich wieder jung „werden könnte, so würde ich ganz gewiß von dem Fran„zosen ein Apostat werden, und mich auf die Seite der „Engländer und Deutschen schlagen.„ Er sagt in seinen hinterlaßnen Werken selbst davon, daß ihn die Feinheit, Anmuth und Leichtigkeit der Franzosen, womit sie alle Gegenstände behandelten, gereizt hätten. Das war unter den Deutschen nicht so. Der Krieg hatte diesen Grad der Bildung verhindert. Die Professoren dozirten präzeptorenmäßig. Die Erzieher und Lehrer hatten selbst keine Erziehung und keine hellen Köpfe. Die Schauspieler der Deutschen waren plump, und schmuzige Hanswurste spielten geistlose Stücke, vor welchen die Schamhaftigkeit erröthete. An verschiedenen Höfen waren Hofnarren oder Hofpoeten. Er hatte selbst bei seinem Besuche mit seinem königlichen Vater, den er an

dem Dresdner Hofe abgelegt hatte, da man ihm zu Ehren ein Vogelschiessen hielt, gehört, wie der Dresdner Hofpoet bei dem Austheilen der Preiße Schnurren und fade Verse hersagen muste. Das war nun alles seinem grossen Geiste widrig, und er studirte als ein Kopf, der das Beßre dem Schlechtern vorzog, die Schriften der Franzosen, und verglich sie mit allen andern gelehrten Arbeiten. Er verwarf deswegen nicht alle deutsche Gelehrte seines damaligen Zeitalters. Leibniz und Thomasius nennte er grosse Männer. Von Wolfen sagte er zwar, daß er nicht so feurig schriebe als Leibniz, daß er wiederkäue und weitschweifig würde; doch studirte er seine philosophischen Werke mit einer Beharrlichkeit und Genauigkeit, welche nur dem Jüngling eigen seyn kan, der einen grossen Geist hat. Dieser von unserm Einzigen Friedrich behauptete Geist zeigte sich noch deutlicher in seinem so weisen Urtheile über Gelehrsamkeit und Gelehrte. Jenes zuerst angeführte war nur Bemühung, wozu ihn sein grosser Geist antrieb; denn ädle Wißbegierde ist ein untrüglich Kennzeichen eines fähigen Kopfes. In seinem Urtheile verrieth er, daß sein Fleiß nicht vergeblich gewesen, und daß seine Kenntnisse nicht eine durch einander aufgehäufte Masse einzelner Sachen waren, sondern daß er daraus Schlüsse und Urtheile zu bestimmen gelernt hatte. Er urtheilte über

die grösten Naturforscher des vorigen Jahrhunderts. Ich nenne auch ihre grosse Namen, damit, wenn ihr einmal einen oder den andern nennen hört, ihr auch wißt, was diese Männer waren. Es waren unserm unsterblichen König diese grossen Männer schäzbar, z. B. Deskartes, Newton, Torizelli, Gorike, Dúfay, Ellert, Lieberkühn, Rügsch, Börhave, Hartsökker, Leumenhök, Trembly 2c. Auch die Weltweisen Bayle, Lokke, Fontenelle, Hobbes, Collin, Schaftesburú und Bolingbrekke entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht. Aber er entschied auch. und vielleicht sehr richtig, daß ihm Frankreichs Dichter, Redner und Geschichtschreiber so lieb, und zum Theil noch vorzüglicher wären, als alle Römer und Griechen, die in diesen Fächern sonst so berühmt sind. (Die hinterlaßnen Werke Friedrichs des zweiten, B. 1. S. 76. u. f. w. der deutschen Uebersetzung.)

Schon müssen meine Leser fühlen, welcher ausgezeichnete Geist dazu gehört, sich diese Kenntnisse in einem Alter zu verschaffen, welches sonst das Ernsthafte weniger schäzt, und dessen Herz zu sinnlichen Vergnügungen allerlei Art desto stärker wird, je leichter die Mittel sich darbieten, ihn zu befriedigen. Wenn ein Kronprinz die Naturlehre aus den Werken der angeführten Männer studirt, wenn er selbst die Erdmeßkunst aus dem Euklides zu lernen wagt, so muß er gewiß viel Zeit darauf

wenden.

wenden. Und was würde Friedrich den Einzigen in seinen Jünglingsjahren so oft zu seinen Büchern geführt haben? Was hätte ihn gereizt, sich selbst oft den süssesten Schlaf zu versagen, wenn es nicht der grosse Geist war, der diesen Fürst belebte, und der sich so frühzeitig in ihm entwickelte. Man durfte nur in sein Zimmer treten, so sprang schon die wichtige Beschäftigung dieses ädlen Prinzen in die Augen. Da waren die Wände mit Büchern statt der Tapeten bekleidet, und man sah es jedem Bande an, daß er nicht etwan ungelesen bestauben durfte, und nur zur Parade da stand. Dergleichen Armseligkeiten verlachte der junge Weise. Er litt zwar keine deutsche Schriftsteller in seiner damaligen Bibliothek; aber das that er nur deswegen, weil er aus allen Fächern der Wissenschaften immer das Beste haben wollte, und dieses Beste eher bei den Römern und Griechen, Franzosen, Italiänern und Engländern, nur nicht bei den Deutschen fand.

Schon kündigte das Portal seines Schlosses zu Rheinsberg den Geist seines Bewohners an. Da stund die Ueberschrift: Friederico tranquillitatem colenti, Friedrich, dem Verehrer der Stille. Hätte vielleicht irgend ein Milzsüchtiger Lust, alle diese grosse Beschäftigungen des jungen Friedrichs nicht vor Trieb seines Geistes anzunehmen, sondern sie als eine Folge sei-

ner damaligen Lage anzusehen, so würden diese Einwürfe wahrlich mehr scheinbar als gründlich seyn. Blieben ihm denn nicht tausend Gelegenheiten übrig, sich der Aufsicht und der Sorge seines Vaters zu entziehen? Würde er nicht seinen Herrn Vater völlig beruhiget haben, wenn er exerzirt und blos sich in dem kleinen Soldatendienst geschäftig bewiesen hätte, ohne sich so genau um die Kriegskunst der alten und neuern Zeit zu bekümmern? Würde man es ihm verdacht haben, wenn er auch nicht ganze Nächte durchwacht und studirt hätte? Grossen Pracht konnte er nicht zeigen, dazu waren seine Einkünfte zu eingeschränkt; bildet aber Prachtlosigkeit schon ädlen Geschmack? War das nicht sein Werk in einer Verbindung, wo vielleicht grade an die Bildung seines Geschmacks am letzten gedacht wurde? Zu grossen Festen und zeitfressenden Zerstreuungen war seine Chatoulle auch nicht; aber hätte er deswegen nicht mit allem Fürstenanstand seine Zeit verschwenden und vertreiben können? —

Wandte er also seine Jugendjahre so unnachahmlich schön an, wählte er die Wissenschaften zu seinen Beschäftigungen, und bildete damals seinen Geist zu dem nachmaligen grossen Manne, so konnte wohl die erste Ursache nur in ihm selbst liegen, und diese war der grosse

Königs-

Königsgeist, den ihm sein Schöpfer gegeben hatte. Er war zu der Grösse, die er erreichte, schon geboren.

Wenn man die Briefe, die er in dieser Zeit an seinen lieben Jordan schrieb, lieset, so bewundert man bald den vertraulichen Ton, bald die hervorstechenden Züge seines Witzes, und noch mehr das wohlwollende gute Herz des vortreflichen Kronprinzen. Sie sind manchmal mit Versen untermischt, die man freilich nicht immer schulgerecht kritisiren muß, die aber doch alle Geist und feurige Kraft athmen. Er urtheilte über seine damalige Lage in seinem nachmaligen reifern Alter sehr treffend und wahr, in einem spätern Briefe an diesen seinen Liebling: „Ich hatte damals kleine Freuden, aber es „fehlte auch nicht an Unfällen. Damals schifte ich auf „einem Fluß, gegenwärtig auf offenem Meer.„ Ernsthafter und noch weit mehr Zeuge seines grossen Geistes ist sein Briefwechsel mit seinem bekannten Freunde, dem Herrn von Suhm. Ihm schrieb er den 22ten Mai 1736. „Ich befinde mich nicht ganz wohl, und muß mir mehr „als gewöhnlich Bewegung machen; ich reute also alle „Morgen. Damit ich aber doch nichts von meiner Zeit „verliere, so stehe ich früh auf, um damit das zu gewin„nen, was ich auf der andern Seite verliere.„ In einem Briefe vom 14ten April desselben Jahres an eben denselben sagt er: „Ich finde so viel Vergnügen in ih-

„rem Geist und in ihrer Unterhaltung, daß wenn sie „mir in chinesischer Sprache schrieben, so würde ich chi„nesisch lernen, um mich mit ihnen unterhalten zu kön„nen.„ Sehr launigt ist ein Brief vom 22ten Januar 1732. aus Rheinsberg an diesen geprüften Freund, in welchem er ihm erzählt, daß sein Affe ihm die Handschrift von Wolfs Metaphysik verbrannt hätte. Ich führe diese Briefe blos hier in der Absicht an, um euch, liebe Leser, meiner Behauptung nach anschaulich zu machen, daß unser grosser Friedrich schon in seinen jüngern Jahren alle Kennzeichen eines grossen Geistes im Kleinen und Grossen hatte.

Er bildete sich aber in diesen Jahren nicht blos zur Figur eines Gelehrten, die man an Fürsten wohl schäzt, die aber noch lange nicht ihren nachmaligen Werth allein bestimmen kan. Als ein weiser Prinz war ihm sein Studium nur Hülfsmittel, seinen Geist gleichsam zu schärfen, und dann mit diesem Scharfsinn sich die Regeln zu bestimmen, nach welchen er einmal die glänzende Rolle als König eines nicht unbedeutenden Staats übernehmen wollte. Sein Antimachiavel, aus welchem ich im ersten Theil einige Stellen, die seine Denkart über die Regierung der Völker darstellen, ausgeschrieben habe, beweiset hinlänglich, daß er als Kronprinz schon übersah, wie ein Fürst regieren müsse, der seine Regentenpflicht

erfül-

erfüllen will. Er sah den Irrthum der Fürsten ein, die glauben, Gott habe (das sind seine eigene Worte) blos aus besonderer Sorgfalt für ihre Grösse, für ihr Glück und ihren Stolz die Menge Menschen erschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertrauet ist, und ihre Unterthanen sind, blos zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaften bestimmt.

Die Betrachtungen über den damaligen Zustand des europäischen Staatssystems, die er 1736. niederschrieb, und sein Briefwechsel, den er mit dem Feldmarschall und Staatsminister v. Grumbkow seit 1733. über alle Staatsveränderungen der damaligen Zeit unterhielt, lehrt uns nur gar zu deutlich, daß er in seinen kronprinzlichen Jahren schon sehr daran dachte, was er einst werden sollte. Ein Prinz, der sich schon vorher zu seinem nachmaligen grossen Regierungsgeschäfte vorbereitet, dieses mit so viel Geist und gesunder Vernunft thut, wie es unser Friedrich that, zeigt sich doch wohl auf einer Seite, die unsre Bewunderung verdienet. Dergleichen Prinzen sind nicht alltägliche Erscheinungen.

Da Friedrich seine Zeit als Kronprinz so weise vertheilte, so blieben ihm freilich nicht viele Stunden zu seinen Vergnügungen übrig. Sein Vater schickte ihn überdieß eine Zeitlang nach Küstrin, wo er die ordentlichen Dienste eines Kriegs- und Domänenraths verrichten,

ten, und die der Inspektion seines Departements untergeordnete Städte und Aemter bereisen muste. Zu der Zeit liebte er noch die Jagd so sehr, daß er auf dieser Reise meist ein geladen Gewehr mit sich führte. Einst ließ er seinen Handschuh fallen, und bückte sich im Wagen, um ihn noch zu ergreifen, lehnte sich aber dabei über das geladene Gewehr so hin, daß er es mit dem Arme so stark berührte, daß es losschoß, und der Schuß dicht am Ohr durch seinen Hut streifte. Durchdrungen von den Gedanken, *wie gefährlich ihm dieser Unfall* hätte werden können, sprang er aus dem Wagen, zerschlug die Büchse, auf die er sonst einen außerordentlichen Werth setzte, an einen Baum, und versprach sich selbst mit einer heimlichen Betheurung, daß dieß der letzte Jagdschuß in seinem Leben seyn sollte. Das war er auch: denn ein Mann von Friedrichs Geist hält Wort.

Sein lieberes und ädleres Vergnügen bestand in der Musik. Darinn hatte er es (S. Th. 1.) frühzeitig zu einer nicht gemeinen Vollkommenheit gebracht. Er kannte nicht nur als Kronprinz wahre Musik, spielte selbst Flöte, und war ein grosser Liebhaber dieses himmlischen Geschenks, sondern er wuste auch das Eigenthümliche jedes Instruments so gründlich zu beurtheilen, daß er den Virtuosen vom Leiermann sehr richtig unterscheiden konnte. Seine Umstände erlaubten ihm freilich

nicht,

nicht, in Rheinsberg eine grosse und vollständige Kapelle anzulegen; er that, was er thun konnte. Waren seine Musiker auch nicht so zahlreich als nachher, da er König ward, so waren doch in seiner kleinen Kapelle nur Leute von entschiedenen musikalischen Verdiensten. Der trefliche, allen Musikfreunden gewiß bekannte Violinspieler Ehms war sein Kammermusikus. Der nachmals so bekannt gewordene Fredersdorf ward von dem Kronprinz nebst seinen übrigen guten Eigenschaften auch um seiner Musik willen geschäzt. In seiner Kapelle glänzten die Gebrüdere Graun und Benda, gewiß Männer, die des Kronprinzen Wahl Ehre machten. Sehr genau beurtheilte er die Kräfte und Kenntnisse seiner Musiker, und fand an dem jungen Graun (Karl Heinrich) unter den Deutschen den Mann, der die Vorzüge der italiänischen Kunst kannte, und ihren Geist zu uns überzutragen vermochte. Er legte daher schon in Rheinsberg einen Plan zu einer ausgesuchten Oper an, und arbeitete wohl oft selbst Texte zur Musik, die Balby aus dem französischen Konzept des Kronprinzen ins Italiänische übersezte, und die Graun in den Kammerkonzerten selbst sang. Oft waren solche Singstücke aus den Gedichten des Paolo Rolli. Auch der Graf Algarotti muste einmal unserm Kronprinz ein Singstück liefern, das er durch Graun in Musik setzen ließ.

Ich

Ich würde dieß alles übergehen, es scheint auch wider den Charakter einer Volksschrift zu seyn; da ich mich aber des unverdienten Glücks rühmen kan, auch meine Schrift in den Händen vieler Männer zu wissen, die nicht zur gemeinen Volksklasse gehören, so dachte ich auch für diese Leser nicht zu vergessen, daß Friedrich als Kronprinz einen solchen guten Geschmack in der Musik hatte, der Kenntnisse voraussetzt, und die ein Mann ohne Kopf sich gewiß nicht erwirbt. Ich werde um dieser geehrten Leser willen *auch noch weiter hin* etwas mehr von *seinem guten* Geschmack als König sagen müssen. Könnte ich mit entscheidender Gewißheit den Zustand der menschlichen Seele annehmen, in welchem ihre Kräfte durch eine unmittelbare himmlische Kraft zu einer ausserordentlichen Wirksamkeit erhöhet werden, so würde ich dieß von unserm Einzigen Friedrich behaupten. Waren nicht alle seine Geisteskräfte schon in diesen seinen Jünglingsjahren zu seinen grossen Endzwecken auf eine ganz besondre Art thätig? Er hatte schon damals Enthusiasmus des Herzens und Begeisterung des Verstandes. In ihm war die wahre Kraft des Genies bei der Erblickung iedes Gegenstandes und des Mannigfaltigen desselben, ihn auch in gröster Klarheit zu sehen, und ihn in seinem ganzen Umfange zu fassen. Wenn man nun weiß, daß dazu eine durch scharfes und anhaltendes Den-

ken

ken erlangte Fertigkeit unumgänglich nothwendig ist; wenn Einsamkeit, Stille, ungestörte Aufmerksamkeit dazu erfordert werden; wenn in einem Prinzen Ruhmbegierde und Vaterlandsliebe dazu kommen müssen; wenn nur gesunde Vernunft, ein wohlgesättigter Verstand, eine wohlgeordnete Einbildungskraft, und vor allen Dingen ein gutes, seinen Pflichten treues Herz noch dazu gehören: so wuchsen also alle die herrlichen Früchte, die Friedrich nachmals trug, aus den herrlichen Talenten, die er in seinen Jugendjahren so unverkennbar zeigte und so untadelhaft nuzte.

Friedrich hatte in der That den Beschwerden seiner Jugend den Vortheil zu danken, der Fürstensöhnen selten zu Theil wird. Die Nothwendigkeit, seine Zeit ohne grosses Gepränge zuzubringen, und an den Freuden und Mühseligkeiten eines geringen Zustandes Theil zu nehmen, machte ihn mit den verschiedenen Szenen des menschlichen Lebens und mit den wahren Leidenschaften, dem eigentlichen Interesse der Wünsche und Unfälle der Menschheit, bekannt. Könige, die diese Erfahrung nicht haben, sehen die Welt in einem Nebel an, der alles, was ihnen nahe ist, vergrössert, und ihren Gesichtskreis sehr enge begränzt, den nur wenige aus bloßem Trieb und Wißbegierde um sich her zu erweitern im

Stande sind. (Siehe Johnsons Memoirs of the King of Prussia.)

Da nun unser Monarch dieses Hülfsmittel, ein grosser Mann zu werden, weise brauchte, seine Jünglingsjahre, in welchen er sich in dieser Lage befand, die ein Prinz ohne Friedrichs Kopf und Herz vergähnt haben würde, unnachahmlich ädel anwandte, so habe ich wohl Recht, zu sagen, daß unser Einziger schon als Kronprinz ein ausgezeichnetes Meisterstück seines Schöpfers war. (Siehe davon nach Th. 1. S. 14. u. s. w. dieser Volksschrift.)

Zweite

# Zweite Abtheilung.

## Friedrich, der weise Regent.

Mit solchen königlichen Gaben und so wohl vorbereitet kam nun unser Einziger, nach dem Tode seines höchstseligen Herrn Vaters, zur Regierung. Durch seine lange Regierungsjahre hat er sich nach dem Urtheil der Unparteiischen gewiß als den weisesten Regenten dargestellt. Ich erhebe hier meinen König nicht auf Unkosten anderer gekrönten Häupter, sondern ich erzähle meinen Lesern Thatsachen, aus deren Beobachtungen über unsern Monarchen kein ander Urtheil gefället werden kan, als das, was ganz Europa von ihm längst entschieden hat. Wahre Weisheit zeigt sich in der Wahl der besten und ädelsten Absichten, und in der klugen unermüdeten Anwendung aller guten Mittel, durch welche ich jene wichtige und heilsame Absichten erreichen kan. Sie setzt Seelenkräfte und Rechtschaffenheit voraus. Die Politik scheint ihre vortreflichen Grundsätze erschüttern zu wollen; allein sie ists eben auch, die ohne sie nicht bestehen kan. Es scheint etwas schwer zu seyn, die wahre Weisheit eines Regenten bestimmen zu wollen. Ich denke aber doch, viele Leser damit zu befriedigen, wenn ich den Monarch vor weise halte, der das Wohl seines

Staats, als seine erste Sorge, nie aus den Augen verliert, und alle seine persönliche und Staatskräfte dazu verwendet, dieß auf den ihm möglichst höchsten Grad zu befördern. Unmittelbar wirkt er auf sein Land und auf seine Unterthanen, mittelbar auf seine Nachbarn, und wohl gar auf einen ganzen Erdtheil. Ein weiser Hausvater sucht sein wohlerworbenes Eigenthum zu erhalten, durch erlaubte Mittel zu vermehren, und sich und die Seinigen in einen solchen Wohlstand zu setzen, welcher ihm wenig oder gar keinen Mangel fürchten läßt, und wodurch er auch seinen Mitmenschen nüzlich werden kan. Das thut ein weiser Regent eben also im Grossen. Sein Land ist sein Eigenthum, das sucht er zu erhalten, mit Recht vielleicht zu vergrößern, vor allem Mangel zu schützen, und durch seine Stärke den Leidenden und Bedrückten zu helfen. Habe ich mich in dieser kurzen Bestimmung der Regentenweisheit nicht ganz geirret, so kommts nun blos darauf an, zu beweisen, daß unser Friedrich ein solcher weiser Monarch war. Kenntnisse und Grundsätze gehen immer ihrer Anwendung voraus.

Ein Fürst, der weise regieren will, muß allerdings erst wissen, wie er weise regieren soll, ehe er weise regieren kan. Erinnert euch, liebe Leser, an die treflichen Grundsätze des Monarchen, mit welchen er seine Regie-

rung

rung antrat. (S. Th. 1. S. 33. dieser Schrift.) In seinem Versuch über die Regierungsform und über die Pflichten der Regenten, (s. Th. 6. S. 51. seiner hinterlaßnen Werke) schreibt er:

„Die Fürsten sind nicht mit der höchsten Gewalt „bekleidet, um sich ungestraft jede Ausschweifung zu ver„geben, sich nicht mit Stolz zu brüsten und die Niedern „zu verachten: sie stehen nicht an der Spitze des Staats, „um neben sich einen Haufen Müßiggänger zu halten, „deren Nichtsthun und Unbrauchbarkeit alle Arten von „Laster erzeugt. Der Fürst ist für den Staat, was das „Haupt für den Körper ist: er muß für das Ganze se„hen, denken, handeln, er muß thätig und gerecht „seyn. Er muß sich eine genaue und ausführliche Kennt„niß von der Stärke und Schwäche seines Landes ver„schaffen, sowohl in Rücksicht auf das baare Vermögen, „als auf die Bevölkerung, die Finanzen, den Handel, „die Gesetze und den Geist des Volks, das er beherrschen „soll. Er muß die Kunst lernen, die Staatsbedürfnisse „zu erheben, ohne den Bürger zu drücken. Damit der „Fürst nie seine Pflicht aus den Augen lasse, so muß er „sich immer erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der „geringste seiner Unterthanen. Er muß nicht nur den „ersten Richter, den ersten General, den ersten Minister „der Gesellschaft vorstellen, sondern auch die damit ver-

„bundenen Pflichten erfüllen. Er ist nichts, als erster „Diener des Staats, und muß mit solcher Reschaffen„heit, Weisheit und Uneigennüzigkeit verfahren, als „wenn er jeden Augenblick Rechenschaft ablegen sollte. „Er muß gute Sitten und ihre Reinigkeit aufrecht er„halten, muß das Gute belohnen, und die schändlichen „Thaten mißbilligen und strafen. Nicht blos reiche Leu„te vorziehen, sondern auch persönliche Verdienste aus„zeichnen. Der Regent hat schlechterdings kein Recht „über die Meinungen der Bürger. Müßte man nicht „wahnsinnig seyn, wenn man sich vorstellen wollte, daß „Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: Wir „erheben dich über uns, daß wir gern Sklaven seyn wol„len, und wir geben dir die Macht, unsre Gedanken „nach deiner Willkühr zu lenken? Sie haben vielmehr „gesagt: Wir bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht „zu erhalten, denen wir gehorchen wollen, um weise re„giert zu werden, und uns zu vertheidigen. Uebrigens „fordern wir von dir die Achtung für unsre Freiheit. „So bald jede Art, Gott zu verehren, frei ist, herrscht „Ruhe. Verfolgung ist die Quelle der Bürgerkriege „und Auswanderungen.„

In einem Briefe an Jordan, den 13ten Jun. 1742. aus dem Lager bei Kuttenberg, da er ihm den Frieden meldete, sagt eben dieser grosse König; „Ein Souverain

hat

„hat das Glück eines ganzen Volks zum Ziele, und seine „Pflicht befiehlt, daß er es ihnen verschaffen soll. Um „dahin zu gelangen, muß er sich aufopfern, und noch „weit eher seine Verträge, wenn sie anfangen, dem Wohl „seines Vaterlandes entgegen zu stehen.„ An einem andern Orte nennt er die Knechtschaft der Bauern und die Hofedienste (S. 68. Th. 6.) eine abscheuliche Einrichtung, die aber ohne Schaden unendlich schwer abzuschaffen sei. Eben daselbst bekennt er, daß die Abgaben nicht auf die nothwendigen Lebensbedürfnisse gelegt werden müsten.

Alle seine Unternehmungen beweisen nun, ob er nicht in der That diese ihm so wohl bekannte Regentenpflicht treulich erfüllet habe. Seine stete Sorge war immer, seinem Lande Vestigkeit und neue Stärke zu geben, und ich denke, ein weiser Regent muß eben dafür grade so sorgen, wie es Friedrich that. Was sind sonst seine Befehle? seine besten Anordnungen? Seine unabläßige Bemühungen gingen immer dahin, seine Unterthanen so glücklich als möglich zu machen. Er hat sogar sehr viel beigetragen, ganz Europa Vortheile zu verschaffen, die es vielleicht ohne ihn übersehen und entbehret hätte. Das grosse Beispiel, welches er allen andern Monarchen gab, macht den Zeitabschnitt seiner Regierung zum Jahrhundert Friedrichs. Wenn man das

sammlet, was er während seiner Regierung gethan hat, so erstaunt man darüber, und hat ein bis auf diese Zeit unerhört Exempel vor sich. Seine Politik, Kriegskunst, Finanzverwaltung, sein Privatleben, alles war voll Weisheit, und fand bald Nachahmer, die einsahen, daß ein Regent von Friedrichs Art sehr weise regiere.

Ohnmöglich können kleine Geister oder leidenschaftlich urtheilende Menschen so ganz von der Weisheit dieses Monarchen überzeugt seyn, als der ruhige Beobachter. Sie traf zu oft mit dem Interesse einzelner Personen zusammen, als daß nicht manches als unweise verschrien werden muste. Wenn er die seinem Staat schädliche Willkühr einzeler Menschen oder Stände einschränkte, so that das denen Herren wehe, und doch blieb es eine weise Handlung des Königs, der sein Volk glücklich machen wollte, und daher die Vortheile des Ganzen dem Privatnutzen etlicher Hundert, wie billig, vorzuziehen wuste.

Wie wichtig sind nicht, sagen die gelehrten Verfasser der Berliner Monatschrift, alle seit 46 Jahren von dem grossen König erlaßne Kabinetsordren, zumal wenn deren Veranlassung zugleich bekannt gemacht werden könnte. Sie sind wichtig, theils der Sache selbst wegen, theils zur Kenntniß des Geistes, der sie erließ. Wichtig! — sie mögen betreffen die Zurückberufung des

Welt-

Weltweisen Wolf, und den Nutzen, den iedes Land von einem Manne, der Wahrheit liebt und Wahrheit sucht, hat, oder die Erklärung, daß ieder ehrliche Bürger in seinem Glauben, Unglauben oder Aberglauben, nicht solle gestört werden; sie betreffen die Anbefehlung und Einrichtung neuer Fabricken, oder das Verbot gegen den fernern Anbau der Höckerbuden in Berlin u. s. w.

Schon waren die Staatskräfte des preußischen Hauses unter Friedrich Wilhelm etwas gestärkt worden, aber immer noch blieb sein Staat klein, und nicht eigentlich reich. Daher dachte er bald auf das inn- und äußere Wachsthum seines Landes, zumal da er sehr wohl wuste, wie scheel Oesterreich schon zu der zunehmenden Macht seines Herrn Vaters gesehen hatte. Daß er mit Schlesien den ersten Versuch machte, diesen seinen Vorsaz auszuführen, war nichts mehr als ganz natürlich. Seine Rechte auf den grösten Theil dieses Herzogthums waren zu überzeugend, als daß er nicht gleich hätte daran denken sollen, wo möglich, durch die Wiedererlangung dieser Provinzen eine neue äußere Stärke zu verschaffen. Ich habe dieß sein Recht auf Schlesien im ersten Theil S. 46. u. s. w. angeführt. Hatte er ein Recht zu fordern, was der durch körperliche Eide bestätigte und gewaltsam und widerrechtlich vom Kaiser aufgehobene Erbverein seinem Hause zusicherte? (Denn wenn auch da-

mals keine kaiserliche Bestätigung dazu gekommen war, so brauchten ja die schlesischen Herzoge keine, weil die drei Kaiser Uladislaus, Ludwig und Ferdinand *ihnen* schon das Recht, Testamente zu machen, und ihre *Lande* zu veräußern, feierlich bestätiget hatten. Das Haus Brandenburg, als eingesetzter Erbe, war nicht einmal eingeladen worden, und der Kaiser wurde Richter in seiner eigenen Sache.) Hatte er nicht Recht, sich um eine Strecke Landes zu bekümmern, was seine Vorfahren schon 1675. feierlich begehrt hatten, worüber man ihnen allerlei Entschuldigungen und Anerbietungen vorgemacht, rechtliche Gutachten hatte abfassen lassen, worüber unabläßig am kaiserlichen Hofe war gearbeitet worden, was schon damals alle Welt, außer Wien, für rechtlich erkannte, dem Brandenburg nie entsagt hatte? So war es die wahre Weisheit unsers Einzigen *Friedrichs*, iezt diese Forderungen gültig zu machen, da er eben am besten konnte, Oesterreich unvorbereitet und die Lage der europäischen Staatsangelegenheiten ihm nicht so gradezu hinderlich war.

Wenn nun auch die ächte Stärke eines Staats nicht in seinem Umfange nach Quadratmeilen besteht, so ist doch ein gut regiertes grosses Reich gewiß stärker, als ein eben so gut regiertes Ländgen von kleiner Ausdehnung. Es ist also wohl ein Theil der Regentenpflicht, seinen

Staa=

Staaten die Ausdehnung zu geben, die er ihnen mit Recht und Würde geben kan. Als **Friedrich** einst sah, daß eine andre Macht ihre alte Anwartschaft auf pohlnische Provinzen geltend zu machen anfing, so suchte er die seinigen ebenfalls hervor. Würden nicht aber vielleicht, und sehr wahrscheinlich, Ströme Bluts geflossen seyn, wenn nicht **Friedrich** diese ganze Theilung, da sie einmal angefangen war, leitete? Wie auszeichnend weise hierbei **Friedrich** handelte, wissen gewiß alle, welche den Gang dieser sonderbaren Staatshandlung mit einigem Beobachtungsgeist lesen. Oesterreichs Vortheile bei dieser Theilung waren sichtbar die grösten, und doch ließ 1744. den 23ten April der Oheim des Kaisers, der Herzog Karl von Lothringen, als Deutschmeister, eine förmliche Verwahrungsschrift wegen Liefland, Kurland und Semigallien beim Reichstage einreichen, und dabei die Anzeige machen, daß er sich sein Recht auf pohlnisch Preussen, Pomerellen und die übrigen Länder, welche die Krone Pohlen an den König von Preussen abgetreten hätte, vorbehalte. Das geschah so bald nach geschloßnen Theilungstraktaten von einem mit Oesterreich so nahen verwandten Prinzen. Doch widersetzte sich unser Monarch selbst da nicht, da es noch unentschieden war, ob die Höfe von Wien und Petersburg seine Forderungen billigen würden. Seine Weisheit ließ ihm die Folgen

jenes Widersetzens, den blutigen Krieg, in welchem Oesterreich die pohlnische Faktion verstärket und sicher noch mehr genommen hätte, voraussehen und vermindern. Er wuste Menschenleben, Sicherheit und Eigenthum und etliche Millionen zu erhalten, und doch alles ohne Schwerdtstreich beizulegen. Er erhielt dabei allerdings durch seine neue Erwerbung einen beträchtlichen Vortheil, aber eben das war Weisheit, diesen Vortheil zu erhalten, den weder Oesterreich noch Rußland ihm unmöglich, ohngeachtet ihrer noch größern, gönnte, und deren Absichten, wenn nicht Weisheit alles lenkte, unser Friedrich sich auf den Fall, daß er nichts erhielt, entweder gar nicht hindern, oder sich dem fürchterlichen Kriegsglücke aussetzen muste. Eben so grosse Weisheit war's, daß er Danzig lieber aufgab, als Gelegenheit zu Unruhen gab. So wurden seine Staaten während seiner Regierung von aussen ansehnlich vergrössert und eigentlich kein Land erobert, das heist, er besaß nichts, blos nach dem Recht des Stärkern, sondern alles waren Provinzen, auf die er wohlgegründete Ansprüche hatte, und die jede Familie auf dem Streitfall durch einen Prozeß zu erhalten glauben würde.

In einem ungleich stärkern Licht erscheint Friedrichs Weisheit, wenn man die innere Verstärkung seines Landes ansieht; da ist kein Jahr seines Lebens, welches

nicht

nicht reichhaltig an Staatsverbessernden Anstalten sei. Durch ihn wurde der wahre Werth der innern preußischen Staatsverfassung der Welt erst recht bekannt, denn er gab den weisen Staatsregeln seines glorwürdigsten Vaters mehrern Nachdruck und Leben, durch den philosophischen Geist, mit dem er alles behandelte. Seine Staaten- und Menschenkenntnisse kamen ihm zu Hülfe. Den seltenen Scharfblick des weisen Regenten hatte er in sehr hohem vielleicht einzigem Grade. Alles, was er zum Wohl seiner Staaten anfing, ward wohl und doch eben nicht langsam überlegt. Manches Gesetz gegeben, über welches das Publikum erschrack, und welches doch eben so wohl gewiß ein Zeugniß seiner Weisheit war, als ein andres, welches weniger lästig zu seyn schien.

Hatte er nun durch seine Weisheit seinen Staaten inn- und äußere Stärke gegeben, so dachte er drauf, sich in dieser glorreichen Lage zu erhalten.

Der Weise hat unter den Grossen der Erde seine Neider, wie im gemeinen Leben. Die Eifersucht brütete bald allerlei gefährliche Anschläge vor diesen unsern Monarchen aus, und als ein weiser Regent konnte er solchen Gefahren nicht klüglicher vorbeugen, als wenn er unabläßig dahin arbeitete, keiner Macht in Europa irgend ein Uebergewicht zuzulassen. Dieses grosse Bemühen erforderte allerdings sehr viele Weisheit. Ein Regent,

der dieß sein Augenmerk seyn lassen muß, ist unaufhörlich aufmerksam auf alle Gesinnungen der Höfe des Erdtheils, in dem er wohnet. Ihre Grundsätze, ihre Minister, und ihre Verbindungen, in der Stille und doch *sicher* zu erforschen, fordert seine ganze Weisheit auf, um sich *nie* durch Verstellung und falsche Vorspiegelung täuschen zu lassen, und solche Wege zu gehen, auf welchen er Wahrheit zu rechter Zeit erfährt. Ich beziehe mich auf die Geschichte seiner Regierung, die ich in den vorigen Theilen beschrieben habe. Daraus werden meine Leser sich erinnern, wie genau das **Friedrich** wuste, wie weise er darnach seine Maaßregeln bestimmte, und wie *unnachahmlich* klug er Bündnisse schloß und aufhob, jedesmal nach dem Vortheil, den ihm seine Weisheit so untrüglich lehrte, und wenn auch Bündnisse unter allen Vertheidigungsmitteln die schwächsten und *wankendsten* seyn, so konnte Friedrichs Weisheit sie nach seiner Lage doch im Ganzen nicht entbehren, wohl aber weise benutzen. Ich wünschte, daß alle meine Leser recht innig überzeugt würden, daß **Friedrich** der Einzige der weiseste Regent war. Seine ganze Staatshaushaltung ist der erste besondre Zeuge dafür, und die Bevölkerung eines Staats ist die Quelle seiner Stärke. Dieß wuste sein Hochseliger Vater schon sehr wohl; drum nahm er 20000 Salzburger und über 12000 andre fremde Familien so willig

in seine Staaten auf. Friedrich der zweite sorgte dafür währrnd seiner langen Regierung noch weit mehr. Die Kurmark, Pommern urd Schlesien waren durch den dreißigjährigen Krieg sehr entvölkert worden, so daß nach dem westphälischen Frieden ein grosser Theil der Städte menschenleer standen. Nur allein in der Mark fehlten mehr als 100 Dörfer, die vorher da gewesen waren. Preußisch Litthauen hatte durch die Pest 1709. einen grossen Theil seiner Bewohner verloren, und schon die Vorfahren **Friedrichs** hatten hie und da Vorkehrungen zum Wiederherstellen der Volksmenge gemacht, (So nahm schon Friedrich der erste 12000 um der Religion willen aus Frankreich vertriebene Protestanten, wir heissen sie Hugonotten, auf; Friedrich Wilhelms That steht schon da.) Unser Monarch hat ohnerachtet seiner menschenfressenden Kriege, die Zahl in seinen Staaten verdoppelt, wohl gar mit seinen neu erworbenen Provinzen verdreifacht. Dazu brauchte er als ein weiser Regent folgende Mittel. Er beförderte den Ackerbau, und erbaute Dörfer und Meiereien. Folglich konnten mehr Menschen Brodt und Wohnplätze finden. Er wehrte den Ueberschwemmungen der Flüße, die sonst ganze Strekken Landes durch ihre Ausflüße unbrauchbar machten, verwandelte Teiche und Moräste in trocknes urbares Land, besetzte sie mit Kolonisten, gab ihnen Häuser, Vieh, Acker-

gerä-

geräthe, und befreite sie auf gewisse oft lange Zeit von den Landesabgaben, bis sie sich eingerichtet hatten. Ich führe hier zum Exempel nur die Verwaltung und Urbarmachung des Warthebruches an. Diese Brüche sind acht Meilen lang, auf beiden Seiten des Strohms an der pohlnischen Gränze bis Küstrin. Sie waren weiland der Aufenthalt der Wölfe, Ottern, auch wohl der Bären. Als die Oder eingeteicht wurde, muste sie das Wasser der Warthe zurückdrängen, und als ihre Versandung dazu kam, stund das Wasser der Warthe wenigstens zwei Fuß höher, denn vor hundert Jahren. Friedrich Wilhelm ließ schon einige Gegenden austrocknen und anbauen; aber unser weiser Regent führte das Werk erst ganz aus. Obrist Petri, ein Mann, der in den Niederlanden den Wasserbau studirt hatte, muste dem Monarchen den Plan dazu vorlegen, und er ließ die grossen Schwierigkeiten, die dabei vorkommen würden, auch nicht unbemerkt. Der bekannte Finanzrath von Brenkenhof besprach sich nachher mit dem Könige darüber, verlangte den vierten Theil Unkosten weniger als Petri, und versprach das vorgeschoßne königliche Kapital sogleich zu verzinsen, weil der König diese Interessen zu einer Erziehungsanstalt bestimmen wollte. So fing Brenkenhof 1767. das Werk an, und 1782. war es vollendet. Es kostete über eine Million, und hat, ob es gleich nicht so

ganz

ganz nach dem Sinn des Königs ausgeführt worden ist, doch eine grosse Strecke Landes wohnbar gemacht.

Noch mehr beförderte er diese grosse Absicht durch die Austheilung königlicher Geschenke und Vorschüsse zu ein und zwei Prozent, deren Interessen er vor Schulmeister und vor Witwen und Waisen seiner Offiziere verwandte. Die Mark Brandenburg kostet ihm über 20 Millionen, Schlesien und Pommern noch mehr, und keine Provinz ging bei seinen Gnadengeschenken leer aus.

Seine eigne Güter gab er in Erbschaft, das geschahe mit mehr denn 300 solcher zur Krone gehörigen Aemter und Meyereien. Auf die Eintheilung der Güter und Wiesen, die ein Eigenthümer weit besser benutzen kan als bei den schädlichen Gemeinheiten, setzte er Preiße, und wenn es gleich noch lange nicht zu Stande gebracht ist, weil mancher Gutsherr und manche Gemeinde ihre wahre Vortheile verkennt, so ists doch in mehr als 100 Dörfern glücklich durchgesetzt worden. Der Anbau der Bäume in Wäldern, Gärten und Landstraßen, die Anpflanzung der Maulberbäume und die Austheilung des Samens zu Futterkräutern, waren eben solche weise Anstalten des Regenten, die von wahrer Königsweisheit geleitet wurden. Man erinnre sich an das Jahr 1772. da Theurung und zum Theil Hungersnoth um uns her die Lande drückte. Sah man hier nicht deutlich den

grossen

grossen Nutzen der angelegten Magazine, mit welchen sich Friedrich, der weise Regent, nicht allein auf den Kriegsfall gefaßt hielt, sondern auch in seinen Staaten der allzugroßen Theurung und der Hungersnoth wehrte. Unter seiner weisen Regierung erhielt unser Staat fast alle mögliche Fabriken, durch welche die Landeserzeugnisse verarbeitet, folglich das Arbeitslohn im Lande gewonnen wurde; oder es wurden ausländische Materialien in unserm Lande zu Fabrikatis gemacht, und durch diese doch das Arbeitslohn verdient. Erinnert euch liebe Leser, an die vielen Tuch- Wollen- Lein- Gewehr- und andrer Fabriken die unser Friedrich angelegt, verbessert und blühend gemacht hat. Nur allein die Porzellainfabrik die wir sonst gar nicht hatten, beschäftigte über 500 Menschen, ihre Arbeit ist schön, und ihr Vertrieb sehr ansehnlich. Wenn wir jezt über 5000 Seidenfabriken in unserm Land zählen und ½ Million Seidenwaaren an die Ausländer verkaufen, so ist das ein Beweis mehr, daß Friedrich auch durch solche Sachen seine Weisheit bewiesen hat. Friedrich errichtete eine wahre National-Miliz; 200000 Mann standen stets marschfertig, die Hälfte davon sind Landskinder, die im Frieden drei Monate bei ihrem Regimentern dienen, und 9 Monath das Land bauen helfen können, die andre Hälfte sind Ausländer, die aber meistens im Lande bleiben, mit arbeiten,

sich

sich verheirathen, und die Bevölkerung des Landes ansehnlich vermehren. Unsre Armee soll über 200000 Weiber und Kinder haben! Welchen grossen Umlauf des Geldes muß eine solche Armee machen! Sie wollen doch alle essen und trinken, und was braucht der König vor Menschen, um seine Soldaten zu kleiden und wehrhaft zu machen! Die Abgaben des Landes werden zum Theil durch sie dem Lande wiedergegeben.

Friedrich bewies sich als ein sehr weiser Regent, beides durch seine Erweiterung und durch seine Einschränkung des Handels. Ein Handel, der Geld verschleppet, oder nur etliche Privatpersonen bereichert, muß eingeschränkt werden. Aber die Art des Handels, durch welche der Staat gewinnt, weil er seine Fabrikate versilbert, verdient Ermunterung. Der Handel, bei welchem der Fabrikant und Handwerker gedrückt werden kan, ist nicht der vortheilhafteste; aber solche kaufmännische Geschäfte, durch welche Millionen fremdes Geld ins Vaterland kommen, verdienen, daß der Regent sie unterstüzt, und so viel möglich, erleichtert. Sollte dieß unser weiser Friedrich nicht gethan haben? Ich will nichts davon wiederholen, was ich schon in dem vorigen Theile meiner Volksschrift darüber gesagt habe. Der geneigte Leser wiederholt sichs gewiß selbst.

Nie ging unser eigentlicher Handel so stark nach Spanien, Italien bis China ꝛc. als unter der weisen Regierung unsers Einzigen Friedrichs. Die Ausfuhr betrug jährlich gegen 10 Millionen. Vor 16 Millionen Waaren wurden gearbeitet. Der zwölfte Theil der preußischen Einwohner arbeitet vor den Handel. Man urtheile, ob der Handel lag, ob er nicht im wahren, unserm Staat vortheilhaften Verhältniß groß genug war? Ueber 1200 Schiffe segelten aus den preußischen, pommerschen und ostfriesischen Häven, und 12000 Matrosen fanden dabei Brodt, (z. B. Embden nährt über 500 Matrosen fast allein durch den Heringsfang.) Preußische Schiffe fahren bis Gibraltar, und ihre Zahl näherte sich schon, als Kauffarteischiffe genommen, der Zahl der grossen Seemächte. Die preußische Flagge weht in dem süd- und westindischen Meer, und der Kaiser von Marokko bot unserm überall bekannten weisen Monarchen die Sicherheit seiner Schiffe an, u. s. w. Alle Erzeugnisse unsrer Provinzen waren der Aufmerksamkeit unsers weisen Herrn würdig. Ich hebe aus den übrigen euch bekannten blos etwas von den Mineralien unsers Landes aus. Vor Friedrichs glorreichen Regierung ward blos auf Kupfer gebaut, Andre Anlagen ließ man aus uns damals unüberwindlichen Ursachen liegen. Es war der Weisheit Friedrichs vorbehalten, sie zu besiegen, und

auch

auch in seinem Lande die Schätze der Erde zu öfnen. Er gewann dabei fünf Millionen Thaler, und beschäftigte durch die Bergwerke und den Hüttenbetrieb den 16ten Theil der Landeseinwohner. Der Handel mit solchen Waaren ins Ausland betrug 1,048,803 Rtlr. Ost- und Westpreussen lieferte nicht blos Bernstein, sondern auch Rasenerzt, Salpeter, Mergel, Torf. Man fabrizirt dort Brennstahle, Glas, Bleiweiß, Fayence, Nadeln, Scheidewasser, metallne Knöpfe ꝛc. Pommern hatte außer obigen Sachen noch Salzgruben, und lieferte auch Glas, Kupferwaaren und vortrefliche Schifsanker. In der Neu- und Churmark ging ein hoher Ofen, eilf Stab- und Reckhämmer, die alle Steinkohlen feuerten. Sie hatte Gips, Alaun und Torf, vier Kupferhämmer, ein Meßingwerk, eine Eisendrath- Gewehr und Tressen-Fabrik. Es ward Borax raffinirt, Bleiweiß, Schrot, Blei- und Rothstifte gemacht. In Schlesien grub man herrliche Steinkohlen in Menge, Galmei, silberhaltiges derbes Bleierzt, mancherlei Eisenstein u. s. w. waren gangbare schlesische Produkte. Ueberdieß hatten wir auch Sand- und Gestellsteine und Torf, item Salpeter. In Oberschlesien allein waren 44 hohe Ofen, 147 Frischfeuer, 4 Luppenfeuer, 4 Rothstahlfeuer, 4 Stahlraffinierfeuer, 2 Blechhämmer, 17 Zain- und Zughämmer, eine Drathfabrik, ein Meßingwerk, eine Kanonengiesserei, eine

Glashütte, Fayence- Steingut- und Tabakspfeifenfabrik. In Niederschlesien lieferte der Sagansche, Sprottausche und Bunzlauer Kreis über 11,200 Zentner an Guß- und Roheisen, und 8200 Zentner aus Luppenfeuern. In Schlesien arbeitete man auf Kobold, Kupfer, rothen und weissen Arsenik, zu Kupferberg, Querbach, Giehren und Reichenstein. Viktriol wurde in Schreiberau gemacht, und mit seinem Rest, der rothen Erde, mit Scheidewasser und Viktriol ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. Unsre Provinz hat Thon, Torf und Halbedelsteine. Die Grafschaft Hohenstein und der preußische Antheil der Grafschaft Mansfeld gab jährlich 4000 Zentner Kupfer, und fast 3000 Mark Silber. Magdeburg und Halberstadt waren von der Natur mit treflichen Salzquellen versorgt worden. Man gewinnt daselbst Salpeter, Salz, Salmiak, fabrizirt metallne Knöpfe, mineralische Laugsalze, gräbt Steinkohlen und Torf. Eben so waren in den übrigen Provinzen der preußischen Monarchie Eisenhütten, Kohlenwände, Torfstechereien, Alaun, Viktriol, Gallmei ꝛc.

Alle diese Angaben sind sehr richtig, denn ich habe sie aus der Schrift unsers Staatsministers von Heiniz, die 1786. in Berlin darüber herauskam. Vergleicht ihr nun das, liebe Leser, mit den Briefen über den schlesischen Bergbau, in den Provinzialblättern 1788. so leuch-

tet die Weisheit Friedrichs und der hochgebrachte Betrieb dieses lange Zeit vernachläßigten Nahrungszweiges so sehr hervor, daß ihr euch durch eure Aufmerksamkeit auch die übrigen euch mehr bekannten Artikel, wodurch er seinen Staaten Nahrung und Reichthum gab, leicht hinzugedenken werdet. Wenn dieß alles Mittel sind, wodurch er seine weise Absichten zu erreichen bemüht war, so ist auch sein Aufwand nicht weniger ein Beweis seiner grossen Weisheit. Jede Summe, die er ausgab, hatte ihren grossen Endzweck. Bald sollte sie den Umlauf des Geldes befördern helfen; bald war sie Unterstützung der Nothleidenden; bald entdeckte er damit Staatsgeheimnisse, die er ohne sie durchaus nicht erfahren hätte, denn leider ist in der Welt fast alles vor Geld feil. Davon in der folgenden Abhandlung mehr.

Aber sollten auch Friedrichs Kriege eben so weise angefangen worden seyn, als sie dann geführt wurden? Eine Frage, die mich leicht in Verlegenheit setzen könnte, wenn ich nicht wüßte, daß auch der weiseste Mensch in die gedrungene Nothwendigkeit kommt, aus zwei Uebeln das kleinste zu wählen. Bloßer Ehrgeiz und Eroberungssucht waren nie die Ursach, daß unser Monarch seine Staaten den blutigen und verwüstenden Kriegen aussetzte. Das wäre nicht Weisheit. Hätte er mit Hintansetzung des Natur- und Völkerrechts, eine dritte rechtmäßige Besiz-

zung gewaltsam an sich gerissen, weil er eben stark genug dazu war, dann wäre er in seinen Kriegen nicht als ein weiser Regent erschienen. Er würde sich selbst widersprochen haben, denn er schreibt im dritten Kapitel seines Antimachiavels: daß die Grösse des Landes, das ein Fürst beherrscht, dem Fürst nicht Ehre bringt: einige Meilen Erdreich machen ihn nicht berühmt rc. Was kan einen Menschen bewegen, seine Macht auf das Erheben und den Untergang andrer Menschen zu bauen rc. Er kannte die Geschichte der alten und neuern Zeit genau, und wuste, daß die berüchtigten Eroberer nichts gewonnen. Ludwig XIV. muste bei allen seinen Eroberungen am Ende Friede erbetteln und erkaufen. Philipp IV. in Spanien blieb bei allen seinen eroberten Schätzen der neuen Welt ein schwacher Regent, und Karl XII. machte sein Land unglücklich.

Die wahre Ursach des ersten schlesischen Krieges lag blos in der Weisheit des Königs, das seinen Staaten wiedergeben zu wollen, was ihnen rechtmäßig gehörte, und worauf sein Haus weder durch Friedenstraktaten, noch durch gültige Verzichtleistungen noch nie entsagt hatte, das ihm aber die damaligen Besitzer nicht gutwillig wiedergeben wollten. Handelte er nun unweise, daß er es mit den Waffen nahm, und sich ein Recht verschafte, was er auf keine andre Art erhalten konnte? Leset,

wenn

wenn ihr sie erhalten könnet, die vortrefliche Erklärung des österreichischen Veterans. (S. 81. und 108. in seinen Geständnissen.)

Kaum war diese Sache zu Ende gebracht, so verwickelte ihn die Vorsicht schon wieder in einen zweiten Krieg. Wenn man nicht alle Umstände überlegt, durch welche er dazu genöthiget wurde, so schien dieser Krieg noch mehr seine Weisheit zu verdunkeln, als der erste. Allein, liebe Leser, auch dabei nahm sich unser Monarch als *ein weiser Regent*. *Karl VII.* war, nachdem die Oesterreicher durch Friedrichs ersten Frieden Luft bekommen hatten, ein Fürst ohne Land, ohne Leute und ohne Hofnung. Alle Vorschläge, die er dem Hause Oesterreich thun ließ, wurden abgewiesen. Man wollte ihm nicht einmal die Demüthigung ersparen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er vor seine Person sollte fliehen, aber seine Truppen wollte man vollends aufreiben. Oesterreich erklärte seine ganze Kaiserwahl für null und nichtig. Mochte doch immer der arme Kaiser dagegen protestiren, das half nichts, er blieb ein verjagter Fürst. Ludwig XV. sein Bundesgenosse, konnte nicht helfen, und ganz Europa, ausser Spanien, war wider ihn. Dieß war für alle Fürsten des deutschen Reichs, die dem Kaiser ihre Stimmen gegeben hatten, eine grosse Beschimpfung, und selbst die übrigen europäischen Mächte

 konnten

konnten diese österreichische Erklärung nicht gleichgültig ansehen, denn sie hatten ja allerseits den Kaiser als Oberhaupt des deutschen Reiches anerkannt. Oesterreich wünschte wohl, daß die Reichsfürsten ihr Wort zurücknehmen und den Kaiser stürzen helfen sollten. Das sah Friedrich, und erfüllte die Pflichten gegen das Reich, dessen Stand und Fürst er war. Niemand nahm sich des hülflosen Kaisers mehr an, als endlich Friedrich mit Nachdruck dem Unterdrückten beistand. Es war viel gewagt, denn das sah er gewiß voraus, daß die ganze Last des Krieges auf seine Schultern fallen würde, daß er wohl dabei das erst erlangte Schlesien wieder verlieren könne. Allein Patriotismus belebte seinen Geist, und er ergriff zur Erleichterung des von aller menschlichen Hülfe beraubten, nach Frankfurt am Main fliehenden Kaisers, die Waffen. Handelte Friedrich nun nicht weise, wenn er dem Unterdrückten beispringt? die Reichsverfassung aufrecht erhalten hilft, und eine Macht in die Gränzen zurückzuweisen bemühet ist, in welchen er allein auch seine Ruhe oder Friede hoffen darf? (S. Theil 1. S. 165-169.)

Also zog hier unser Monarch abermals in Krieg! nicht mit wildem geizigen Eroberungsgeist, sondern mit wahrer Königsweisheit. Lange hatte er das Bitten, dem Kaiser beizustehen, von sich abgelehnt, und dem General

neral Seckendorf in Berlin ein Regiment, das in dem ersten schlesischen Kriege sehr gelitten hatte, mit den Worten zurückgewiesen: „Sehen Sie, was mir der Krieg gekostet hat. Soll ich meine Unterthanen wieder der Gefahr aussetzen, so schrecklich niedergemetzelt zu werden?„ Wenn meine liebe Leser noch einmal den zweiten Theil dieser Schrift aufschlagen wollen, so werden sie finden, daß ich S. 16 - 35. ziemlich weitläufig die Veranlassung zum siebenjährigen Kriege erzählt habe.

Maria Theresia war gegen unsern Monarchen so aufgebracht, daß sie es zugab, wenn ihre Minister ganz Europa gegen unsern Friedrich aufbringen konnten. Friedrich wich aus, und zeigte iezt, daß er solche Behandlung nicht verdiente. Er sahe das Wetter um ihn her aufziehen. Alle Hofnung, die Kriegswolken zu zerstreuen, war vergebens. Die Gewalt würde in kurzem auf ihn eingedrungen seyn. Handelte er nun nicht wie ein sehr weiser Regent, daß er sich durchs Zuvorkommen in Vortheile setzte, die er nachmals nicht sogleich erlangen konnte? Uebersieht man mit Unparteilichkeit die politischen Quellen, aus welchen endlich Friedrichs Entschluß, noch einmal im Alter einen Krieg zu wagen, floß, so ist und bleibt er immer der weiseste Regent seiner Zeit. Worüber er entstand, habe ich schon im dritten Theile hinlänglich beschrieben. Lange zauderte Friedrich, ehe

er seine Vorstellungen und rechtlichen Gründe wider alles Verfahren des Hauses Oesterreich mit dem Schwerdt unterstüzte. Sehr gern hätte er aus seinem Kabinet die Sache ins rechte Gleis gebracht; aber handelte er unweise, wenn dieß nichts half, sich dann noch einmal in einer vor ganz Deutschland so wichtigen Angelegenheit auch mit eisgrauem Haare an die Spitze seiner Armee zu stellen?

Sein leztes Meisterstück, bei welchem die größeste Weisheit ihn leitete, war der Fürstenbund. Er bewies sich dabei so uneigennüzig, als der Weise immer zu seyn pflegt. Die Absicht dieses grossen Fürstenvereins war keine andre, als die Vertheidigung und Erhaltung der gesetzmäßigen Verfassung des deutschen Reichs, so wie die Rechte und Besitzungen jedes einzelen Gliedes desselben. Der weise Regent sahe zu wohl ein, wie höchstnöthig in diesen Zeitläuften ihm und allen deutschen Reichsfürsten eine solche Verbindung sei. Er muste dieß seinen hohen Mitständen ebenfalls begreiflich machen. So kam das grosse Werk zu stande. Die Meinungen darüber waren allerdings verschieden. Selten wird die allerweiseste Handlung einmüthig gut beurtheilt. Ganz Deutschland wünscht gewiß, daß Oesterreich den Gedanken, Baiern auf eine oder die andre Art zu erhalten, zum Besten der deutschen Ruhe aufgeben

möge. Deutschland wünscht warlich nie den Fall der Nothwehre. Es könnten die Reichsfürsten ohne ihre eigene Gefahr nicht zugeben, daß dieses ohnedieß so mächtige Erzhaus dann einen Staatskörper bildet, der fast vom schwarzen Meere bis an den Rhein 200 deutsche Meilen ununterbrochen zusammenhinge. **Friedrich** beugte diesem Uebel durch den Fürstenbund so viel möglich vor, und kein Opfer, was man ihm dafür bringen wollte, war im Stande, die uneigennüzige großmüthige Politik dieses weisen Regenten wankend zu machen. Darum widersprach sich der Freiherr von Gemmingen selbst, wenn er erst unsern **Friedrich** weise nannte, und ihm dann eine vor die Wohlfahrt des deutschen Reichs nachtheilige Rolle beilegt. (Siehe seine Schriften über die königlich preußische Assoziation zur Erhaltung des deutschen Reichssistems.) Gesetzt, es wäre ganz wahr, wenn er sagt: „Die Staatsklugheit des Königs von „Preussen muß iederzeit trachten, des Reichs Mißtrauen „gegen sein Oberhaupt zu erhalten, so lange die Kaiser„krone bei diesem Hause ist, auf dessen Unkosten er seine „Grösse erworben hat:„ so würde ja eben dieses beweisen, daß der Regent auch in diesem Beginnen weise handelte. Er sagt sogar; „daß am Berliner Hofe ein „Philosoph auf dem Thron sizt, der gelehrte und gute „Minister hat, und daß man in den preußischen Staa-

ten

„ten die Gewalt der Meinungen zu schätzen und zu brau„chen weiß.„ Dieß bestätiget immer noch meine Behauptung von der grossen Weisheit des Monarchen, dessen Leben und Regierung euch, lieben Lesern und euren Nachkommen ewig unvergeßlich seyn wird. Unser gelehrter Herr von Dohm erwies dagegen, daß diese Idee des grossen Friedrichs schon seit mehrern Jahren in den entferntesten Gegenden in Deutschland entstanden, und nun endlich gereift sei, weil iezt so viele Veranlassungen dazu wirkten.

War nicht Oesterreichs Entwurf gegen Holland eben iezt eine Sache, die ganz Europa aufmerksam machen muste? Vergleicht man dieß mit der Verwendung Rußlands, wegen des baierschen Austausches mit dem kaiserlichen Benehmen gegen die Stifter Passau und Salzburg, und andre Vorfälle, so wird man sich bald überzeugen, daß Friedrich immer den rechten Zeitpunkt wuste, ein Werk auszuführen, was er schon 1742. im Sinn hatte. Damals wollte er durch ein solches Reichsbündniß den Abgang der französischen Truppen ersetzen. Das Reich sollte eine Neutralitätsarmee ins Feld stellen, wobei Friedrich seine Truppen hinzufügen konnte, und womit Baiern gedeckt war. Damals mißlang dieser Vorschlag, weil die deutschen Reichsfürsten sich vor Oesterreich knechtisch fürchteten, die Königin in Ungarn drohte, und die

Reichs-

Reichsstände zitterten. Jezt hatte er mehr Gewicht über die Entschlüsse seiner Mitstände, und dieses zum Fürstenbunde zu nutzen, war doch allerdings Weisheit.

Um die Weisheit dieses unsterblichen Mannes in ihrem ganzen Umfange zu kennen, muß man wohl nichts übersehen, wodurch er sie offenbarte. So waren seine Reisen Folgen seiner Grundsätze. Ein Monarch, der sich in seiner Residenz verschließt, etwa wie ein japanischer oder andrer asiatischer Fürst, kan nie weise regieren. Er sieht nicht mit seinen eigenen Augen, und wem die Vorsicht gute Augen zu sehen gegeben hat, handelt wohl weise, wenn er sie auch zum sehen gebraucht. Es ist freilich unter Reisen und Reisen ein Unterschied. Wenn sich der Monarch in seinen Provinzen zur Anbetung herumfahren läßt, dem Lande und der Staatskasse damit unnütze Ausgaben macht, so rechne ich ihm sein Reisen noch lange nicht zur Weisheit an. Mit Weisheit reisen verschaft dem Privatmanne eine Menge Kenntnisse, die der Stubengelehrte ewig entbehrt; aber ohne Weisheit die Welt sehen, heist sie nur angaffen. Friedrich reiste und sah auf seinen Reisen die Bedürfnisse des Volks, die gute und schlechte Befolgung seiner Befehle. Er konnte doch nicht so oft oder so ganz hintergangen werden, als es ausserdem geschehen seyn würde, ohnerachtet er bei aller Vorsicht doch noch getäuscht wurde; sollte dieß gar

nicht

nicht geschehen seyn, so müste er nicht weise, sondern all-wissend und allweise gewesen seyn. Er näherte sich seinen Unterthanen, und knüpfte das Band zwischen Regent und seinem Volke desto vester, je öfter er sich zu ihm herabließ. Seine persönliche Gegenwart gab der Regierung und der Armee gewiß einen stärkern Schwung als alle besiegelte Kabinetsordres, die, wie alle Befehle, in der Ausführung oft mannigfaltigen Ausdehnungen und Einschränkungen unterworfen sind. Seine Nachbarn nahmen diese seine Reisen als das unverkennbare Zeichen seiner Aufmerksamkeit und seiner Gesundheit an. Wenn den Winter über allerlei Gerüchte bis ins Ausland flogen, so waren diese alle auf einmal widerlegt, wenn Friedrich in den Wagen stieg und in seine Provinzen reiste. Mir wars immer ein durch die Seele gehender Anblick, wenn ich den grösten Monarchen unsers Erdtheils so ganz ohne königlichen Glanz und Gepränge angefahren kommen sah. So schnell er Städte, Dörfer, Wälder und Feldmarken durchflog, so sahe er doch immer mit dem stärksten Beobachtungsgeist aus seinem Wagen auf alles hin, machte Bemerkungen, und warf denn Fragen auf, die stets absichtlich waren. Es war herzrührend, wenn er mit königlichem Ernst und Freundlichkeit die Bitten seiner Kinder annehmen und niemanden wegweisen ließ.

Ich

Ich rechne seine Reisen mit zu den Beweisen seiner Weisheit. Meine Leser haben das Recht, zu entscheiden, ob ich einen übeln Beweis gewählt habe. Daß dieser Monarch sowohl auf seinen Reisen, als in seiner Residenz mit Menschen sprach, allein, oft und gern sprach, dünkt mich eben so weise zu seyn. Ja seine Unterredungen selbst zeigen nicht blos Witz, sondern wahre Weisheit. Wenn lernte er denn Dummköpfe vom fähigern Mann besser unterscheiden, als wenn er mit ihm sprach? Hier sahe er, ob der Mann, mit dem er geredt, sein Fach recht kannte, ob er schnell und treffend urtheilte, ob er Herz und Geist genug besaß, sich nicht verbleffen zu lassen, ob er zu den Aufträgen, die er ihm geben wollte, geschickt war, und ob er sich so zu nehmen verstand, wie es der Monarch wünschte. Freilich irrte er sich auch manchmal, wenn Dreistigkeit unter der Maske des Verstandes vor ihm erschien, oder wenn man ihm Patriotismus vorspiegelte, und dabei seine Privatabsichten zu verbergen wuste. Doch dieß waren seltene, einzelne Fälle. Ich gebe derer in den folgenden Abtheilungen vielleicht manche an; doch sind ihrer nur so viel, daß dieß allgemeine Schicksal des vortreflichsten Menschengeistes deswegen seine Weisheit nicht verdächtig macht. Er sprach mit seinen Gesellschaftern, Ministern, Generalen, Räthen ꝛc. und mit wem er redete,

gewiß

gewiß im Ton und Charakter eines Weisen, der Menschen prüfen, wahre Erkenntniß ausbreiten und sich auch belehren lassen wollte.

Sein Lob und sein Tadel war eines wie das andre mit weisen Absichten verbunden. Mit dem ersten war er gewiß nicht verschwenderisch, und im letzten selten oder gar nicht übertrieben. Wer auf das einmal erhaltene Lob sicher werden wollte, muste bald sehen, daß er diese Meinung ernstlich zu mäßigen wuste, und er tadelte manchen sehr bitter, ob auch das Publikum nicht stets von den geheimen Ursachen dazu unterrichtet war. Ich denke, auch hier war sein Beifall und auch sein Unwille von einer Art, die, wenn man sie im Ganzen überlegt, weise genennt zu werden verdient.

Endlich war sein grosser Duldungseifer gewiß noch ein starker Beweis seiner königlichen Weisheit. Seine Grundsätze habe ich im Vorhergehenden meinen Lesern mit seinen eigenen Worten hergeschrieben. Er bewies sie aber auch in allgemeinen und in besondern Fällen. Ob man auch vor dem siebenjährigen Kriege die Welt überreden wollte, daß er die katholische Religion in seinen Staaten ausrotten werde, so hat doch der Erfolg bewiesen, daß er dieses nie im Sinn gehabt hat. In keinem Staate der Welt, selbst England nicht ausgenommen,

leben

leben alle Religionsparteien so friedlich mit einander, als im preußischen, und dieß würde warlich nach dem leidigen bekannten Geist der Menschen, die ihre Meinung vor unfehlbar halten, nie geschehen seyn, wenn nicht Friedrich's Weisheit dafür gesorgt hätte, keine Partei herrschen zu lassen. Ihm war jeder treuer Unterthan lieb, er mochte glauben, was er wollte. Er litte aber auch nie, daß ein schädlicher Glaubenszwang Menschen mit Menschen entzweite, oder sie sich um der Religion willen die Hälse brechen sollten. Ich erinnere meine Leser an das, was ich Th. 1. S. 123 = 142. schrieb. Ich hoffe dort deutlich genug gewesen zu seyn, um meine Leser zu überzeugen, daß die allgemeine Religionsfreiheit, die Friedrich seinen Landen gab, ein Merkmal seiner grossen Weisheit war. Besondere einzelne Fälle beweisen dieß noch mehr. Ich kan sie allerdings nicht alle anführen: sie stehen zum Theil schon in seiner Lebensbeschreibung, zum Theil sind derselben so viel, daß ich sie gewiß nicht alle weiß. Denkt euch aber den Monarchen, der in seiner Residenz eine prächtige katholische Kirche erbauen ließ, und die mährischen Brüder in seine Lande aufnahm, der niemand um seines Glaubens willen drükken ließ u. s. w. so führt euch das selbst auf einzele Vorfälle, die sich in den Provinzen zutrugen, und die, wenn sie vor des Königs Ohren und zu seiner Entscheidung kamen,

men, gewiß immer so entschieden wurden, daß er mit Weisheit die streitenden Partheien zum Frieden und Eintracht verwies. So handelte er bei der bekannten Gesangbuchsgeschichte; so schrieb er den Dominikanermönchen zu Neuburg, als sie den grossen Sonderling Rosseau verfolgten: „Ihr verdient nicht, daß man euch dulde, wenn „ihr nicht in eurer Aufführung so viel vorzügliche Sanft„muth beweist, als darinn bisher Schwindelgeist, Un„ruhe und Aufruhr herrschte. Potsdam den 26. Februar „1776.„ Es war gar nicht intolerant, daß verschiedene Aemter mehr mit Protestanten, als Katholiken besetzt wurden. Jene Religionskonfeßion hatte sich durch manche Begebenheiten der fortwährenden Anhänglichkeit ans Haus Oesterreich verdächtig gemacht; folglich war es nicht rathsam, ihnen Aemter anzuvertrauen, die sie vielleicht bei der ersten Gelegenheit mißbrauchen könnten. Ausser dieser politischen Zurückhaltung schäzte er gewiß alle gute verdienstvolle Männer, und bewies vielen katholischen Franzosen und Italiänern außerordentliche Gnade. Man nenne nun diese Duldung immer nur politisch, so machte sie doch seine Staaten glücklich, und der Monarch zeichnete sich als ein Weiser aus. Er schrieb schon 1740.: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß „der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der an„dern Abtrag thue, denn hier muß ein jeder nach seiner

Facon

„Facon selig werden.„ Ich habe Kabinetsordren von 1772. 1782. 1783. und 1784. vor mir liegen, in welchen der Monarch ausdrücklich verlangt, daß man den Gemeinen zu ihrem Lehrer den geben soll, zu welchem sie das meiste Vertrauen haben, wenn er sonst nur ein Mann von gutem Charakter und Lebensart ist. Alle diese Züge von des grossen Friedrichs Weisheit vollendet noch der unaufhörlich auf ihm ruhende Geist der strengsten Ordnung. Alles war bei ihm nach Regeln und Grundsätzen gebildet; alles stund in gewissem Zusammenhang und Uebereinstimmung; alles hatte seine angewiesene Gränzen, die nie überschritten werden durften. In dem ganzen Zeitraum seiner 46 Jahr langen Regierung war keine allgemeine Stockung in irgend einem Geschäft. Nie verließ ihn seine unerreichbare Weisheit. So schrieb er in einem Briefe an d'Alembert: „Ein weiser und guter König ist furchtbarer, als ein tapfrer.„ Ich vollende diese Darstellung seiner Weisheit noch mit dem nicht unwichtigen Beisatze, daß er ganz allein regierte. Seine Kabinetsräthe waren in der That nicht viel mehr als seine Schreiber; seine Minister meist nur die Männer, die seinen Willen ausführen musten. Auch dazu gehörte schon viele Geschicklichkeit. Seine Generale machten gegen ihn den Subalternendienst, der Monarch, wo er nur konnte, zu allem selbst die Dispositionen.

# Dritte Abtheilung.

## Er hatte außerordentlichen Scharfsinn.

Dieß Geschenk der Vorsehung ist wohl nicht jedermann zu Theil worden. Man kan ohne natürlichen Scharfsinn nicht ganz weise seyn; auch die Regenten haben es nicht häufig. Friedrich der Einzige war auch hierinn ein von dem Schöpfer ausgezeichneter Mensch. Ohne Scharfsinn irrt man zu leicht und zu nachtheilig, als daß die Nachwelt uns alsdenn den Ruhm eines Weisen stehen lassen sollte. Wem der Scharfsinn fehlt, besorgt vor die Zukunft wenig, denn er ahndet und sieht wenig voraus. Es können tausend Dinge um ihn her vorgehen, die über kurz oder lang, viel oder wenig Einfluß auf seinen Wohlstand haben; er faßt sie nicht ins Auge, denn eben Scharfsinn ist die Grundlage jenes Beobachtungsgeistes, den ein Geschäftsmann kleiner und grosser Art durchaus nicht entbehren kan, wenn er irgend etwas Grosses leisten will, und wenn man an ihm den Charakter des Weisen bewundern und schätzen soll. Ohne Scharfsinn entwischen uns so viele Vortheile, die dem Scharfsinnigen sich entweder selbst darbieten, oder die er aufzusuchen und aufzufinden nie unterlassen wird, so bald ihm das Interesse irgend einer Handlung am Herzen liegt.

liegt. Er unterläßt Vorkehrungen zu treffen, um ein groß Uebel zu verhüten, oder er trift auf falsche Anordnungen, deren Schaden er dann erst einsieht, wenn es schon zu spät ist, sie wirksam abzuändern. Der Mangel des Scharfsinns verschließt gleichsam die Anwendung eines sonst nicht zu verachtenden Verstandes. Ein solcher Mensch kan immer unter die Zahl der guten, auch in verschiedenen Fächern brauchbaren Menschen gehören; aber ob er mit vollem Recht ein Weiser genennt werden kan, darf kaum die Frage seyn. Man nenne den Scharfsinn, angewandte Weisheit, Anhang derselben, wohl gar ihre nothwendige Folge, oder ein Erforderniß dazu, ohne welches sie nicht bestehen kan, so wird auch der weiteste Begriff, den man von Weisheit machen kan, doch selten oder gar nicht ohne Scharfsinn gedacht werden können. Es gehört dieß mit zu ihrem Wesen, und ihrer Natur nach ist man nicht weise, ohne scharfsinnig zu seyn, wie man auch nicht gradezu stumpfsinnig genannt werden kan, weil wir den Scharfsinn nicht in der Vollkommenheit besitzen, die zur wahren Weisheit erfordert wird.

Wenn Scharfsinn die Kraft meiner Seele ist, jede Sache nicht nur wie sie als geschehen vor mir liegt, richtig aus ihren Quellen und bis in ihre Folgen zu beurtheilen, sondern aus den geringsten Ereignissen, die dem Auge des Unverständigen ganz gleichgültig sind, schon auf

Absicht und daraus entstehende schädliche oder glückliche Begebenheiten zu schliessen, wenn er mich eben so wohl von seichtem Mißtrauen und milzsüchtigen Besorgnissen, als von Blindheit und Einfalt entfernt, so muß, dünkt mich, sicher der Mann, den ich weise nennen soll, auch scharfsinnig denken, urtheilen und handeln. Es ist überdieß beinahe schon bedenklich, wenn ein Mensch sich erst sehr lange besinnen muß, ehe er sein Benehmen bei einzelnen Vorfällen bestimmen kan, ob man einem solchen Scharfsinn beilegen kan oder nicht. Ein mittelmäßiger Kopf kan oft, besonders in Sachen, von denen er Kenntniß und Erfahrung hat, auch sehr gut und richtig urtheilen. So wie sich körperliche Vollkommenheiten in der Natur in unzähligen Abstufungen zeigen, so sind auch die Seelenkräfte solcher stärkern oder schwächern Grade fähig. Der Schriftsteller aber, der seinen Held der Wahrheit gemäß, seinen Lesern als sehr weise vorstellen will, darf es eben wohl nicht eher mit Erwartung des Beifals thun, als wenn er auch laut und ohne Furcht des Widerspruchs, seinen Scharfsinn, der in der Welt bekannt worden ist, mit Beweisen zu belegen glaubt.

An und vor sich ists nun allerdings eine Gabe Gottes, scharfsinnig zu seyn. Die Anlage oder Fähigkeit dazu ist uns angeboren; aber es geht auch damit, wie mit allen Geisteskräften, mit denen die gütige Vorsehung die

Men-

Menschen nicht so kärglich bedacht hat, wie wohl manche behaupten wollen. Es muß diese Anlage gebildet und geschärft werden, sonst bleibts dem rohen Diamant ähnlich, der freilich des Glanzes und des reinsten Wassers nicht erst durch die Hand des Künstlers fähig wird, der aber ungeschliffen nie die Pracht zeigt, die in seinem Wesen liegt, durch Rad und Politur aber erst anschaulich gemacht werden muß. So vielfältig nun die Standpunkte der Menschen auf dieser Erde sind, so verschieden sind auch die Gelegenheiten und Mittel, den Scharfsinn zu erhöhen und zu veredeln, so verschieden ist auch manchmal die Art, in welcher man ihn seinem Mitmenschen zeigen kan und darf. Indessen bedarfs nicht grade eines Königsthrons, um Scharfsinn zu haben und ihn auch anzuwenden. Nur glänzt er vom Monarchen über die Erde prächtiger herab, als vom Privatmann, dessen Wirkungskreis enge, und die Reihe seiner möglichen Thaten nicht von solchem Gewicht sind.

Man unterscheide diesen Scharfsinn von Mutterwitz. Wenigstens kan ich, ohne eben tiefer Philosoph zu seyn, die Weisheit immer nicht ohne den Scharfsinn denken, dazu der Schöpfer Anlage gab, die aber doch alle die Menschen, die so glücklich waren, dieses grosse Geschenk zu erhalten, es wohl mit besondrer Vorzüglichkeit in sich fühlten, gründlich beharrend, und so viel als

es ihnen möglich war, ausbildeten. Dazu ist dem Regenten das Studium der Weltweisen und Geschichtschreiber jederzeit unentbehrlich, und noch giebt dieß allein noch nicht sein angebohrner Scharfsinn die Richtung, nach welcher er in allen Fällen schnell und richtig urtheilen, und die besten Maaßregeln nehmen kan. Verstand und Gedächtniß darf grade nicht mit Kenntniß überfüllt seyn, aber sind in irgend einer menschlichen Wissenschaft, besonders in solchen, zu deren Ausbreitung, Verbesserung und Erhaltung in ihren verschiedenen Beziehungen auf Menschenwohl und Amtspflicht beitragen soll, beträchtliche Lücken, so kan ich ohnmöglich scharfsinnig seyn. Es hat daher von jeher unter den Königen und Fürsten nicht viel scharfsinnige gegeben, weil sie auch meist von ihrer Erziehung an nie Ernst genug auf die Ausbildung ihrer Seelenkräfte wandten. Da stünde also mein grosser König als eine Seltenheit unter den Grossen der Erde da.

Verzeihet mir, Leser! daß ich euch iezt schon manches über den Scharfsinn gesagt habe, welches in einer Volksschrift überflüßig scheinen könnte. Ich darf doch nicht vorsetzlich vergessen, was die Absicht meiner Volksschrift ist, und um sie zu erreichen, muß ich manches sagen, was die geübtern Leser längst wissen. Ich muste so etwas zuvor erinnern, um nun meine Behauptung darauf zu gründen.

Es

Es gehört Friedrich des Einzigen Scharfsinn unläugbar mit zu den Vollkommenheiten, durch welche er so einzig ward. Schon hab' ich in der ersten Abtheilung und im zweiten Theil dieser Schrift bewiesen, welche trefliche Anlage der Prinz zeigte, der nachmals als Regent mit so vielem Recht unter die Ersten der Menschen gezählt wurde. So wissen meine Leser, daß ihm Scharfsinn schon angeboren war. Dieß Talent konnte er mit tausend Menschen und mit vielen Königssöhnen gemein haben; aber bald zeichnete er sich von eben den Tausenden durch seine immerfortgehende Bildung seiner Scharfsinnsanlagen aus. Sein fleißiges Studium der Wissenschaften und die damit verbundene Beobachtung aller Vorfälle seines Zeitalters, die er mit den Begebenheiten der Vorwelt verglich, verschaften ihm bald den Scharfsinn, der durch eigne Erfahrung und Annahme geprüfter Grundsätze ihn schon allein verewigen konnte. Er sah wohl sehr oft, daß nichts neues unter der Sonne geschiehet, daß die Menschen heutzutage noch eben so wie sonst handeln; aber sein Scharfsinn entdeckte ihm auch viel neues in der Entwickelung der menschlichen Leidenschaften, in der Verbesserung oder Verschlimmerung der Religion, der Sitten, der verschiedenen Zeitalter, und in dem Sinken und Steigen des menschlichen Verstandes und Kunstfleisses.

Alles kommt darauf an, daß ich euch nun recht beweise, wie wahr alle meine Behauptungen von Friedrichs Scharfsinn sind, und wie er ihn, welches auch ein seltener Fall ist, bis in sein hohes Alter, bis an seinen letzten Lebenstag behielt. Man darf nur die Beurtheilung, die er über die Handlungen seiner Mitregenten in Europa schriftlich hinterlassen hat, mit Aufmerksamkeit lesen, so bekommt man schon einen sehr hohen Begriff von seinem Scharfsinn. Es ist keine Kleinigkeit, die Götter der Erde mit so viel Wahrheit und Freimüthigkeit, nach ihrem persönlichen und politischen Werth zu würdigen. Das konnte nur ein Friedrich der Einzige, der unendlich weiter sah, als die Welt um ihn zu sehen gewohnt ist. Ich muß meine Leser, die es können, hier bitten, in seinen Werken nachzuschlagen, was er von Peter dem dritten, und etlichen französischen Königen, verschiedenen österreichischen Regenten, denen Helden der Römer und Griechen u. s. w. urtheilte.

Fast unglaublich genau kannte er die Stärke oder Schwäche jedes Staats. Er faßte den Charakter seiner Mitregenten äußerst genau ins Auge, hatte ihre Minister ganz studirt, und es blieben ihm wenige geheime Einflüsse in irgend einem Kabinet oder auf einen Fürsten unbekannt. Auch die kleinsten Maschinen, die an Höfen oft von so grossen Wirkungen sind, wuste er zu benutzen,

und

und schwerlich hat ein Staatsmann von Profeßion so scharfsinnig über alle politische Verhältnisse zu urtheilen gewust, als Friedrich der Grosse. Er sagte einmal in einem seiner Briefe an den Herrn von Voltäre: „Menschen begehen Fehler, folglich auch Fürsten. Der wahre „Weise und der vollkommene Fürst haben nie existirt, „und werden es auch nie. Fürsten wie Karl der Kühne, „Ludwig XI. Alexander XVII. und Ludwig Sforza sind „Geisseln für ihre Völker und die Menschheit. Indessen „dergleichen giebt es iezt in Europa nicht.„ Wenn man ihn auch immer eine Vorliebe für die Gelehrsamkeit der Franzosen anschuldiget, so finde ich doch auch seine hohe Gedanken von den griechischen und römischen Gelehrten sehr richtig, und mit wahrem Scharfsinn klassifizirt er den Geistesgang aller Nationen seiner Zeit, so daß auch wir Deutsche dabei nicht ganz verlieren, da er noch Geist und Kopf läßt, ja den Deutschen sogar vorzügliche philosophische Köpfe zugesteht, welche in der Vergleichung mit allen andern nicht nur nichts verlieren, sondern wohl alle andre übertreffen. Ich würde hier beträchtliche Auszüge aus seinen hinterlaßnen Schriften abdrucken lassen können, welche die ersten unwiderlegbaren Zeugnisse für seinen Scharfsinn geben. Es ist aber leichter, sie dort selbst zu finden. Ich will diese Volksschrift lieber abkürzen als verlängern, nur da, wo ich es unbedingt für noth-

wendig halte, seine eigne Erklärung anführen, und iezt aus sehr vielen andern, die seinen Scharfsinn beweisen, meine Leser auf den zweiten Theil seiner Werke in der deutschen Uebersetzung, S. 17. 60. 81. 106. und auf den sechsten Theil S. 147. verweisen.

So viel verschiedene Staatsmänner über die vortheilhafteste Staatsverfassung im allgemeinen geschrieben haben, und so verschieden man insbesondre die Reichs- und Staatsverfassung für Deutschland und die preußischen Staaten insonderheit bestimmt, so hat doch wohl niemand mit so vieler Kraft, Wahrheit und feinen Politik darüber gedacht und geschrieben, als Friedrich, der scharfsinnige Monarch. Deutschland ist ein aus so vielen kleinen und grossen Staatskörpern zusammengesetzter Erdraum, als sonst keiner. Das Interesse der deutschen Fürsten ist sich stets durchkreuzend, und ihre Verbindung unter dem gemeinschaftlichen Oberhaupt erschwert mehr, als daß es den rechten Ueberblick des wahren Vortheils der ganzen Verfassung erleichtern sollte. Dieß alles übersah Friedrich mit unnachahmlichen Scharfsinn; denn eben nur Friedrichs Scharfsinn gehört dazu, es richtig durchsehen zu können. Er führte alles auf solche Grundsätze zurück, die ihm, dem Scharfsinnigen, leicht und deutlich waren, die ich euch, liebe Leser, aber hier nicht recht anschaulich machen kan; denn so zu schreiben, wie

es

es euch nüzlich seyn würde, verstehe ich selbst nicht, und von euch kan ich nicht die Vorkenntnisse erwarten, die doch ünumgänglich nöthig sind, wenn man über seinen Scharfsinn aus dem Umfange seiner Staatskenntnisse urtheilen will. Aber begreiflich ists auch, wie scharfsinnig er seyn muste, daß er nie den rechten Zeitpunkt entfliehen ließ, in welchem er irgend etwas zum Vortheile seines Reichs anfangen und ausführen konnte.

Sah er nicht gleich beim Antritt seiner Regierung, daß eben iezt die rechte Zeit sei, Schlesien wieder seinem Hause zu gewinnen? Handelte er mit diesem Scharfsinn nicht bei allen seinen Kriegen? auf jedem Marsch? in jeder Schlacht? bei jeder Stellung seiner Armeen? Erinnert euch an die Strecke Landes, die er seinen Staaten bei der Theilung von Pohlen erwarb. In den politischen Numern, die 1785. zu Frankfurt am Main herauskamen, steht im ersten Stück eine herrliche Betrachtung über das Gleichgewicht von Europa und von Deutschland, darinn klar bewiesen wird, daß des Königs Verfahren bei der baierschen Erbfolge kein Beweis eines eingewurzelten Hasses gegen das Haus Oesterreich sei, sondern aus einer sehr scharfsinnigen Politik entstanden war. Schließt eure Betrachtungen mit seinem grossen letzten Werke, dem Fürstenbunde: war nicht hier und in allem sein Plan, daß er wie ein Scharfsinniger immer die

rechte

rechte Zeit abpaßte, und denn sie so zu nutzen wußte, wie es nur der Scharfsinnige kan.

Ein König muß bei seinen schweren Regierungsgeschäften Gehülfen haben, und es ist gewiß nicht der kleinste Beweis seines Scharfsinns, diese so zu wählen, daß sie seinen Absichten entsprechen. In Ländern, wo man Staatsminister und Generale, Präsidenten der hohen Landeskollegien und Räthe nur nach Privateinflüssen, die etwan ihre Familie am Hofe hat, ernennt, geht alles viel leichter, und der Monarch bedarf keinen Scharfsinn dazu. Er läßt sich die Hand für seine Ernennung küssen, und tritt dann ihren Meinungen bei; weil es bequemer ist, als selbst zu regieren. Ganz anders war es mit unserm Friedrich beschaffen. Bei ihm war es ein Geschäft, das Ueberlegung und Scharfsinn erforderte, die verschiedenen Zweige der Regierung mit solchen Männern zu besetzen, die der Sache gewachsen waren, und an die auswärtigen Höfe solche Gesandten zu schicken, die entweder nur figuriren durften, oder auf ihrem Posten dem vaterländischen Staate wirklich nützlich werden sollten. Wir zählen viel zu viel erprobte grosse Staatsmänner und Generale, viel zu viel Gesandten, die unserm Monarch an ihren Bestimmungsörtern wesentliche Dienste geleistet haben, als daß uns die wenigen unglücklichen Personen, die Friedrich den Einzigen

ge-

getäuscht hatten, in dem Urtheile irre machen dürften, daß der grosse König bei der Wahl dieser Landesstützen wahren Scharfsinn bewiesen hat.

Das Volk aus allerlei Menschenklassen verwundert sich wohl manchmal über die Wahl des Monarchen. Wenn ich auch jene, die Menschenbeherrschende Neigung, die Handlungen der Fürsten nach ihrem kleinen Maaßstabe zu messen, abrechne; wenn ich nicht an die grosse Tadelsucht des Publikums, die Stolz und Ehrgeiz nährt, denken will, so darf ich wohl nicht unerinnert lassen, daß jeder Staat einer Schaubühne ähnelt, deren Prinzipal nicht blos handelnde Personen, sondern auch Leute zu Mantelrollen, zum Maschinenwerk und zum Figuriren bedarf. Jedem in der Truppe seinen rechten Platz anzuweisen, dazu gehört Scharfsinn. Diesen Scharfsinn wandte **Friedrich** sehr glücklich an, und jedes Beispiel von hintergangener Erwartung schärfte seinen Prüfungsgeist, und machte ihn immer vorsichtiger.

So glücklich er nun auch seine Minister und Generale gewählt hatte, so viel Scharfsinn bewies er noch, jeden bei seiner Pflicht durch allerlei ihm ganz eigne Mittel zu erhalten. Er konnte gewiß nicht die unvermeidlichen Uebel, die in der Welt vorkommen, verhindern, denn er war mit allen seinen grossen Staatsmännern doch nicht allmächtig; er sah zwar überall, so weit nur ein

menschlich Auge reicht, selbst, und wurde nur sehr selten im Vergleich der ganzen Menge der Geschäfte betrogen. Kein Minister und General war für Anklage, Verhör und Gericht sicher, und der preußische Staat war weniger Uebeln, die aus der Regierung entstehen, unterworfen, als andre. Doch hatte er mit allerlei Uebeln zu kämpfen, die theils bei jeder grossen Maschine unvermeidlich sind, theils ihm auch von aussen her zugebracht wurden. Ueberall leuchtet hier sein Scharfsinn unverkennbar hervor. Das Uebel mochte klein oder groß seyn, es mochte Staats- Kriegs- oder Finanzsachen betreffen, es mochte näher oder entfernter weise auf die Veränderung des physischen und politischen Wohlstandes wirken, Friedrich sah und begegnete ihm stets mit Scharfsinn.

Das Uebel als Uebel zu sehen, ist schon Scharfsinn, aber dabei läßt es der Scharfsinnige nicht bewenden, sondern er begegnet dem Ungeheuer mit Muth und Klugheit. Was that der Monarch nicht, um die Rechtspflege auf einen vernünftigern Fuß zu setzen? Wie scharfsinnig war er, solche Mittel zu wählen, durch welche sein kleiner Staat Kredit, Macht und innern Reichthum erhielt? Wie scharfsinnig vereitelte er die ihm selten verborgenen Pläne seiner Feinde? Mit welchem Scharfsinn ermunterte er nicht den trägen Diener? — erhob den vielleicht scheinbar zurückgesetzten — schlug den Stolzen durch ein

paar

paar Worte nieder, und unterhielt unnachahmlich eine gewisse verhältnißmäßige Verbindung unter den verschiedenen Ständen seiner Unterthanen. Weil er mit seinen Bundesgenossen sich oft sehr schlecht berathen gesehen hatte, so wurde er in der letzten Hälfte seiner Regierung in dieser Staatssache außerordentlich bedenklich, und bot allen seinen Scharfsinn auf, um keine Verbindung, als zum Wohl seiner Staaten und zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe in Deutschland einzugehen. Mit solchem Scharfsinn beantwortete er die Bitten und Anfragen, die so oft aus seinen Provinzen unmittelbar an seine Person kamen. Es wurden ihm während seiner vieljährigen Regierung von Auswärtigen und Eingeseßnen unzählige Entwürfe allerlei Art und Inhalts vorgelegt, und ihre Annahme oder Zurückweisung gab einen nicht geringen Beweis seines Scharfsinns ab. Es beweiset sogar, wie gründlich er dachte, daß er sie oft Männern zum Beurtheilen vorlegte, denen er mehr Einsicht von der Sache, die sie betraf, als sich selbst zutraute. Herr D. Büsching führt einige solche ihm übergebene und sehr scharfsinnig beurtheilte Entwürfe in seinem Charakter Friedrichs des Grossen S. 230. bis 236. an. In des Freiherrn von Hofmann Abhandlung über die Eisenhütten sind ebenfalls etliche Beweise, wie scharfsinnig Friedrich dergleichen Entwürfe beurtheilte. „Ich kan,

schrieb er ihm, euren mir vorgelegten Plan, meine Länder mit eigenem gutem Eisen zu versorgen, nicht unmittelbar beurtheilen, weil ich dazu nicht hinlängliche bergmännische Kenntnisse besitze, und daher erst von meinem Etatsminister von Heiniz Bericht gefordert habe.„ So wies er auch einen Vorschlag zum Ersparniß bei den Salzwerken zu Schönebeck von ebendemselben ab, weil der Etatsminister von Derschau ihn überzeugt hatte, daß er unnöthig sei. Man durfte ihm also nicht mit Entwürfen kommen, sondern er prüfte alles scharfsinnig.

Müste ich mich nicht durchaus feinschränken, so wären hier leicht mehrere hundert Beweise beizubringen möglich. Schon das war ein Beweis seines Scharfsinns, daß er unmittelbare Bitten und Beschwerden erlaubte, und den Zutritt zu seiner Person so sehr erleichterte. Dadurch gewann er für seine Absicht, ganz Vater des Vaterlandes zu seyn, mehr, als man gemeinhin denkt. Wenn seine Antworten bald hart, bald gnädig, bald scherzend, bald beissend, immer kurz und kornicht waren, so liegen doch mehr als tausend und aber tausend solche Bescheide vor der Welt Augen, die alle nur von einem Monarch abgefaßt werden konnten, dem es so wenig an Scharfsinn fehlte, als unserm Friedrich. Bei einer Versammlung am Hofe sprach einmal in der

einen

einen Ecke des Zimmers ein Offizier sehr lebhaft mit dem österreichischen Gesandten. Friedrich hatte es bemerkt, und sagte den Tag darauf dem Offizier, der ihn versicherte, daß sie von ganz gleichgültigen Dingen gesprochen hätten: „Nun, wenn das ist, so ists auch sehr unanständig von ihm, daß er zu gleichgültigen Dingen nicht auch gleichgültige Gesten macht. Gewöhne er sich das ab, sonst möchte man in Wien davon sprechen.„ Ein feiner Wink!

Aehnliche Aeußerungen, durch welche er seinen Sinn so merken ließ, findet man in den zahllosen Anekdoten von ihm. Er hatte noch die eigenthümliche Gabe, die nicht immer mit Scharfsinn verbunden ist, daß er seinen Sinn sehr deutlich errathen ließ, ohne daß er ihn erst sagen durfte.

Günstlinge der Könige sind von jeher ihren Staaten so gefährlich gewesen, als ihre Maitressen. Beides fand bei unserm Einzigen nicht statt. Er war viel zu scharfsinnig, um nicht einzusehen, wie leicht sich auch der scharfsinnige Monarch von einer solchen Person überlisten läßt, wie bald ein allzugrosses Vertrauen auf eine Person zur Anhänglichkeit auf Unkosten der Wahrheit werden kan, und wie man bei allem Scharfsinn in einer unglücklichen Stunde durch den Günstling ein Vorurtheil eingeflößt erhält, welches sich im Gemüth vester

setzt, als daß es uns nicht auch selbst wider unsern Willen regieren sollte. Wieder wahrer Scharfsinn, daß Friedrich keinen solchen Günstling je gehabt hat. Dahingegen war er aber nicht ohne Freund. Wie vertraulich er mit diesen Männern umging, wißt ihr schon aus seiner Lebensgeschichte. Wie ganz offen ihnen sein Herz war, bezeugt sein Briefwechsel mit ihnen; aber eben aus dem Umgange mit ihnen, da er sie in Respekt zu erhalten wuste, lernen wir, mit welchem Scharfsinn er sie wählte und behandelte. Es kamen dabei manchmal lustige Auftritte vor, wie z. B. mit dem hypochondrischen Marquis d'Argens. Wenns aber auch schien, als vergäße sich einmal der Weltweise aus Sanssouci, so zog er sich bald wieder mit so vielem Scharfsinn zurück, daß selbst possierliche Anfänge meistentheils einen ernsthaften Ausgang nahmen.

Mit eben solchem Scharfsinn vertheilte er auch seine Gnadenbezeugungen. Ihr werdet in der Abtheilung, die von seiner Sparsamkeit handelt, mehr lesen. So schief man oft in unsern Provinzen und im Auslande über diesen Zug aus Friedrichs Charakter hat entscheiden wollen, so entdecke ich doch auch in demselben den scharfsinnigen Weisen. Friedrich kannte seine Leute zu gut — oft besser als sie sich selbst — als daß er sich oft zu einer Gnadenbezeugung hätte verführen lassen, die

nicht

nicht auf anerkannte Verdienste, sondern blos auf Empfehlung beruht hätte. Es ist wahr, daß mancher Belohnung verdiente und nicht erhielt, da man andre mit Geschenken und Ehrenbezeugungen fast überhäuft sah. Darinn lag auch sein Scharfsinn, daß er manch Verdienst unbelohnt ließ, weil der Mann entweder keine Belohnung brauchte, oder sie ihm schädlich gewesen wäre. Das wuste der grosse scharfsinnige Monarch sehr wohl zu beurtheilen, und sparte oft eine Ermunterung vor den Staatsdiener auf, der nur durch solche Ermunterungen treu erhalten werden konnte, da er indeß einem andern nichts gab, weil er vielleicht von ihm wuste, daß er groß genug dachte, sich durch sein inneres Bewustsein selbst im patriotischen Gange zu erhalten.

Nie hat **Friedrich** Männer aus fremden Diensten, welche ihm wichtige für ihn interessirende Umstände entdeckten, besonders belohnt. Er ließ ihnen eine Gnadenbelohnung wiederfahren, erhob sie aber nie. Sollte nicht vielleicht hier sein Scharfsinn mit gewirkt haben? Drum sagte er auch bei einer gewissen Gelegenheit, da man ihm einen Verräther empfahl: „Ist er seinem Herrn nicht treu gewesen, so wird er mir es auch nicht seyn.„ So gab er im siebenjährigen Kriege einem österreichischen Ueberläufer, der bei einem General in Diensten gestanden hatte und ihm wichtige Papiere brachte, wohl 100

Friedrichsd'or, hieß ihn aber auch einen ungetreuen Kerl, und befahl ihm, sich nie wieder bei der Armee oder im Lager sehn zu lassen, sonst würde er gehenkt werden. Es versteht sich von sich selbst, daß man hierbei niemals ganz entscheidend urtheilen kan. Die Regel, nach welcher in solchen Fällen ein Fürst handelt, liegt ganz außer unserm Gesichtskreise. Ists nicht genug, daß man nach reifer Ueberlegung alles übrigen, wodurch Friedrich sich so groß gezeigt hat, auch sicher glauben darf, daß ihm auch, so sehr er Mensch gewesen seyn kan, bei der Vertheilung seiner Gnadenbezeugungen sein Scharfsinn solche Grundsätze dargeboten haben wird, die wir als seine glückliche Unterthanen verehren müssen, selbst da, wo sich Bedenklichkeiten unserm Geist aufdringen, bescheiden schweigen, und unsre Unwissenheit lieber gestehen wollen, als um einzelner sonderbaren Fälle willen in den Fehler verfallen, das Ganze zu bezweifeln.

Also, ihr preußischen Patrioten, glaubt ohnfehlbar mit mir, daß unser grosser König gewiß auch in jeder Hinsicht scharfsinnig dachte und handelte.

Es bleibt mir nun noch zur Vollendung des Beweises, wie scharfsinnig er war, übrig, sein unaussprechlich viel umfassendes Gedächtniß nicht zu vergessen. Ich weiß sehr wohl, daß ein treues Gedächtniß nicht gradezu Scharfsinn erfordert. Man kan ein Vielwisser seyn,

und

und doch nicht auf Scharfsinn gerechten Anspruch machen. Wer sein Gedächtniß mit allerlei überladet, eine ganze Masse Erkenntnisse sich sammlet, die sein gut Gedächtniß so alle durch einander gefaßt hat und ihm unauslöschlich aufbewahret, ist deswegen noch lange kein scharfsinniger Friedrich. Ich rechne das ungeheure Gedächtnißvermögen dieses unvergeßlichen Monarchen deswegen mit zu seinem Scharfsinn, weil es ihm nicht nur auf jeden Fall das Zweckmäßigste aufbehielt, sondern alles in ihm so wohl und brauchbar geordnet war. Dieß zeigte sich in den ernsthaftesten, trockensten Spekulationen eben so reichhaltig, wie in politischen und ökonomischen Säzzen. Dieß war ihm eben so treu bei der ernsthaftesten Behandlung, als wie in der spottendsten Laune. Setzt dieß nicht voraus, daß er alles, was er sah, hörte, las und dachte, sich ganz so zu eigen machte, wie es der Scharfsinnige thut, dem sein Gedächtniß nicht durchaus blos sammlet, sondern der wie die Biene aufs Kleefeld fliegt, um Blumenstaub zu sammlen, und ihn in Honig zu verwandeln.

Personen, die nach langer Zeit gethane Fehlbitten wiederholten, erfuhren, daß der Monarch noch nicht die schon längst gegebene abschlägige Antwort vergessen hatte. Andre, die sich einbildeten, Friedrich habe ihr vor langer Zeit bekannt gewordenes Vergehen längst aus dem

Sinne verloren, sahen, daß es nicht so war; so wie viele auch die Freude hatten, Zusagen des Monarchen, die er ihnen vor vielen Jahren gemacht, auf einmal unerwartet erfüllt zu sehen. Er kannte Soldaten, die unter seinem Regiment, als er noch Kronprinz gewesen war, gestanden hatten, auf den ersten Anblick nach 40 Jahren wieder; fragte oft nach vielen Jahren bei seinen Revüen nach einzelnen gemeinen Soldaten. Man machte ihm einst die Anzeige wegen des Baues der sogenannten Friedrichsbrücke in Berlin. „Da ist nie eine Brücke gewesen!„ war seine Antwort. Diese Kleinigkeit fiel dem Monarchen gleich zur Antwort ein, weil ihn sein Gedächtniß erinnerte, daß diese Brücke erst zur Bequemlichkeit der Königin Frau Mutter angelegt worden war. Die Sammlung der Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten erzählen mehrere Proben seines seltenen Gedächtnisses. Ich habe es zu seinem Scharfsinn gerechnet, weil die Uebung desselben und der Gebrauch, den er davon machte, nur von Scharfsinnigen geschieht. Außerdem rechne ich auf bloßen Gedächtnißkram nicht mehr, als man auf ein Hülfsmittel rechnen kan, welches wohl nicht zu verachten ist, welches aber durch die Person, die es besitzt, erst seine rechte Brauchbarkeit erhält.

Wohl niemand schäzt im alltäglichen Leben den mittelmäßigen oder gar schlechten Kopf als groß, und wie könnte man einen Regenten so ganz verehren, wenn er nicht auch so scharfsinnig wäre, als es die Ausdehnung irgend einer Menschenkraft vermag. Wahrscheinlich unterstüzt diese Erinnerung an seinen Scharfsinn jene erste Behauptung der vorigen Abtheilung, daß **Friedrich** der weiseste Regent war, und ich wollte mich innig freuen, wenn meine Leser sich mit mir davon so überzeugten, daß sie den Vater im Himmel priesen, der sein Geschöpf so hoch über uns erhob.

Alles, was ich von **Friedrichs** Weisheit und Scharfsinn geschrieben habe, ist gleichsam eine Einleitung oder allgemeine Nachweisung zu dem Nachfolgenden. War er nicht so weise und so scharfsinnig, so konnte er auch in allem übrigen nicht so groß erscheinen, als ich ihn blos nach der Wahrheit und ohne Verschweigung seiner Fehler darzustellen habe.

Wenn er endlich auch die Bildung seines Volks am rechten Ort anzufangen bedacht war, so sezt dieß auch noch Scharfsinn voraus, um sich selbst zu bestimmen, wie dieß grosse Werk anzugreifen sei. Hier sind seine eigene Worte darüber: „Je älter man wird, desto mehr „bemerkt man den Nachtheil, den die vernachläßigte Er-

„ziehung der Jugend der menschlichen Gesellschaft bringt.
„Ich wende alle meine Kräfte an, diesem Mißbrauch
„möglichst abzuhelfen. Ich verbessere die Bürgerschu-
„len, die Universitäten, und sogar die Dorfschulen;
„allein es gehören dreißig Jahre dazu, um Früchte da-
„von zu sehen. Ich werde sie nicht geniessen, aber ich
„werde mich damit trösten.„

Grosser **Friedrich!** wie wahr, wie scharfsinnig urtheiltest du über diese Angelegenheit deines Landes! Man denke sich diesen ausharrenden Scharfsinn bis in die letzten Lebenstage des grossen Geistes. Bei allen heftigen körperlichen Leiden verließ er ihn nicht. Weder Schmerz noch Schlaflosigkeit zerrütteten seine Geisteskräfte. Noch zwei Tage vor seinem Tode legte man ihm einen Finanzbericht vor, welchen er mit *tiefer* Einsicht und der ihm eigenen Thätigkeit berichtigte. Mit der grösten Genauigkeit unterzog er sich fast bis zum Auslöschen seines Lebenslichts der Regierungsgeschäfte, und sprach immer über Staatssachen mit solcher Kraft, daß man seinen Scharfsinn bewundern muste. Selbst seine Unterhaltungen mit Aerzten und seinen letzten Gesellschaftern waren mit Scharfsinn gewürzt.

Ists wahr, daß der Monarch, da er sein Leben schwinden sah, noch diese merkwürdigen Worte gesprochen hat (siehe Geist Friedrichs des Einzigen, S. 452.) „Wesen aller Wesen! du veredelst deiner Geschöpfe jedes — wirst du auch mich veredeln: zwar nicht als König — aber desto besser! —„ so schliesse ich gern iezt meinen Beweis seines Scharfsinns, mit dem mir unwiderstehlichen Gefühl, daß ich nicht zu viel geschrieben habe, sondern es vor der Nachwelt unläugbar ausgemacht bleiben wird: **Friedrich war ausgezeichnet scharfsinnig!**

# Vierte Abtheilung.

## Friedrichs Gegenwart des Geistes.

Es ist immer noch ein grosser Unterschied zwischen Scharfsinn und Gegenwart des Geistes. Das wird bei dem kleinen Geschäftsmann, am Stubengelehrten, oder bei Personen, die selten oder gar nicht in äußerst verwikkelte Lagen ihres Lebens gekommen sind, bisweilen nicht so sichtbar, als in dem Leben eines Fürsten, dessen Laufbahn in der Welt über so viele Klippen und durch so viele Abgründe ging, als Friedrich des Einzigen. Richtige kluge Ueberlegung wird durch Scharfsinn geleitet, und ihr Erfolg beweiset Scharfsinn, wenn sie auch etwas langsam vor sich geht. Aber Geistesgegenwart zeigt sich in jedem einzelnen Falle. Es kan auch ein Mensch wohl einmal oder manchmal bei einem Ereigniß schnell und gut sich benehmen. Das ist freilich vor diesen Augenblick entweder Geistesgegenwart, oder es vertritt seine Stelle. Noch sehr viel länger bedenke ich mich aber, dem Menschen durchaus eine solche Verstandesvollkommenheit beizulegen. Ich muß ihn in mehrern Lagen beobachten — ich muß mich vest überzeugen, daß jener guter Einfall nicht so nur von ohngefähr in seine Seele lief. Ohne Weisheit und Scharfsinn ist keine wahre

Geistes-

Geistesgegenwart denkbar. Als ein Weiser habe ich die Mittel kennen gelernt, die mich aus einer Verlegenheit reissen, oder mir Vortheile verschaffen können. Mit Scharfsinn passe ich sie meinem Bedürfniß an, und aus jenen vereinten Kräften entsteht dann die schnelle Wirksamkeit meiner Seele, in allen Fällen bald, die besten und heilsamsten Mittel zur Erreichung meiner Absicht zu wählen.

Ein Regent trift in seiner Regierung, wenn sie noch dazu so lange dauert, als **Friedrichs** des Grossen, unvermeidlich auf solche Ereignisse, in welchen ihm Gegenwart des Geistes mehr nüzt, als lange Berathschlagungen, in welchen durch eine, ehe es jemand denkt, gemachte kühne Vorkehrung ein Entwurf der Feinde vereitelt, oder eine gemachte Einrichtung glücklich durchgesezt werden kan. Der Feldherr erfährt eben so gut, daß Gegenwart des Geistes für ihn ein wahres Bedürfniß sei. Weiß er nicht jeden Augenblick zu nutzen, seinen Plan schnell umzuändern, und nach einem neuen und den Umständen gemäßern zu handeln, so zieht er gewiß auch da den Kürzern, wo ihm sonst mit einiger Gegenwart des Geistes der Sieg gelassen worden wäre. Er muß oft ein Opfer seiner Langsamkeit und Unentschlossenheit werden, wenn er durch Geistesgegenwart ein unveränderliches Uebel sehr glücklich hätte vermindern können. Ent-

schlos-

schlossenheit ist dem General oft nüzlicher, als viele Bataillone, und daß er seine Kräfte auf dem rechten Fleck und zur rechten Zeit anzuordnen weiß, zeigt, ob er Gegenwart des Geistes habe oder nicht.

Wenn nun unser grosser König mit fast unnachahmlicher Schnelligkeit sich aus nicht geringen Gelegenheiten zog; wenn ihm selten der Augenblick entging, in welchem er die weitläuftigsten Plane seiner Gegner durch eine plözliche von ihm genommene Wendung gänzlich vernichtete; wenn er selbst dann, wenn schon ganz Europa ihn verloren gab, immer noch einen Ausweg fand, der ihm unversperrt lag, so kan ich wohl zu den grossen unerreichten Vollkommenheiten dieses grösten Monarchen auch seine Geistesgegenwart zählen.

Das zeigte er unzählich oft in seinen Staatsverhandlungen. Wer weiß nicht, daß er vom Anfang seiner Regierung an ein solch Regierungssystem wählte, wobei er ohne diese Geisteskraft ohnmöglich das hätte ausführen können, was er zum Theil angefangen, zum Theil vollendet hat. Es war freilich der junge Monarch nach dem Tode seines Herrn Vaters der Welt noch nicht so wichtig, daß man solche grosse Thaten von ihm vermuthete, als er nachmals gethan hat: sollten nicht aber auch schon zu der Zeit die auswärtigen Höfe den jungen Regenten haben beobachten lassen? Wenigstens bemühte

sich

sich der Wiener Hof, durch seinen Gesandten zu erforschen, wohin die kriegerischen Anstalten, die er bald machte, gehen möchten. Er wich allen solchen feinen Anfragen sehr geschickt aus, und es war unmöglich, ihn durch die verdecktesten Aeußerungen irgend einmal zu fangen. Es gehört ganz Friedrichs Geistesgegenwart dazu, um sich nie in solche künstliche politische Fallen leiten zu lassen. — Antworten den Augenblick bereit zu haben, aus welchen der Frager nichts klüger wird, und alle die Kanäle sorgfältig zu verstopfen, aus welchen ein lauernder Minister den Aufschluß des Räthsels schöpfen könnte, welches ihm und seinem Hofe iezt eben Kopfbrechens macht. Das war der Fall bei unserm Monarchen fast immer. Selten oder gar nicht verrieth er sich, und der listigsten Politik setzte er Geistesgegenwart entgegen.

Er hatte nicht immer so viel Zeit, eine Staatsangelegenheit lange zu überlegen — aber er bedurfte auch dieß Mittel eines gewöhnlichen Menschen nicht, sondern er entschied kurz und gut. Unendlich schwer war es, ihm den rechten Gesichtspunkt einer Sache aus den Augen zu rücken. Die geschmeidigsten Komplimente und die glänzendsten Einkleidungen wuste er sehr bald von der eigentlichen Absicht zu sondern, und kaum hatten ihm seine geheimen Sekretäre ein Staatspapier vorgelegt, so

konnte

konnte er auch schon darauf bestimmt erklären, wie es zu beantworten, oder was dabei zu thun sei. Unentschlossenheit, Zerstreuung, Verwirrung der Gegenstände in sich selbst, Verblendung durch schlüpfrige Vorspiegelungen und ofte Uebereilung kannte er nicht. Er war sich immer gegenwärtig, und der Regent, der in einem Augenblick als der witzigste Gelehrte die Weltthorheiten durchzog, wog in einem andern Augenblick eben so treffend und schnell das Wohl seiner Länder und das Gleichgewicht von ganz Europa. Es schien manchmal, als liesse sich der grosse Monarch um etwas ganz unbekümmert. Zu einer andern Zeit wähnte man von ihm, daß er sich wirklich habe überlisten lassen. Allein der Erfolg bewies allemal, wie sehr sich die Welt betrogen hatte. Er schwieg, und wartete auf einen rechten glücklichen Zeitpunkt. Er that, als ginge er die Plane seiner öffentlichen und heimlichen Neider ein, und auf einmal zerschlug der königliche Adler mit seiner furchtbaren Stärke die Schlingen, die man über sein Haupt hingehangen — die er wohl gesehen, aber sie so lange hatte knüpfen lassen, bis seine Geistesgegenwart ihm befahl, sie schnell zu zerreissen — sie wohl gar seinen Feinden übers Haupt zu werfen. Man erinnere sich nur so vieler bekannten Vorfälle in seinen Regierungsjahren, wodurch er seine Länder vergrösserte, bereicherte, und seinen kleinen Staat so stark machte, so

wird

wird man mir bald zugeben, daß Friedrich als ein vollkommner Staatsmann die gröste Gegenwart des Geistes bewiesen hat.

Eben dieß sah man auch an ihm in seinen Kriegen. Da waren der Fälle sehr viele, bei welchen er nur durch diese trefliche Geisteskraft das blieb, was er nach den Gedanken seiner Feinde nicht bleiben sollte; und das ward, worüber die Welt erstaunte. Wir wissen freilich, daß ihm die österreichischen Generale selten oder gar nicht dieses Talent entgegensetzten; aber doch brachten sie ihn oft genug in solche Umstände, wo er nur eben damit ihnen das Gleichgewicht halten oder gar die Spitze bieten konte. Es waren nicht allein die Fehler der gegen ihn stehenden feindlichen Befehlshaber, aus denen er schnellen Nutzen zog, sondern er hatte sich von dem Charakter, der Denkart und den Verhältnissen dieser Männer unter einander solche genaue Kenntnisse verschaft, die ihm nun in dem Augenblicke, da der Fall, daraus etwas folgern zu können, eintrat, mit unglaublicher Gegenwart des Geistes solche Vortheile gaben, die ein andrer, der nicht Friedrichs Kopf hatte, wahrscheinlich übersehen hätte. So weislich es auch oft ist, durch ein kluges Stillesitzen den Feind zu ermüden, so schädlich kan dieß Zaudern auch dem Feldherrn werden, der nie wagt, und nie die Zeit abmißt, in welcher er einen glücklichen Streich vollführen

kan. Zaudern war Friedrichs Sache nicht. Er wa sich so gegenwärtig, daß oft auf den fühlbarsten Verlust unmittelbar Gewinn folgte, und daß er eben wenn der Feind ihn ohnmächtig und unthätig dachte, losschlug, und dem Feinde nicht Zeit ließ, sich in Positur gegen ihn zu setzen. Die Geschichte seiner Feldzüge ist voll von unläugbaren Beispielen dieser Art, ja sie beweist sogar, daß der Monarch seine meisten Schlachten durch Gegenwart des Geistes gewann. Man lese im zweiten Theil meiner Volksschrift die Treffen bei Sorr, Czaslau, Prag, Lowosiz, Zorndorf, Liegniz, Leuthen und Torgau. Gewann er sie nicht, weil seine Geistesgegenwart ihm die Mittel zeigte, mit welchen er den gegen ihn fechtenden weit zahlreichern Heeren mit seinem Häuflein überlegen werden konnte? Die Niederlagen bei Kollin, Hohkirch, Frankfurt und Maxen würden einer Armee, an deren Spitze Friedrich gestanden hätte, solche Vortheile gegeben haben, die den Krieg vielleicht beendigen konnten. Aber Friedrich beugte dem Uebel schnell vor. Da Breslau, Schweidniz, Neisse und Glaz in österreichischen Händen waren, befand er sich in einer so mißlichen Lage, aus welcher ihn nur Geistesgegenwart rettete. Er durfte nur diese Geisteskraft gar nicht oder weniger haben, so wäre die grosse Aufgabe, sich, da er einst von der Hauptarmee der Kaiserlichen und von Russen umringt

ringt stand, fast keine Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen mehr aufbringen konnte, gewiß unaufgelöst geblieben. Aber er merkte den Augenblick, da man ihn nicht recht genau bewachte, da eine Armee der andern ein Stück Arbeit lassen wollte, so gut, daß er dem Unglücke entging, ehe sich die feindlichen Generale besannen, und ihn dann zu ihrer grösten Verwunderung in einer solchen Stellung sahen, in welcher ihm nicht mehr so leicht beizukommen war.

So zeigte er sich mit dieser Gegenwart des Geistes auch in kleinen einzelen Vorfällen. Wenn die Musketenkugeln um ihn herflogen, so verrieth er nie die geringste Erschrockenheit. Wenn ein Pferd, welches er ritt, unter ihm blessirt ward, so nahm er, ohne sich aus seiner Fassung bringen zu lassen, ein anderes. Wenn seine Helden um und neben ihm fielen, so fühlte er ihren Verlust — dachte sich wohl einen Augenblick, daß alles verloren seyn könnte, aber nichts erschütterte ihn so stark, daß es seine Geistesgegenwart verwirret hätte. Er unterdrückte die tiefsten Rührungen zu der Zeit, da er als König und als General seine Pflicht zu thun hatte. Wenn er seine Soldaten ermüdet, hungrig, und zuweilen über die grossen Beschwerden auch wohl unwillig sah, so wuste er mit seiner Geistesgegenwart bald irgend etwas zu erfinden, womit er sie nicht nur beruhigte, son-

dern wohl noch ermunterte. Hatte er auch die wichtigsten Plane im Kopfe, so bemerkte er doch alles, was um und neben ihm vorging, und sorgte für alles. So sprach er auf dem wichtigsten Marsch nach Kollin einen alten preußischen Unteroffizier vom Regiment Prinz von Bevern, und schickte ihm, ohne sein Versprechen zu vergessen, des Abends ein Reitpferd, was er künftig, da er die Armee nicht verlassen wollte, reiten könnte. Im Jahr 1757. ritt er einmal in Böhmen nur mit einem Husarenunteroffizier und sechs Gemeinen voraus, um die Gegend zu untersuchen, in die er marschiren und seine Armee postiren wollte, da stieß er auf eine österreichische Husarenpatrouille von 15 Mann. Was will er nun machen? fragte er den Korporal. Und da der Husar sagte: wenn ich denken darf, Ew. Majestät wären nicht zugegen, so jage ich die funfzehn Husaren zum Teufel — so sagte der Monarch: nun so denk er das einmal — blieb halten, und wartete, bis der wackere Preusse seinen Streich ausgeführt hatte, ritt ihm dann entgegen, und machte ihn zum Lieutenant. Er entdeckte oft Soldaten, die wider die gegebenen Befehle, z. B. keinen Tabak zu rauchen ꝛc. handelten: nie ließ er dann zur Unzeit strafen, sondern es blieb meist bei einer gütigen Erinnerung. Auf einem Marsch nach Schweidniz riß er sich an einem Rade in einem engen Wege den einen Stiefel ganz auf. Man konte

nicht

nicht gleich einen Schuster haben, der den Stiefel flickte, bis endlich ein Dragoner mit solchem Handwerkszeuge gebracht wurde. Der König stieg vom Pferde, setzte sich ganz gelassen auf eine Anhöhe, und ließ sich nicht nur hier auf der Stelle den Stiefel flicken, und sagte dem Mann, er solle nur geschwind nähen, damit sie fortkämen, sondern nahm die Erinnerung des Schusters, daß der König warlich ein paar neue Stiefeln brauche, scherzend und lachend auf. Würde nicht von einem Monarchen, der nicht durch Gegenwart des Geistes kleine Vorfälle kurz abzuthun gelernt hat, aus der Stiefelgeschichte ein grosser Lärm worden seyn? Im Jahr 1745. erfuhr er, daß seine Feinde wider alles Vermuthen ihn auf einmal auf allen Seiten angreifen wollten. Alles war über diese Entdeckung bestürzt, nur Friedrich nicht. Er gab gleich die nöthigen Befehle, nahm von seiner Famillie kurzen Abschied, umarmte den Graf Podewils, und sagte: „Adieu, mein lieber Graf! nehm er alles wohl „in Acht, und wenn mir ein Unglück begegnen sollte, so „denke er, daß er einen guten Freund verliert.„ Man brachte ihm vor der Schlacht bei Liegnitz die Nachricht von dem Anmarsch der Feinde, da er eben in seinem Mantel eingehüllt bei einem kleinen Feuer eingeschlummert zu seyn schien. Der König rief: Was ists? Der Offizier berichtete, daß der Feind schon seine äußersten

Posten zurückgerufen hätte. „Halt er ihn so lange als möglich ab!„ antwortete er, und dann rief er ein Pferd her. In einem Augenblick saß er auf, gab gleich die nöthigen Befehle, und in einigen Minuten war alles so wohl eingerichtet, als wenn er lange den Schlachtplan hätte überlegen können.

Oft war der Monarch mit den gelehrtesten Arbeiten beschäftiget, wenn grade seine Generale und Adjutanten kamen, die Befehle abzuholen, da stand er denn geschwind auf, nahm Hut, Stock und Degen, gab die Befehle, (einmal bei Leipzig sogar während der Schlacht) ging zurücke, setzte sich wieder zu seinem Schreibetisch, und fuhr in seinen Arbeiten grade so emsig fort, als wenn er gar nichts anders zu thun gehabt hätte. Solche weit von einander liegende Gegenstände, als Kriegsbefehle und gelehrte Arbeiten sind, so schnell zu verbinden, sich weder in einem noch dem andern den Zusammenhang abschneiden zu lassen — dazu gehört warlich Friedrichs Geistesgegenwart.

An einen Monarchen, der so ganz Vater seiner Unterthanen ist, gelangen unzählbare Bitten, die ihm mündlich vorgetragen werden. Sie sind gewiß nicht alle von der Art, daß er sie gewähren kan. Sie veranlassen oft vor sein Kabinet und vor die Landesregierungen eine

Menge

Menge Weitläuftigkeiten, wenn er sie erst untersuchen lassen will. Das kam in der Regierung unsers grossen Friedrichs nicht immer vor. Er gab seinen Entschluß den Bittenden meist auf der Stelle; und wer kan hier die unzähligen passenden Antworten zählen, die der König solchen Personen gab, denen er ihre Bitten abschlagen muste. Sie waren nach Befinden der Umstände manchmal gradezu abweisend, manchmal bestrafend, oft so fein, daß der Klient nicht zürnen, aber es auch schwerlich noch einmal wagen konnte, den Monarchen mit einer solchen oder ähnlichen Bitte anzugehen. Alle verriethen eine Geistesgegenwart, die man kaum glauben würde, wenn nicht in allen Provinzen solcher Vorfälle sehr viele bekannt wären. Eben weil sie so bekannt sind, schreibe ich keine her, sondern meine Leser wissen gewiß alle, wie treffend Friedrich Bitten, Anfragen und dergleichen schnell beantwortete. Wenn man mit einer Sache lange gnug bekannt ist, sich darinn eine Zeitlang fleißig geübt hat, so vermehrt sich mit der Zeit auch die Fertigkeit, darüber geschwind und doch richtig zu urtheilen. Aber immer ist dem Urtheile nicht ganz zu trauen, es sei denn, daß die gröste Gegenwart des Geistes uns gleichsam vor dem Irrthum und der Uebereilung sichert. Denkt euch, liebe Leser, die ungeheure Menge von Urtheilen der Justiz, die an den Monarchen kamen. Er

sollte sie bestätigen oder verbessern. In des grossen Mannes Kopfe lag die Last der Staatssachen, des Kriegswesens, der Polizei und der Kameralverwaltungen, und doch war Platz da, auch die Form und den Geist der Gerechtigkeitspflege sich in dem Augenblicke, da er darüber entscheiden muste, so ganz zu vergegenwärtigen, daß er auch dabei Beweise gab, wie einzig er war. Es gehört zu einer solchen Fülle von scharfer Beurtheilungskraft warlich eine Gegenwart des Geistes, die auch der unsterbliche Friedrich vorzüglich besaß. Der weiseste Mensch wird leicht durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände in seiner Denkkraft so überfüllt, daß er das schwere Scheiden derselben sich oftmals verwirren läßt. Er vergißt über dem einen das andre. Seine Gedanken und Urtheile verwickeln sich in sich selbst. Er denkt, so wie ein Ermüdeter arbeitet. Jener so gut, treu und anders, als der Träge und Ungeschickte; aber man sieht ihm endlich die Erschöpfung an, und bei allem guten Willen passiren Fehler, die blos aus der Menge und Mannichfaltigkeit der schon vollendeten Geschäfte entstehen. Hätte Friedrich der Grosse nicht jene außerordentliche Gegenwart des Geistes gehabt, die ich iezt von ihm meinen Lesern anschaulich mache, so müste ihn auf seinen grossen Reisen die Menge seiner Beobachtungen, Fragen, Urtheile, und die verschiedenen Personen, die er sah und

sprach, leicht einmal so ermüdet haben, daß er am Abend eines solchen Reisetages nicht mehr solche Geistesstärke gezeigt hätte, als am Morgen, da er seine Reise antrat. Aber er blieb sich immer gleich. Er sprach über Landesangelegenheiten, die ins kleinste Bedürfniß eines Ortes gingen, so passend und genugthuend, als wenn er sich dazu hätte vorbereiten können. In zwei gleich auf einander folgenden Zeitpunkten redete er die Sprache des gebildeten hohen Regenten, und die leichte Mundart des geringsten Mannes, zu dem er sich herabließ, und aus seiner Unterredung mehr Wahrheit erfuhr, als von Vornehmern, die Ursach genug hatten, nicht so gradezu zu seyn. Er wuste Fehler und Vernachläßigkeit seiner Untergebenen bald zu übersehen, bald auch ernstlich zu rügen. Er schonte und strafte, ermunterte und ahndete, alles mit einer solchen Gegenwart des Geistes, daß er immer seine Hauptabsicht dabei erreichte, und nur da erst die Gränze seines guten Willens sah, wo sie kein Sterblicher je durchbrechen wird.

So kurz ich gern seyn will, so kan ich mich doch nicht enthalten, hier einen Vorfall aus dem siebenjährigen Kriege einzuschalten, der ein Beweis ist, wie sehr Friedrich jeden Umstand, der ihn zu seinem Zweck führen konnte, mit bewunderenswürdiger Schnelligkeit benutzt. Im Jahr 1757. wollte er sich bei Bautzen mit

der Armee des Prinzen von Preussen, seines Bruders, vereinigen, als dieser Herr ihm meldete, er müsse sich seiner kränklichen Umstände wegen nach Dresden begeben. Dieß machte den König äußerst verdrüßlich, und zwar um so mehr, da alle mögliche widerwärtige Nachrichten zugleich einliefen. Die Russen hatten Preussen inne; die Franzosen und die Reichsarmee näherten sich auf einer andern Seite, und die Schweden waren in Pommern eingedrungen. Alles dieses und des Königs Verdruß darüber fing an in der Armee bekannt zu werden, und wirkte nicht vortheilhaft auf sie. An dem Tage, als der König vor Bautzen angekommen war, meldete ihm ein Husarenoffizier: die Feinde haben einige Bagagewagen erbeutet, doch mit Verlust von 50 Mann. Diese Nachricht benutzte der König, da er wuste, daß in der Armee über sein Mißvergnügen gesprochen wurde. Er nahm den Husarenoffizier bei der Hand, trat mit heiterm Gesichte mit ihm vor die Thür, und sagte so laut, daß es die so eben zur Parole versammleten Offiziere hören mußten: „Die paar verlornen Mehlfässer schaden nichts, das „andre ist mir lieber. Nun, meine Herren, nur noch „eine Bataille gewonnen, so sind wir Meister von Allem, „und haben bald Frieden zu hoffen.„ Nun klopfte er dem Husarenoffizier freundlich auf die Schulter, zog den Hut ab und sagte: „Nun so reit er denn in Gottes Na-

men!

men!„ Bis zum Erstaunen wirkte ein solches Wort, alle Gesichter klärten sich auf, und Muth und Vertrauen breitete sich von neuem durch die ganze Armee aus. Friedrich hatte die Herzen von Hunderttausenden in Händen.

Eine noch andre Begebenheit beweist noch stärker, daß der Monarch seine Gegenwart des Geistes auch dahin ausdehnte, aus dem Aberglauben, einer so allgemeinen Schwachheit des Menschen, etwas Gutes zu ziehen. Als er den 21ten Dezember 1741. zu Krossen ankam, so war das veraltete Seil einer Kirchenglocke zerrissen, die Glocke war damit an den Glockenstuhl noch gebunden gewesen, und sie fiel herunter. Das erregte allerlei abergläubische Urtheile. Man sahe es für ein böses Zeichen an. Friedrich ergriff diese alberne Volksmeinung, und erklärte ihnen, diese herabgefallene Glocke bedeute, daß das Hohe werde erniedriget werden; nun wäre das Haus Oesterreich viel höher, als das Brandenburgische, folglich würde Brandenburg erhöhet und Oesterreich erniedrigt werden. Wer das Volk kennt, setzte Friedrich selbst hinzu, wird wissen, daß solche Schlüsse zu dessen Ueberzeugung hinreichen. (Siehe Th. IV. S. 116. seiner Werke.)

Im siebenjährigen Kriege verlor auch einmal ein auswärtiger Gesandte, es war der französische, ein Herr

von Valori, der sich im Hauptquartier aufhielt, im Zimmer des Monarchen während der Unterredung ein Billet. Der Monarch mit seiner Geistesgegenwart trat geschwind mit dem Fuß darauf, kürzte das Gespräch ab, und erfuhr durch diesen so schnell benutzten Zufall mehr Gewißheit, als aus allen vorherigen Betheurungen.

Es kommt nur noch darauf an, daß meine Leser sich auch von der Gegenwart des Geistes, die der grosse König in seinem Privatleben bewies, überzeugen. Man vergesse nur nicht, daß er König war, daß sein munteres Temperament ihn oft außerordentlich lebhaft sprechen und handeln ließ, daß seine Gespräche nie fade und sinnlos, sondern meist witzig und stark waren: so wird man auch leicht sehen, daß eine grosse Geistesgegenwart dazu gehört, sich immer so gut zu benehmen, wie es seiner hohen Würde gemäß war. Dazu kommt noch, daß unser grosser **Friedrich** ein sehr theilnehmend Herz hatte, und sich in dem Zirkel seiner gelehrten Gesellschafter recht wohl befinden konnte. Wie leicht kan eine solche Seelenstimmung einmal in einigen Augenblicken uns zu irgend einer Schwachheit verleiten, die schon dem Privatmann schädlich, dem König von **Friedrichs** Grösse ganz nachtheilig wird. Ueberdieß müssen die Ausdrücke eines so grossen Monarchen nicht immer nach den strengen Regeln der gewöhnlichen Ehrbarkeit abgemessen werden, und

auch

auch der grosse Friedrich pflegte besonders bei der Tafel jedes Ding bei seinem natürlichen Namen zu nennen. Dazu trug noch seine Bekanntschaft mit der französischen Zweideutigkeit viel bei, und er dehnte sie manchmal bis zur äußersten Ueppigkeit aus. Ueberhaupt schien er die Unverschämtheit der Franzosen hier zu lieben, weil sie ihm zu lachen gab. Er neckte oft seine Tischgenossen, seine Bedienten, unterschied aber seinen Mann sehr weise, und wuste sich bei allen diesen kritischen Scherzen immer so ganz und so schnell zurückzuziehen, daß er immer König blieb. Das werden manche Leser vor keine grosse Kunst halten, weil er König war und Macht hatte, jeden in seinen Schranken zu erhalten. Aber dazu bediente er sich nie seiner Macht, sondern es lag das Mittel dazu in seiner Gegenwart des Geistes, auch die gröste Herablassung und selbst den muthwilligsten Scherz nie zu weit kommen zu lassen. Ein treffend Wort, ein königlicher Blick gleichte jeden Vorgang aus, und alles war wieder in dem Respekt, den er sich niemals vergab.

Ich schliesse diese Erinnerung, daß ihr, liebe Leser, an eurem unsterblichen Könige auch seine Geistesgegenwart schätzen sollt, mit einem Beispiel, welches ebenfalls beweist, daß ihm nie eine treffende Antwort fehlte. Da der König einmal bei Tafel der Einrichtungen erwähnte, welche der Kaiser mit den Juden machte, so

sagte

sagte er: „Ich freue mich über diese guten Einrichtun„gen; aber der Kaiser hat auch die nächste Verbindlich„keit, sich der Juden anzunehmen: er ist ja König von „Jerusalem.„ (Diesen Titel führt der Kaiser noch.)

Er forderte einst ein Glas Wasser. Der Page glitschte damit aus, und fiel vor dem König nieder. Ach, sagte er zitternd, nun bin ich ewig um Ihre Gnade gekommen! „Nein, mein Sohn, sprach der König, Was„ser thut das nicht.„ Ein Prediger hatte ihm eine Abhandlung über die sogenannte Sünde wider den heiligen Geist übersandt, und erhielt folgende Antwort: „Seine „Sünde wider den heiligen Geist habe ich richtig erhal„ten. Ich wünsche ihm viele Käufer und Leser, und daß „ihn Gott und die gesunde Vernunft in seinen heiligen „Schutz nehmen möge.„ Aus einer ansehnlichen Familie schrieb jemand an den König: er stamme aus der unglücklichen Familie — ab, und bäte um Versorgung. Der König antwortete: „Ich weiß nicht, daß Eure Fa„lie unglücklich ist, im Gegentheil sind alle Personen „daraus sehr glücklich, denn sie sind dumm und reich.„

Fünfte

# Fünfte Abtheilung.

## Friedrichs unermüdete Arbeitsamkeit.

Ein ununterbrochen geschäftiges Leben giebt schon jedem Privatmann einen gewissen Werth. In einem ungebildeten Geist hebt sich selten seine Seelenkraft zu einem hervorstechenden Grade der Thätigkeit, oder er wendet seine etwanigen Arbeiten blos zu körperlichen Bedürfnissen an. Daher die rohsten Völker grade am meisten den Müßiggang lieben, und Männer unter ihnen, die noch andre als thierische Neigungen verrathen, haben schon eine gewisse höhere Stufe der Menschheit bestiegen, die sie berechtiget, als Ausnahme zu gelten. Es gehört zur Arbeitsamkeit schlechterdings ein innerer Trieb, der nicht allein durch Bedürfnisse veranlaßt werden kan, sonst müste man keine Armen faul, und keine Geschäftsmänner unwissend und bequem finden. Sind besonders meine Arbeiten mehr geistig als körperlich; erfordern sie Anstrengung, innere Seelenkräfte, und ist ihr Hauptgegenstand nicht blos Befriedigung meiner sinnlichen Neigungen, so setzen sie durchaus einen solchen innern Drang voraus, der, wie mich dünkt, die Menschenwürde überaus erhöht. Der Schöpfer bestimmte uns weder zum Pflanzenleben, noch zum bloßen thierischen Genuß, son-

dern stete Wirksamkeit war eine wesentliche Gabe vor seine vernünftigen Geschöpfe. Mit dieser Neigung, arbeitsam zu leben, müssen allerdings auch die erforderlichen Fähigkeiten verbunden seyn, sonst erstirbt mein Trieb. Jede Schwierigkeit schlägt den Muth nieder, und ich fühle mich in dem unbehaglichen Zustande eines Menschen, der gern will, aber nicht kan. Ich gleiche einem Kranken, der zu diesem und jenem Lust hat, dessen Werkzeuge aber noch nicht fähig sind, seinen guten Willen zu unterstützen. Wenn aber Neigung und Fähigkeit zu einem unermüdeten Fleiße vereint werden; wenn die Person, in welcher diese treflichen Anlagen liegen, die Stimme der Natur hört und ihr folgt, so entsteht daraus das glückliche Verhältniß eines Menschen, daß er unermüdet arbeitsam wird. Er arbeitet sich durch alle Hindernisse hindurch. Arbeit wird ihm Lust. Je mehr er derselben auffindet, desto reichlicher wird sein Geist gesättiget. Er vollendet die eine mit Vergnügen, und eilt der zweiten entgegen, mit süßem Erwarten, welche neue Wirkungen in der dritten vor ihn liegen werden. So verliert er keinen Tag, keine Stunde seines Lebens, lebt in der That länger, als der Träge, und es kan ihm selten oder gar nicht der Lohn seines Fleißes fehlen. Wenigstens fühlt er sich, daß er diesen Theil der Menschenwürde erreicht hat, den Millionen Men-

schen

schen unerfahren lassen. Nur der Arbeitsame, er stehe auch in seinen politischen Verhältnissen in der allerunbedeutendsten Lage, ist sich und der Welt nüzlich. Woher kommen die unzählichen Klagen über die Verzögerungen so vieler Geschäfte in höhern und niedern Gerichtsstuben, als weil nicht jedes Glied derselben so arbeitsam ist, daß es keine Lücken liesse. Warum saalbadert mancher Prediger auf der Kanzel, als weil er entweder zu träge war, sich vorzubereiten, oder wohl im Ganzen keinen Fleiß anwandte, seine Kenntnisse mit seinem Zeitalter zu vermehren. Warum nennt man in allen Ständen Personen, die troz des Amts, des Ranges und ihrer Pflichten und Bedürfnisse, als unnüze Erdenlaster umherwandeln? Ja warum ist in manchen Häusern der Bürger und Bauern ohne Noth die bitterste Armuth, als weil allen diesen Unglücklichen Trieb und Lust fehlt, anstatt ihres Müßiggehens sich gemeinnüziger zu machen. Der Arbeitsame ist in jedem Stande der Glücklichste, und hätte es auch ein Mensch in der Welt so weit gebracht, daß er zu seines Lebens Unterhalt oder um seines Berufs willen keiner Arbeit bedürfte, so ist er doch für sich selbst schon ein wenig schäzenswerther Mensch, wenn er Stunden und Tage vergähnen kan. Eine unermüdete Arbeitsamkeit besteht im fortgesetzten Fleiße, sich und seinen Nebenmenschen so nüzlich zu werden, als ich nur kan,

Ich geniesse dann der Ruhe und der Erholung, blos, um mich zu neuen Arbeiten geschickt zu machen, und *ich* würde gern keinen Augenblick schlafen, wenn meine *Maschine* nicht dieses Stärkungsmittel so nöthig bedürfte, daß sie selbst dem muntersten Geist dieß Joch unerbittlich auflegt. Ich wünschte keine Stunde geschäftlos zu *seyn*, wenn ich als Mensch unerschöpfliche Kraft hätte, und selbst, wenn ich kein bestimmtes Geschäft triebe, so laß ich mich in keine dem Seelenschlafe ähnliche Betäubung einwiegen, sondern ich bin, so lange ich *wachen kan*, unverhinderlich wirksam. Die äußern Umstände bestimmen auch den sichtbaren Ausdruck *meiner Arbeitsamkeit*. Ich muß grade nicht im Kabinet oder am *Schreibtische* sitzen, um zu arbeiten, sondern auch da, wenn der gemeine Mensch vor sich kein Zeichen der Arbeit sieht, wirkt der arbeitsame Mann mit stillem, *scharfem Denken* unermüdet fort. Wenn der fleißige Fabrikant oder Künstler scheint die Hand in Schoos zu legen, so arbeitet er vielleicht grade am meisten, und des Feldherrn gröste Arbeit ist nicht grade nur auf dem Schlachtfelde, sondern unbemerkt in seinem Quartier muß er das Wichtigste thun. Ein Mensch, der sich aus Neigung, Pflicht und Gefühl seiner selbst so ganz jedem ihm möglichen Fleiß widmet, gewinnt damit den Werth, der ihn von seinen Mitbrüdern auszeichnet; und wenn er es der Welt damit

mit auch manchmal nicht zu Dank macht, so belohnt ihn seine innere Zufriedenheit, und die Vorsehung steht ihm gewiß nie zur linken Hand. Es sei nun seine Bestimmung in der Welt entweder, daß seine Glieder vorzüglich arbeiten sollen, oder er hat Kraft und Beruf, sich geistige Beschäftigungen zu wählen, so muß er doch in jeder Art so viel leisten, als er durch Anstrengung, Uebung und Bildung thun kan. Freilich sind die Geschäfte, zu welchen lediglich die Seele ihre Kräfte darbieten muß, unendlich schwerer, als die härtesten körperlichen Arbeiten. Der Denker wird eher alt und grau, als der Matrose, und der Minister im Kabinet kan nicht so lange hinter einander arbeiten, als die Schreiber in seiner Kanzellei. Ich mache also den Anschlag zur Berechnung des Maaßes auch nur nach dem Wirkungskreise jedes einzelnen Menschen. Nur der Arbeitsame, er seis in welcher Art er kan, ist also stets ein sehr achtungswerthes Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Er läßt den Trägen ausgemacht weit hinter sich, aber ist er auch weit würdiger als solche Menschen, die manchmal rasch arbeiten und dann wieder schlendern, die erst von aussen einen Stoß erhalten müssen, sich selten selbst treiben, und in deren Händen öffentliche und Privatangelegenheiten sehr schlecht verwahret sind.

Krankheiten, Gemüthsleiden und Altersschwäche vermindern gewöhnlich den Trieb und die Kraft zur Arbeitsamkeit. Wenn diese Hindernisse eintreten, so wäre es unbillig, den vorher Fleißigen nun einer Verschlimmerung zu beschuldigen. Es wird dem sonst thätigen Geist peinlich genug seyn, daß er seine Beschäftigungen einschränken muß, und er wird oft noch unverkennbar zeigen, daß er der Mann ist, der schwer in selbstgelaßner Leere so hinbrüten kan. Treffe ich in der Betrachtung des Menschen auf einen solchen, der unter dem schwersten Schmerz dennoch einen geschäftigen Geist beibehält, der unter drückenden Leiden dennoch seine Arbeiten so fortsetzt, als wenn seine Brust frei und ungepreßt athmet, der im hohen Alter so leicht und willig arbeitet, wie der Jüngling und kräftigste Mann: so sind diese seltne Menschen Ausnahmen von der Regel. Ich staune sie an, sie reissen mich zur Bewunderung hin, und ich kan mich nicht anders überzeugen, als daß der Schöpfer hier etwas außerordentliches gemacht hat. Ich hoffe auf den vollen Beifall meiner Leser, da ich behaupte, daß ein unermüdet arbeitsamer Mensch um dieser Tugend willen unsrer Hochschäzung werth ist. Wir werden sie ihm ohne ungerecht zu seyn, nie versagen können, und je mehr er damit Gelegenheit hat, Gutes zu stiften, desto verehrungswürdiger ist uns seine Person.

Der

Der Stand und die äußere Lage eines Fürsten ist eben nicht zur Arbeitsamkeit auffordernd. Im Bedürfniß findet er keinen Antrieb dazu. Noch leichter kan er sie entbehren, wenn er seine Fürstenpflicht nach dem Herkommen und der Weise seiner Väter, und vielleicht auch seiner Mitregenten, zu erfüllen meint, und er dünkt sich dann schon sehr viel gethan zu haben, wenn er sein Leben nicht ganz auf der Jagd, beim Spiel, Konzert, Ball, und auf der Hofgalla zubrachte, sondern auch die Vorträge seiner Minister und Räthe hörte, und von vier und zwanzig Stunden eine oder ein paar dem Staate lieh. Die Grossen der Erde scheinen mehr zum Genuß der Früchte, die aus den mühsamen Arbeiten anderer emporsprossen, als zum Selbstwirken bestimmt zu seyn. Von jeher haben einige Vortrefliche unter ihnen diesen Gang verlassen, und auf einem weniger angenehmen Wege die Palme errungen, mit der sie iezt bekränzt sind. Das sind die wahren Grossen, die der Weise auch ohne Königskrone und Fürstenhut verehren würde. Sie waren in jedem Zeitalter die Männer, auf die die ganze Welt sah, und deren Namen verewiget sind. Ihre Länder wurden durch ihre Bemühungen glücklich, und die Nachwelt segnet noch heut ihr Andenken. Etliche Monarchen suchten eine Art von Arbeit, und wählten unglücklicherweise statt der wahren Arbeit Spielwerke. Was halfs

ihnen und ihren Unterthanen, wenn sie drechselten, oder Gold machen wollten? Was nuzte es ihren Ländern, wenn sie bis zur äussersten Ermüdung jagten und grosse Ruhe bedurften, nicht weil sie die Geschäfte des Tages erschöpft, sondern weil sie gejagt hatten? Man nenne ja niemals nur etwas eine Arbeit, wodurch ich nicht nüzlich worden bin. Der Fürst ist gewiß nur arbeitsam in der Anwendung seiner Kräfte zur Bildung seines Geistes, und zum Wohl der Welt, in der ihm eine so glänzende Rolle zugetheilt worden ist.

Es scheint dieser Theil der Fürstengrösse in unsern Tagen eine sehr vortheilhafte Wendung genommen zu haben. Sie werden uns täglich verehrungswerther, je mehr sie für uns arbeiten. Ausgemacht wahr ist es, daß unsre Regenten, überhaupt genommen, weit mehr Regenten sind, als in den vorigen Jahrhunderten. Welchen goldnen Zeiten sehn unsre Kinder entgegen, da ihre Landesherren sich täglich mehr den Geschäften selbst unterziehen, und die schweren Regierungssorgen selbst kennen, selbst tragen lernen! Heutzutage ist ein Fürst nicht mehr ein Mann, dessen Leben nur ein Wirbel von Vergnügungen seyn kan. Erinnert euch an Joseph, Gustav, Theodor, Franz und mehrerer. Wie hochachtungswerth sind sie auch nur um der unermüdeten Arbeitsamkeit willen, mit welcher sie ihre Länder beglücken!

Sollte

Sollte nicht Friedrich der Einzige auch darinn ein belehrend Beispiel gegeben haben? Darf ich den mir äusserst unangenehmen Vorwurf fürchten, daß ich meinen grossen König durch mein kleines Lob erniedrige? Seine unermüdete Arbeitsamkeit war in ihm gewiß nicht nur eine Vollkommenheit mehr, sondern sie hat vielen Regenten der Welt einen Schwung ihres Geistes gegeben, den der Unparteiische ohnmöglich verkennen kan. Ist die unermüdete Arbeitsamkeit ohne Ausnahme schon Tugend, wie unendlich erhebt sie den geliebten Herrscher des preußischen Thrones, der sie so lange Jahre ununterbrochen fortsetzte, den keine Krankheit, kein Verdruß, kein Kummer davon ableiten konnte, der bis in sein hohes Alter, bis fast zum letzten Athemzuge stets thätig war, und der den hohen Werth dieser Tugend ganz Europa lehrte.

Verehrt ihn mit mir, ihr unparteiischen Patrioten! denn so unermüdet arbeitsam, wie er war, ist vor ihm im ganzen Umfange der Sache schwerlich ein König gewesen. Kraft, Fähigkeiten, Grundsätze, Trieb, die vollendete Geistesbildung, alles war in ihm vereinigt, da noch zu arbeiten, wenn Millionen um ihn her bei Tage oder bei Nacht physisch oder moralisch schliefen. Sein ganzes Leben war Arbeit. Wenn man so am Ende seiner vollbrachten Laufbahn hinblickt auf ihre ganze

Anwendung, so muß man sich blos an die unverwerflichsten, vor aller Welt Augen liegenden Zeugnisse halten, um den Zweifel zu überwinden, obs möglich war, daß ein König so viele und mancherlei Arbeiten anfangen und beendigen kan, als Friedrich; ja, obs möglich ist, daß ein Mensch bei so weniger Erholung, in rastloser Thätigkeit, so lange leben kan, als der königliche Greis. Er konnte ohne diesen Zusatz zu seiner Königsgröße nicht ganz so groß seyn, als er war; aber eben dieß ist es, was der ganzen Welt Bewunderung an sich zieht, und warum er auch mit so grossem Recht den Namen des *Einzigen* verdient. Dem Jüngling ist *gewöhnlich die Arbeitsamkeit* am lästigsten. Dem Jüngling von lebhaftem, freiem Geist noch mehr. Ein Mann, der überlegt und gewissenhaft handeln will, gewöhnt sich leichter dazu. Waren aber nicht Friedrichs ersten Jahre schon durch unermüdeten Fleiß ausgezeichnet? Damals arbeitete er an den grossen Vorbereitungen zum Regent und zum Weisen. Da saß und studirte er fast unaufhörlich. Da drang er in jede erforschbare Wahrheit so tief ein, als kein Träger je eindringen wird. Keine Wissenschaft erlernt sich ohne Fleiß und anhaltenden Eifer, und wenn Friedrich nicht die leichtesten erwählte, und selbst mit den sogenannten schönen nicht blos spielte, so berechtigt mich diese Erfahrung, ihm auch in dem frühesten Alter

schon

schon eine solche unermüdete Arbeitsamkeit beizulegen, die den Königssohn sehr groß macht. Er las nicht zum Zeitvertreibe. Er studirte nicht, um nur eine oberflächliche Kenntniß zusammenzustoppeln. Er schrieb nicht, um diesen und jenen Artikel des Vergnügens aus dem Auslande herbeizubringen. Er exerzirte nicht um des kleinen Dienstes willen. Er machte den Referendarius nicht blos aus Gehorsam gegen die Befehle seines Vaters. Er blies Flöte, nicht um ein Steckenpferd zu haben: sondern alle diese seine jugendlichen Beschäftigungen wurden in dem Geist eines Friedrichs zu wahren Arbeiten, die er so stätig trieb, daß er nicht von einem zum andern sprang, um sich von dem Ueberdruß an einer, durch den Reiz der Neuheit an der zweiten zu entschädigen. So machen es manche geschäftige Müßiggänger, die viel versuchen und nichts vollenden. So nicht der grosse und unvergeßliche Friedrich! Der gewöhnliche Jüngling hat fast überwiegende Neigung zu solchen Beschäftigungen, die wenig Anstrengung erfordern, bei denen er im Grunde nichts thut, als seine Einbildungskraft zu unterhalten. Der Jüngling schläft gern auch viel. Jene weltkündige Bemühungen des grossen Monarchen, als Kronprinz den Geist der Weltweisen, Dichter, Naturforscher, Geschichtschreiber und andrer Gelehrten ganz zu durchforschen, ihrer Werke Kraft und Saft gleichsam

auszuziehen, erfordert eine solche unermüdete Arbeitsamkeit, die man dann erst kennen lernt, wenn man selbst einige Versuche gewagt hat.

Friedrich sah die Morgensonne auch da schon oft, ohne Zwang und königliche Befehle, als ihn nichts dazu nöthigen konnte, als sein thätiger Geist, der ihn reizte, die goldnen Stunden nicht zu verschlafen, sondern lieber zu arbeiten.

Nun trat er als ein zur steten Arbeitsamkeit schon gewöhnter Prinz seine Regierung an. Da würden seiner Arbeiten nicht nur mehrere, sondern man sieht, *wie* er die nothwendigen und willkührlichen *mit gleichem* Eifer trieb. Welche erstaunliche anhaltende Arbeitsamkeit gehört dazu, wenn ein Monarch seinen Staat selbst regiert! Sind auch die preußischen Länder ihrer Ausdehnung nach grade nicht die grösten, so sind sie besonders nach der von dem grossen Friedrich eingeführten Regierungsform groß genug, ihren König, wenn er wie ein Friedrich herrscht, mit Arbeiten zu überhäufen. Nie habe ich gehört, daß der thätige Fürst sich über seine ungeheure Geschäftslast beklagt hätte. Doch war sie so groß, daß sie andern Schultern unertragbar seyn konnte. Nur halb so viel gethan, was Friedrich that, ist schon der Weg, auf welchem ein Monarch sich verewigt. Eine solche fürchterliche Maschine, als sein Kriegsheer war,

in gutem Gange zu erhalten, ihr bei ihrer mannichfaltigen Zusammensetzung eine solche Vestigkeit zu geben, daß alle einzelne Theile ihre Kraft zur Bildung eines ehrwürdigen Staatskörpers anwenden müssen, hier und da die unvermeidlichen Lücken schnell und haltbar ausbessern, und dem Ganzen wohl endlich einen vorher noch nie gehabten Glanz geben — zu dem allen gehört eine solche unveränderte Aufmerksamkeit, daß wir kleinen Menschen den Grossen anstaunen, der das alles kan. Konnte das nicht unser Friedrich? Ich erinnere meine Leser einst noch lebhafter an diese grosse Wirkung seiner unaufhörlichen Arbeiten, wenn ich in dem Monarch den grossen Kriegsmann darstellen werde.

Ganz Europa bewunderte den preußischen König über sein tiefes Denken, seine scharfen Beurtheilungen, und seine unnachahmliche Vertraulichkeit mit den Weltbegebenheiten des entferntesten Alterthums. Man denkt niemals gründlich, vielweniger tief, wenn unser Geist nicht durchaus gebildet ist. Dazu sind Fleiß und Zeit erforderlich. Auf einmal wird niemand den Tiefblick in Sachen von solcher Wichtigkeit erlangen, welche der Monarch stets so behandelte, daß der tadelsüchtigste Beobachter doch zugestehen muß, wie sehr diese Behandlung ein Zeugniß seiner unermüdeten Arbeitsamkeit war. Oftmals lagen diese Sachen so weit ausser seinem eigent-

lichen

lichen Geschäftskreise, daß er nur mit langer Mühe sich die dazu erforderlichen Kenntnisse verschaffen muste: denn er sparte gewiß keine Zeit, keine Anstrengung. Er ruhte nicht, bis er auch in den verwickeltsten Angelegenheiten Licht sah. Welche Thätigkeit, welche Seelenarbeit muß erst angewandt werden, ehe sich der Mensch über Vorurtheile, Herkommen und Selbstbetrug empor schwingt. Friedrichs freier Geist warf jede Fesseln ab, nicht mit dem Leichtsinn des Menschen, der über andre Thorheiten lacht, und selbst Thor bleibt, sondern mit der Kraft innerer Ueberzeugung, die eine Wirkung anhaltender ernstlicher Prüfungen ist. Schon ein Vielwisser kan nicht ganz Müßiggänger gewesen seyn. Sind auch seine Sammlungen von Kenntnissen nichts mehr, als die Werke des Gedächtnisses, so bedurfte es doch eine Art von unverändertem Fleiß, diese Masse von Kenntnissen andern, die vor ihm gedacht und erfunden hatten, abzulernen. Aber wie zum Erstaunen arbeitsam muß ein Regent seyn, der so viel weiß, als der Einzige Friedrich — der das, was er liest, gleichsam verdaut, und jene Sammlung fremder Kenntnisse sich zur Ermunterung nimmt, auf die Schultern der Riesen zu treten. Es ist wahre Kunst, glücklich nachzuahmen. Es gehört Fleiß und Sorgfalt genug dazu, um das Original zu erreichen. Eisernes Ausharren verräth der Mann, der

sich

sich durch alle Schwierigkeiten, es zu übertreffen, hindurchkämpft. Durch solche anhaltende Arbeiten gab Friedrich seinen Ländern den Flor, in dem sie blühen, und sich selbst die Grösse, die ihn zum Einzigen erhob. Schuf er nicht fast eine neue Art, Recht und Gerechtigkeit zu verwalten? Ein Mann, der ganz eigen vor das Geschäfte, die unzählichen Schlupfwinkel der Ungerechtigkeit aufzusuchen, lebte, dem es ein ordentliches Studium wäre, den Rechtsgang eines Landes auf die sichersten Grundsätze zu bringen, und denn einen Ton in die Gesetze zu legen, der allen Verdrehungen und Mißdeutungen vorbeugte — würde der Mann nicht unermüdet zu arbeiten haben? — Dahin, liebe Leser, arbeitete unser Monarch, so lange er regierte, und wenn ihr die wohlthätigen Wirkungen seiner Arbeit noch nicht überall erfahren habt, so denkt euch den Menschen, dessen bester Wille doch nie allmächtig ist. Die Blicke, womit ein Regent alles in seinen Staaten umfaßt, müssen auch ausser denselben umhersehen. Er muß die politischen Verhältnisse andrer Länder ausforschen, besonders seine Nachbarn beobachten, das Gleichgewicht der Kräfte in den verschiedenen Staaten zu erhalten, und dadurch seinen Ländern Sicherheit und Friede zu verschaffen suchen. Das erfordert wieder eine solche Thätigkeit und Aufmerksamkeit, welche nicht jedermanns Ding ist. Wer erfüllte

alle

alle diese königlichen Geschäfte genauer und sorgfältiger, als der Einzige Friedrich? Er heftete diese so nöthigen Blicke durch sein ganzes Leben mit einer untäuschbaren Genauigkeit auf alles, was um und neben ihm vorging. Es kostete manche saure Arbeit, den feinen Staatsentwürfen seiner Gegner auszuweichen, oder seine Mitfürsten so in sein Interesse zu ziehen, daß daraus die Vortheile wohl eines ganzen Erdtheils bevestiget wurden. Hat er nicht unermüdet dahin gearbeitet?

Der Staat ist eine grosse Haushaltung. Kommt ein träger, müßiger Hausvater gewiß nicht vor sich, so wird auch das Land, dessen König die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben, und die Mittel, die erstern zu vermehren und die letztern zu vermindern, oder doch dabei zu ersparen, nicht ganz und unabläßig übersieht, gewiß nicht glücklich. Wer kan mit Wahrheit läugnen, daß Friedrichs unermüdete Arbeitsamkeit nicht dem Fleiß eines treuen und sorgsamen Hausvaters glich? — Machts im Kleinen schon Mühe genug, die Haushaltung zu ordnen, die Einnahme durch kluge und rechtmässige Mittel zu erhöhen, diese Mittel ausfindig zu machen, und wenn sie aufgefunden worden sind, sie so zu benutzen, daß ihr Ertrag wahre Vortheile bringt: urtheilet selbst, liebe Leser, welche Sorgen und Arbeit Friedrich haben muste, um seine Kassen zu füllen, ohne sein

Land

Land zu drücken. Unserm Lande wächst kein Silber und Gold zu; sein Handel ist im Verhältniß gegen andre Staaten noch bei weitem nicht eine unversiegende Quelle des Reichthums; seine Erzeugnisse thun etwas, aber durch sie allein könnte der Staat noch nicht mächtig werden. Doch bedurfte Friedrich grosse Summen für seine Armee und Staatserfordernisse, sehr wenig für sich und seinen Hof. Viel zur Erreichung seiner Absichten, öde Gegenden anzubauen, verarmten Familien aufzuhelfen, und die unentbehrlichen Staatsbedienten zu besolden. Bevölkerung, Fabriken, Manufakturen, Ackerbauverbesserung und Kunstfleiß waren die Mittel, die er auffand, und die er so treflich benuzte, als er ohne unaufhörliche Aufmerksamkeit auch auf solche Artikel, die dem Nichtkenner Kleinigkeiten scheinen, nie hätte thun können. Auch die reichsten Einnahmen verbürgen noch nicht den Wohlstand des Staats, wenn nicht zugleich der Regent klüglich zu sparen weiß. Weise Sparsamkeit ist, wie mich dünkt, auch erst eine Frucht des weisen und anhaltenden Nachdenkens, und ein Monarch hat gar viel zu überlegen, wo und wenn er sparen soll. Wenn nun nirgends pünktlicher bezahlt wurde, als aus Friedrichs Kassen; wenn er das grosse Mittel erfunden hatte, nicht zu viel zu geben, und doch gut bedient zu werden; wenn er einen recht ansehnlichen Nothpfennig

zu allen Zeiten liegen hatte, und feine Haushaltungs führte, daß er nur zusah, wie andre oft an sich reichern Staaten Millionen Schulden machten: so sind doch meine Leser mit mir einverstanden, daß dieß Folgen seiner unermüdeten Arbeitsamkeit waren?

Er gab immer nur zur rechten Zeit, war auch in seinem Privatleben unaufhörlich bedacht, jede unnüze Unkosten einzuschränken. Er konnte von andern Familien auch durchaus keinen Aufwand leiden, durch den sie sich ruinirten. Daher ward er beschuldigt, daß er sich in Potsdam um alles bekümmere, so daß man Gastereien verholen anstellen müsse, und ein Nachbar dem andern verheele, wie viel Schüsseln er gegeben, und wie viel Flaschen Wein getrunken worden. Von unserm Monarch konnte man sagen, wie Heinrich der 4te, König von Frankreich, von sich selbst sagte: „Ich bin grau von aussen, aber golden von innen;„ denn seine Kleidung war durchaus schlecht, da sparte er auch.

Nun noch ein paar Beispiele, die unwiderlegbar beweisen, wie unermüdet **Friedrich** mit seinem Geist zum Wohl seines Landes arbeitete. Er richtete sein Augenmerk sogar auf die kleinen bunten Nürnberger Spiegel, die er im Lande zu fertigen befahl, um solche durch die Messen nach Pohlen zu verkaufen. Desgleichen die kleinen Heiligenbilder, die in der katholischen Kirche einen

nen beträchtlichen Absatz haben. Diese befahl er schlecht und wohlfeil zu machen, und sich zu erkundigen, welche Heiligen die Leute am liebsten haben, die müsten am meisten gemacht werden. (S. Kabinetsordre den 10ten Julii 1779.) Da er einmal auf dem Rapportzettel fand, daß ein Leipziger Oblatenhändler einpaßirt war, so erkundigte er sich sogleich aufs genauste, wie diese kleine Waare im Ganzen ginge, und erließ wenig Tage darauf einen Befehl, die Oblaten selbst im Lande zu machen.

Was denken meine Leser zu des grossen Friedrichs Kabinetsordre im Jahr 1782. die also lautet: „— sind „die Leute hier gewohnt, alle Lumpen zu Zunder zu brennen, da muß das nun so gemacht werden: die Leute, „die die Lumpen einsammlen, müssen Schwamm bei sich „führen, und solchen gegen die Lumpen vertauschen, denn „damit können sie eben so gut Feuer anmachen, und wenn „das einmal in der Gewohnheit ist, so werden Lumpen „genug zusammengebracht werden. Dann ist die Sache „das Sortiren der Lumpen, daß das recht gemacht wird. „Eine solche Papiermanufaktur ist hier im Lande höchstnöthig, denn zu Berlin werden iezt so viele Bücher gedruckt, daß jährlich 40000 Rtlr. vor Druckpapier aus „dem Lande gehen ꝛc.„ Dachte nicht Friedrichs Geist stets an seiner Unterthanen Wohlstand? und ist dieß nicht unermüdete Arbeitsamkeit?

Von diesen schweren Arbeiten im Kriegs- Staats- und Finanzwesen wuste er doch noch viele Stunden zu seinen gelehrten Arbeiten übrig zu behalten. Er eilte von den königlichen Geschäften an seinen Schreibtisch, und arbeitete dort wieder, bald als Philosoph, bald als Dichter und Geschichtschreiber. Die Menge seiner Schriften machen eine erschrecklich grosse Rechnung des Zeitaufwandes, den er dazu bedurfte. Ihr innerer Gehalt beweist noch mehr vor seine in ihrer Art einzige Arbeitsamkeit. Hätte er alle diese Stunden zu bloßen Erholungen angewandt, so bliebe sein Fürstenname immer noch in der Reihe der thätigen Menschen an einem sehr hohen Platz. Man sahe ihn nie am Spieltisch, denn er hatte stets ädlere Arbeit. Er liebte und hörte gern gute Musik; aber es war für ihn nicht blos Ohrenkitzel, sondern er durchdachte Thema, Ausführung und Vortrag mit immer arbeitender Seele. Kein Hoffest zerstreute seinen immer in einem fort handelnden Geist, und selbst in den bedenklichen Lagen seines Lebens ließ er sich durch nichts übertäuben. So hatte er kaum ein paar Stündchen am Wachtfeuer oder in seinem Quartier geschlafen, so war er gleich wieder so thätig, als wenn er der längsten und ungestöhrtesten Ruhe genösse. So hatte er kaum das Schlachtfeld oder die Laufgräben verlassen, als er auch schon wieder mit wissenschaftlichen Gegen-

ständen

ständen die übrige Zeit zubrachte. Aus sehr vielen Beispielen nur eines. Nach der Schlacht bei Kunersdorf, wo unser Friedrich ein Pferd unterm Leibe verlor, und wo er sehr abgemattet war, erbrach er dennoch sogleich die eingelaufenen Berichte und Briefe, und beantwortete sie. Es war schon spät in der Nacht, da man ihn erinnerte, sich zu schonen, und seine ermatteten Kräfte durch den Schlaf zu stärken. Er aber antwortete: „Meine „Kinder verlangen Brod, und ich muß ihnen helfen — „kan ich ihre Liebe und Treue anders vergelten, als wenn „ich für sie als Vater sorge? Das ist meine Pflicht, und „die Ruhe des Körpers muß dieser Pflicht, der ich mich „so gern unterziehe, nachstehen.„

Seine ganze Lebensordnung war auch zur Arbeitsamkeit eingerichtet. Die erste Hälfte seines Lebens schlief er gar sehr wenig. Oft ward Abends die Tafel bis Mitternacht verlängert, nicht etwan, um so lange zu schmausen, sondern es gefiel ihm, in dem Zirkel seiner Tischgenossen so lange zu verweilen. Dann stand er wieder früh auf, um die Tonkunst zu üben, oder die Waffenübungen der Soldaten zu befehligen. Er hat selbst erzählt, daß er, als er bei den Truppen seines Herrn Vaters am Rhein gewesen, mit einigen andern jungen Leuten versucht habe, gar nicht zu schlafen, sondern immer geschäftig zu seyn, und in so fern noch einmal so

lange zu leben, als andre Menschen. Er habe diese ebenfalls seinen thätigen Geist verrathende Proben durch Hülfe vieles Koffees vier Tage ausgehalten, alsdenn es aber unterlassen müssen, weil er bei Tische eingeschlafen, und das Blut gar zu sehr erhitzt worden sei. In seinen höhern Jahren wollte er sieben Stunden schlafen, es geschah aber selten, daß er wirklich so lange schlief, ob er gleich manchmal seine heftigen Schweiße abzuwarten genöthiget war. Im Frühjahr und Sommer war er meist vor drei Uhr früh aufgestanden, und bei allen Musterungen schon um vier Uhr auf dem Pferde. Zu seinem Anzuge brauchte er täglich keine halbe Stunde. In einigen Minuten waren jeden Morgen Strümpfe, Beinkleider und Stiefeln, ein reines Hemde und sein Kasaquin angezogen. Sogleich setzte er sich an den Tisch, auf welchen schon das in der Nacht angekommene Paket Briefe gelegt war. Indessen er dieß öfnete, ließ er sich den Haarzopf zurecht machen. Die Briefe von bekannter Hand, oder die ihn sonst aufmerksam machten, behielt und las er, die übrigen schickte er an einen geheimen Kabinetsrath, einen Auszug daraus zu machen. Nun setzte er sich seine Haartour auf, wusch sich Gesicht und Hände mit einer nassen Serviette, und bedeckte den Kopf mit dem Hut. In ein paar Minuten war dieß auch geschehen. So trat er in das Vorzimmer, und nahm den

Rap-

Rapport des Adjutanten des ersten Bataillons Garde ab, gab auch Befehle, das Kriegswesen betreffend. Gleich darauf trank er ein Glas kalt Wasser und dann seinen Koffee. Schon lag die Flöte vor ihm da. Mit dieser unterhielt er sich nun wohl ein paar Stunden, so lange er sie blasen durfte. Ohngefähr um zehn Uhr kam der geheime Kabinetsrath mit dem Auszuge der Briefe und Bittschriften. Friedrich las ihn durch, gab dem Kommendanten die Parole, und ließ die Kabinetsräthe, die den mündlichen Vortrag bei ihm hatten, einen nach dem andern kommen, und sagte ihnen, was auf jeden Brief geantwortet werden sollte. Noch zog er die Uniform an, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb Briefe und andre gelehrte Sachen, las auch manchmal mit lauter Stimme aus einem Buche. Mit dem Seigerschlage zwölf Uhr gings zur Tafel, die keine abgemeßne Dauer hatte. Nach derselben ergriff er wieder seine geliebte Flöte, unterzeichnete die ausgefertigten Schreiben, Antworten und Bescheide, und trank seinen Koffee. Um vier Uhr war dieß gewöhnlich vorbei. Dann las er wieder eine Stunde und noch länger, hörte nach sechs Uhr ein Konzert, spielte auch selbst mit, und unterredete sich bis zum Schlafengehn mit Gelehrten.

Im Frühjahr, Sommer und Herbst verursachten die Uebungen der Soldaten, ein Ausritt oder Spazier-

gang, das Reisen ꝛc. einige kleine Veränderungen in den Geschäften und in den Stunden. Arbeitete er grade an Schriften und Büchern, so wendete er die sonst gewöhnlichen Lesestunden dazu an, und dieß that er oft *bis in die* späte Nacht hinein. Er nahm sich sogar die Geduld, die Handschrift zur Geschichte des siebenjährigen Krieges zweimal niederzuschreiben. Ein Hund hatte sie einmal vom Schreibtisch in den Kamin gerissen, und der gütige Monarch entwarf sie mit unermüdetem Fleiße lieber noch einmal, als daß sie für die Nachwelt verloren seyn sollte. Als er auch die Flöte nicht mehr blasen konnte, *füllte* er diese Zeit mit Lesen und mit Unterre*dungen aus*. Sehr vergnügt kehrte er jedesmal von den Winterlustbar*keiten* aus Berlin nach Potsdam zurück, weil er nun in seine ganze arbeitsame Lebensart wieder *eintreten* konnte, und auch während der vier Wochen dauernden Lustbarkeiten war er nichts weniger als müßig. (S. D. Büschings Charakter Friedrich des Zweiten, S. 24. ꝛc.

So war also sein Leben eine ununterbrochne Anstrengung seines Geistes. Der Geist der Ordnung, der sich in allen seinen Handlungen zeigte, machte es ihm möglich, so viele und so vielerlei Geschäfte gleich vollkommen zu unternehmen. Man findet in seinem ganzen Leben nirgends eine plözliche Stockung dieser Ordnung seiner Arbeiten, sondern nur einige nothwendige Abwei-

chungen,

chungen, die, wenn die Ursachen, aus welchen er sie machen muste, aufhörten, auch schnell in das alte Gleis zurückgelenkt wurden. Er beschäftigte sich immer, entweder mit der Seele oder mit dem Körper, oder mit beiden zugleich, und seine körperlichen Bewegungen, die seine Erholungen ausmachten, hatten stets gewisse Absichten. Wie kan ein Fürst anders handeln, der einem Prinz sagte: „Ich möchte heut gern spazieren reiten, „aber merken Sie sich das, mein Prinz: meine Pflicht „verhindert mich; das Vergnügen muß lebenslang unsrer Pflicht nachstehen — dann wird ihnen jede Pflicht „Vergnügen werden. An mich armen Mann kommt „selten das Vergnügen, denn ich bin immer angespannt, „und jeder Tag bringt mir eine neue Last. Aber dafür „bin ich ja auch König — wenn ich nur auch allen helfen könnte, aber da müste ich allmächtig seyn.„

Im gemeinen Leben klagt der eine über seine überhäuften Geschäfte, oder über die Eile seines Lebens; ein andrer seufzt über die viele Langeweile, die ihn foltert. Sind nicht beide Thoren? der erste weiß seine Zeit nicht auszukaufen, der andre nuzt weder sich, noch seinen Mitbrüdern. Beide Klagen durfte und konnte unser arbeitsamer Friedrich nie führen. Er hatte, wie wir schon wissen, mehr Arbeiten, denn irgend ein andrer Mensch. Er hatte bei diesen Arbeiten so viel zu prüfen, zu überle-

gen, zu vergleichen, anzuwenden, auszubessern, daß er allerdings keinen Augenblick verlieren durfte. Er verschob aber auch kein Geschäft, das heut beendiget werden konnte, auf den andern Tag. Seine weise Vertheilung der Zeit war nothwendig zu seiner Arbeitsamkeit; sie gewährte ihm aber auch die sicherste Erreichung seiner wohlthätigen Entwürfe.

Friedrichs Leben war wohl nicht das kürzeste; aber wie wenig haben bei einem eben so langen Leben auch so viel gethan? Das kan nur ein Fürst ausführen, der Friedrichs unermüdete Arbeitsamkeit hat. Sie macht aber auch einen solchen Regenten unvergeßlich. Wäre sie auch von weit geringern Folgen, so würde man sie doch schon als eine Seltenheit bewundern. Da sie aber in der Person des grossen Friedrichs die glücklichsten Folgen vor ganz Europa hervorbrachte, so muß der Monarch auch um ihrentwillen von uns innigst verehret werden. Nach dem Lauf der Natur erschöpfen sich unsre edelsten Seelenkräfte mit den Jahren. Der kraftvollste Mensch sieht im Alter meistentheils wie eine abgenutzte Uhr aus, in welcher Räder und Getriebe ausgelaufen sind. Alle Verrichtungen geschehen langsamer, unsichrer, und es verliert sich der Geist der Thätigkeit, weil die körperlichen Werkzeuge ihre Dienste nicht mehr so verrichten, wie in der Jugendzeit. Ein Wunder für unsern

Augen

Augen ist Preussens Friedrich, der bis in sein hohes Alter immer so thätig blieb. Noch bewundernswerther wird es dem ernsten Beobachter dieses Monarchen, wenn er bedenkt, wie wenig er Geist und Körper geschont hat. Man würde das Alter bei ihm früher vermuthet haben. In seiner Jugend fühlte er sich nicht stark, und glaubte selbst nicht alt zu werden. Gichtschmerzen waren seine gewöhnliche Krankheit bei mehrern Jahren. Er hatte als Feldherr, wie er es war, tausend Lebensunordnungen begehen müssen, die freilich manche Körper abhärten, unter denen aber auch tausend erliegen. Wenig Ruhe haben, immer arbeiten, sich erkälten, erhitzen, mit Kummer und Sorgen belastet seyn, tödtet sonst den Körper und schlägt den Geist nieder. Friedrich siegte über alle diese Feinde des menschlichen Lebens, und blieb bis in seine letzten Lebenstage der unausgesetzt arbeitende König. Alte Leute verlieren gewöhnlich ihr Gedächtniß, ihre Schärfe in Urtheilen, ihren lebhaften Witz. Mit diesem Verlust verbindet sich bald ein Hang, sich ihrer vorigen Geschäfte zu entschlagen. Friedrich erfuhr von der Altersschwäche nichts, als die unvermeidlichen Beschwerden körperlicher Leiden. Sein Körper sah nun allerdings veraltet aus, aber sein Geist wirkte noch so stark fort, als wär' es eine Jünglingsseele. Da schon alle Züge des männlichen Feuers in seinem Gesicht erloschen, be-

hielt

hielt sein Auge noch den durchdringenden Blick, der dem Ungewohnten fast unerträglich war, und dieß Auge verrieth den Greis, der immer noch viel sah und viel that.

Noch im hohen Alter blieb er Held, der gröste Staatsmann, der für das Wohl seiner Unterthanen sorgende Fürst, der gründliche und witzige Gelehrte. „Bü„cher sind die Kinderklapper meines Alters„ schrieb er in dieser Zeit an den Herrn von Voltaire, „und Lesen „das einzige Vergnügen, dessen ich noch geniesse. — „ „Wenige Staaten werden sich rühmen können, es uns „an Sand gleich zu thun. Indessen machen wir doch „in diesem Jahre 77000 Morgen zu Wiesen. Diese „Wiesen werden 7000 Kühen Futter geben. Der Dün„ger von ihnen wird unsern Sandboden fetter und besser „machen, und die Erndten werden also ergiebiger ausfal„len. Ich weiß wohl, daß die Menschen nicht im Stan„de sind, die Natur umzuändern, aber mich dünkt, durch „vielen Fleiß und viele Arbeit bringt man es doch dahin, „daß ein dürrer Boden besser und wenigstens mittelmäs„sig wird. Damit müssen wir uns denn begnügen.„ Guter Greis! wie unermüdet war deine Sorgfalt! — Wir wissen, daß er nicht aufhörte, seine gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten, als er schon die fürchterlichen Vorboten des Todes sehen konnte, und als ein so grosser Kenner des menschlichen Körperbaues gewiß sah, daß

er

er nicht eher aufhörte zu arbeiten und thätig zu seyn, als bis sein Schöpfer ihm die letzte Kraft, das Bewustsein, nahm. Aehnliche Beispiele sind äußerst selten. Friedrich hat von dem ersten Tage an, da in Kindern die Seelenkräfte wirksam zu werden anfangen, bis 24 Stunden vor seinem Ende unaufhörlich gearbeitet. Er hat in solchen Perioden seines Lebens, wo man dem Kranken gern nicht das geringste Geschäft zumuthet, es freiwillig gethan. Er genoß in der That der Ruhe nicht eher, bis ihn sein Gott aus seinem thatenvollen Leben abrief. Sein Geist wollte noch, da der Körper nicht mehr konnte. Er blieb ein ganz besondrer Mensch.

Ich denke euch, liebe Leser, genug gesagt zu haben, wodurch ihr euer Urtheil über diesen schäzbaren Theil des Charakters eures grossen Königs bestimmen könnt. Zählt am Ende dieser Schrift alle seine Vollkommenheiten zusammen, hört auf die Stimme eurer Empfindungen, und dann versagt mir euren Beifall, wenn ihr könnt, daß ich eine edle Absicht hatte, euch den verewigten Monarch, so viel ich dazu beitragen kan, ewig verehrungswerth zu machen.

Sechste

## Sechste Abtheilung.

### Friedrich, ein gerechter Regent.

Der Dichter Schubarth umfaßt den hohen Geist Friedrichs treflich in den Zeilen:

Nie riß sich ein Vermögen der Seele
Von dem andern los, zur Mißgestalt,
Seinen Genius aufzudunsen.
Seines Geistes Kräfte klangen zusammen.

Auch die genauste Zerlegung des ädlen Charakters des grossen Königs bestätigt diesen Gedanken in seiner vollen Wahrheit. Man erkläre sich den vielsagenden Begriff von Gerechtigkeitsliebe und Gerechtigkeitsausübung nach den Grundsätzen der reinsten Sittenlehre und der gesundesten Politik, so wird gewiß weder der preußische Unterthan, noch der Fremde, dem grossen Friedrich seine Gerechtigkeit absprechen können. Es scheint manchmal, als stünde die moralische Gerechtigkeit mit der politischen im Widerspruch. Sollt' es aber nicht nur so scheinen? und ist nicht eben der grosse Friedrich grade ein Beispiel, wie ein in der That gerechter Mann diese Widerspruchs- und Zusammentretungsfälle glücklich vereinbaren kan? Die Feinde des unsterblichen Monarchen haben

vor-

vorzüglich diesen Zug seiner grossen Seele zweifelhaft machen wollen. Sie ergreifen solche Veranlassungen, die, wenn sie aus dem Zusammenhange der Dinge herausgerissen werden, verdächtig genug aussehen. Sie wollen ihn lieber ungerecht nennen, weil einige seiner grossen Thaten vielleicht ihnen nicht einleuchtend gerecht waren. Ich wünsche recht sehr, daß meine Leser auch diese Abtheilung meiner Volksschrift recht ernsthaft überdenken, daß sie entscheiden, ob ich Unwahrheit schreibe, oder ob nicht vielmehr jene Feinde, wenn auch ein berühmter Graf von Mirabeau unter ihnen ist, den gerechten König mit Fleiß ganz verkennen wollten. Es macht zwar alle die Kenntniß, die man zur Gerechtigkeitsausübung haben muß, noch nicht den gerechten Mann aus. Sie muß aber nicht nur vorausgesetzt werden, sondern sie hilft auch in der That entscheiden, ob der Mensch gerecht sei oder nicht. Kennt ein Mann so genau, so richtig die Gränzen zwischen Recht und Unrecht, wie **Friedrich** sie kannte, so muß man ihm ein ganz böses Herz anschuldigen, oder es wird das starke Uebergewicht der Gründe ihn gewiß zur Ausübung des Rechts und der Gerechtigkeit bestimmen. Was wäre ein weiser Mann, der das menschliche Herz mit seinen Leidenschaften bis in die tiefsten Falten ausgeforscht hat, wenn er nicht diese Menschenkenntniß dazu anwendete,

die

die Menschen so unparteiisch zu behandeln, wie er sich selbst fühlt? Jeder, der gerecht seyn will, es sei sein Wirkungskreis so klein, als er seyn kan, muß sich freilich um die Angelegenheiten, die er zu besorgen hat, um ihre Quellen und Triebfedern genau bekümmern. Wer dieß aber mit solchem beharrenden Fleiß und bis zur ängstlichen, dem Ansehen nach kleinlichen Pünktlichkeit thut, wie es unser Monarch that, der müste ganz Menschenfeind seyn, wenn er hieraus nicht Anleitung nähme, gegen seine Mitmenschen gerecht zu seyn. Hat dieser edle Charakter noch den Zusatz des Scharfsinns, so verwahrt dieser ihn für der nicht geringen Gefahr, betrogen zu werden. Seine Gerechtigkeit wird dadurch in so weit sicher, als sie es bei dem Maaß der menschlichen Kräfte seyn kan; und einzelne Fälle des Gegentheils beweisen noch lange nicht, daß er nicht gerecht seyn wollte. Man setze diesen Erfordernissen, um gerecht zu seyn, noch richtige, rechtschafne Grundsätze zu, so gewinnt die Behauptung, daß ein solcher Mann gerecht seyn müsse, eine solche Wahrscheinlichkeit, welche durch die Beobachtung seiner Handlungen bald zur Gewißheit übergeht. Finde ich endlich in der Betrachtung eines solchen Mannes eigne Herzensneigung zur Gerechtigkeit, die sich, wenn sie wirklich da ist, sehr oft und in den unbedeutendsten Vorfällen am lichtvollsten zeigt; hat er Religion, die ihn

lehrt,

lehrt, nicht blos auf sich, sondern auch auf einen höchsten Richter seiner Handlungen sehen — sie sei übrigens nach einer oder nach keiner Lehrform gemodelt — so glaube ich, ists fast lieblos geurtheilt, wenn ich ihm nicht das Lob der Gerechtigkeit zugestehen will.

So sollte jeder Mensch gerecht seyn. Die Bewegungsgründe, die dem Privatmann seine eigenen Vortheile darbieten, hat nun wohl der Regent nicht, wenigstens sind sie einzeln genommen für ihn nicht so dringend. Sie sind aber auch nicht die ächten und lobenswürdigsten. Es steckt eine Art von Heuchelei dahinter, wenn man nur gerecht ist, um damit gelobt zu werden, oder um sich nicht durch Ungerechtigkeit zu schaden. Daher kommts denn, daß Menschen, die sich im gesellschaftlichen Umgange leicht vergessen, und ungerecht in ihrem Urtheil über ihre Mitmenschen werden, doch in öffentlichen Geschäften sich deswegen gerecht nennen, weil sie sich steif an den Buchstaben des Gesetzes halten, oder mit einer kleinen natürlichen Billigkeit Staat machen.

Ein Regent hat viel Gelegenheit, ungerecht zu seyn, ohne daß es ihm jemand recht laut sagen darf. Er ist mit Menschen umgeben, die wohl gar seine Ungerechtigkeiten billigen, oder sie ihm selbst verbergen helfen. Er hat so viel Fälle mehr, gerecht und ungerecht zu seyn, als seine Macht sich über andre Menschen erhebt, und

ich kan fast nicht vermuthen, daß nur einer meiner Leser den König nicht sehr hochschäzen werde, der bei aller seiner entscheidenden Macht dennoch stets durch Gerechtigkeit sich leiten läßt. Gerechtigkeit ist an einem Fürsten eine seiner grösten Tugenden. Sie ist die sicherste Stüze selbst seines Throns. Ein solcher Herrscher sorgt gewiß dafür, daß es auch seine Beamten, so weit er sehen kan, seyn müssen, und verschaft sich dadurch die unbestechliche Liebe der Guten in seinem Volk, und den Nachruhm für die spätesten Zeiten.

Bin ich so glücklich, euch unsern verewigten Friedrich als den unwidersprechlich gerechten *Mann* zu zeigen, so ist wieder ein Theil meiner Absicht erreicht. Ich erinnere euch an die beiden grossen königlichen Versuche, die Landesgesetze und das gerichtliche Verfahren zu verbessern. Waren die so ernsthaften Aufträge, die er seinen Ministern von Cocceji, von Broich und von Arnim gab, nicht Beweise, wie sehr ihm Gerechtigkeit am Herzen lag? So rechtschaffen diese Männer des Monarchen Willen ausführten, so kurz der nachmalige Großkanzler von Jariges die Prozesse machen wollte, so muste der Monarch doch sein ganzes Leben hindurch erfahren, daß dem gerechtigkeitsliebenden Fürsten die Handhabung der Gerechtigkeit durch seine Regierungen unendlich viel zu schaffen machte. Hätte seine ganze Seele nicht den

grossen

grossen Wunsch nach Gerechtigkeit in seinen Landen, so innig stark geathmet, so hätte er es so lassen können, wie es war. Aber noch in den letzten Jahren seiner Regierung wollte er einen abermaligen Versuch machen, durch den grossen Freiherrn von Karmer seinen Unterthanen die Wege, Recht und Gerechtigkeit zu erlangen, zu erleichtern. Welcher Staat kan sich rühmen, in so kurzer Zeit solche ernstliche, weise und wichtige Veranstaltungen zur Erlangung menschlich-vollkommener Gesetze erhalten zu haben? War dieses nicht Gerechtigkeitsliebe? Es war ihm wirklich angelegen, daß in seinen Ländern die Gerechtigkeit throne und wohne, und allgemein verehret werde. Erfuhr er, oder vermuthete er das Gegentheil, so war seine ganze Seele aufgebracht. Der bekannte Vorgang in der Müller Arnoldschen Rechtssache beweist nur zu deutlich, daß ihm an Gerechtigkeit alles lag. Es sind wohl Beispiele da, daß er gegen verwegene Kläger viel zu geduldig und gütig gewesen, und manchmal seine Gerichtshöfe blos stellte; es sind aber auch noch mehrere Fälle erweislich, wo er seine Regierungen königlich gerecht unterstüzte, und wenn er es nicht that, so hatte er irgend einen Verdacht, oder er war, wie das doch ohnmöglich weggeläugnet werden kan, durch geheime, aber sehr weise Ursachen dazu veranlaßt. Man wirft ihm vor, daß er solche Männer, gegen die er nach unserm

Bedünken zu hart verfahren hat, nicht wieder hergestellt und schadlos gehalten. Es kan dieß wohl bei einzelnen Personen wahr seyn; wenn er es aber, wie die Beispiele vorhanden sind, bei andern that, wenn ihr euch den weisen, vesten Charakter unsers **Friedrichs** denkt, so werdet ihr bei solchem Tadel wohl nicht stehen bleiben, sondern mit mir bedenken, daß wir durchaus nie (dieß habe ich schon erinnert) alle einzelne Handlungen eines so grossen Monarchen nach unsern Begriffen und Einsichten würdigen müssen. Und im äußersten Fall sind wir doch so billig, den König, der millionenmal gerecht handelte, nicht deswegen ungerecht zu nennen, *weil er ein paarmal* bewies, daß er noch Mensch sei.

Es galt bei ihm kein Ansehn der Person. In einer Kabinetsordre vom 27ten Oktober 1772. sagt er ausdrücklich: „In Rechtshändeln *gilt kein* Stand, keine „Geburt, kein Ansehn der Person.„ Noch stärkere Ausdrücke sind euch in der erwähnten Müller Arnoldschen Sache bekannt worden. Stärker kan doch wohl kein Monarch seine Gerechtigkeitsliebe erklären, als wenn er öffentlich sagt: „Die Justizkollegien müssen wissen, „daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der „Bettler, eben so wohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät. Der Prinz ist vor der Justiz dem Bauer gleich. „Ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeit ausübt, ist

gefähr-

„gefährlicher, viel schlimmer, als eine Diebsbande. —
„Der Name der Justiz muß durch Ungerechtigkeiten
„nicht entheiliget werden u. s. w.„

Eben dieser Monarch schafte die Folter ab, zerriß oft ihm vorgelegte Todesurtheile, milderte Leibes- und Vermögensstrafen, schärfte aber auch alsdenn den Ausspruch seiner Gerichte, wenn seine Gerechtigkeitsliebe und seine Einsichten vom wahren Recht ihm befahlen, dergleichen zu thun, weil er als Monarch auf mancherlei Folgen Rücksicht nehmen konnte, da die Richter blos die Gesetze zu ihrer Richtschnur hatten. Nur davon zwei Beispiele. Ein Füselier des von Kellerschen Regiments war wegen unternommenen Selbstmordes zu sechsjähriger Vestungsarbeit verurtheilt. Der gerechte König bestätigte dieß Urtheil nicht, sondern schrieb, daß es ihm zu hart dünke. „Gemeiniglich legt kein Mensch, wel-
„cher seiner Sinne mächtig ist, Hand an sein Leben. Er
„mag wohl melancholisch seyn; er soll durch Aderlassen
„und andre dienliche Mittel kurirt, und zu einer ver-
„nünftigen Aufführung ermuntert werden.„ Im Gegentheil wollte er das Urtheil eines Straßenräubers, welches auf zweijährige Vestungsarbeit erkannt war, geschärft wissen, weil das Publikum seine gehörige Sicherheit haben müsse, die aber, wenn dergleichen Personen nicht exemplarisch bestraft werden, nicht leicht zu hoffen

seyn würde. Ists nicht ein allerdings gerechter König? O wären alle Richter ihm ähnlich!

Beim Antritt seiner Regierung soll er den Chefs der Kollegien einen geheimen Befehl ertheilt haben, daß wenn jemand eine Kabinetsordre erschlichen hätte, die dem Interesse des Staats und dem Wohl des Ganzen zuwider liefe, so sollen sie sie nicht befolgen, sondern dagegen ernstliche Vorstellungen machen, so wie denn auch offenbare Machtsprüche ohne vorhergegangene Untersuchung nicht statt finden sollten.

So sehr er sich, in Vergleich mit seinen Mitmenschen gewiß fühlen muste, so gerecht war er gegen sich selbst. Er lachte in seinen Briefen an seine Freunde über die Thorheiten seines Zeitalters, über die Sonderbarkeiten seiner Mitfürsten; aber er gesteht auch mit herzlicher Freimüthigkeit seine eigne Fehler. Er bildete sich nie ein, schon alles zu wissen, sondern er schrieb: „Ich lese alles in der Absicht, mich zu belehren, und „richte mich nach der vortreflichen Bemerkung: der Zwei„fel führt zur Wahrheit.„ Ein herrliches Urtheil über sich selbst steht im siebenden Theile seiner hinterlaßnen Werke, (nach der deutschen Uebersetzung.) „Meine „Seele ist nicht voll Stolz und Uebermuth, und gern „gestehe ich zu, daß ich durch eigne Schuld oft manches „harte Mißgeschick erfuhr. In gar nichts hat der Mensch

„Vollkommenheit. Ein Dämon, der uns unterdrückt, „hat auf des Schicksals Wink in uns vom Bösen und „Guten ein Gemisch, das Laster mit der Tugend, die „Schwäche mit dem Stolz, und Weisheit mit der Al„bernheit gepaart. Aus diesem sonderbaren Stoff ward „auch ich, ich läugne es nicht, selbst gewebt. Der Mensch „gränzt an das Thier und an den Engel, allein ein klei„nes Stückchen nur; er gränzt an Licht des Tages und „Finsterniß der Nacht.„

So schreibt nur ein Mann, der gegen sich selbst gerecht genug ist, und der sich nicht schämt, seinem Freunde dem Herrn von Voltaire zu betheuern, daß er gar nicht eitel sei, ja daß er den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen auf Rechnung des Zufalls und seiner Truppen schriebe.

Es ist hinlänglich bekannt, daß **Friedrich** der Einzige seine Gemahlin nie mit Neigung liebte. Bei den Grossen der Erde wird das Band der Ehe nicht durch Liebe, sondern durch Politik geknüpft. **Friedrich** erhielt seine Gemahlin nach dem Sinn seines hochseligen Vaters, der durch diese Verbindung auf kaiserliche Seite gezogen werden sollte. Diese erhabene Braunschweigische Prinzeßin ist ein Muster der Gottseligkeit, Tugend und Menschenliebe — aber diese Tugenden können Hochachtung, nicht Liebe bei einem Gemahl hervorbringen.

Unser gerechter Monarch schäzte diese Vortreflichkeiten, und ließ ihr, so lange er lebte, Gerechtigkeit und Hochachtung im höchsten Grade wiederfahren. Eine Stelle in seinem Testament legt noch das letzte Zeugniß ab, wie unwidersprechlich gerecht er gegen diese Prinzeßin war. Das ist doch auch Gerechtigkeit, wenn man Verdienste einer Gemahlin schäzt, zu welcher man nicht eben zärtliche Zuneigung fühlen kan?

Man hätte wirklich vermuthen sollen, daß er an die Härte seines Vaters lebenslang mit Unwillen denken und sich darüber beklagen würde. Das hat er *nicht* gethan, sondern er war so gerecht gegen *seinen* Vater, daß er so gar sein stärkster Lobredner wurde. So schrieb er nicht nur das Gute und Schäzenswerthe seines grossen Vorfahren, sondern auch in Unterredungen, in welchen der Hitze und Heftigkeit dieses Königs erwähnt wurde, sprach er sehr gelinde und schonend darüber. Seine königliche Frau Mutter ehrte er aus Liebe und aus Grundsätzen. „Die Erkenntlichkeit der Kinder gegen ihre Eltern muß gränzenlos seyn; man beschimpft sich, wenn „man zu wenig, nie aber, wenn man zu viel thut.„ Dieß sind Friedrichs Grundsätze über Kinderehrfurcht gegen ihre Eltern, in seiner vortreflichen Anweisung, die er 1744. dem jungen Prinz Karl von Würtemberg gab, als dieser seine Regierung antrat. Seine ganze Familie

genoß

genoß untäuschbare Proben, wie gerecht er gegen sie dachte. Jeden nach Würden zu schäzen, ist doch wohl wenigstens häusliche Gerechtigkeit? Es gefiel ihm, seinen Thronfolger in Wohnung und Unterhalt sehr einzuschränken; aber er ließ ihm auch gleich Gerechtigkeit auf der Stelle wiederfahren, da er im letzten baierschen Erbfolgekriege so königlich ihn umarmte und sagte: Sie sind nun mein Sohn!

Auch der gerechteste Mann kommt in Gefahr, hie und da übereilt zu handeln, wenn er mit einer Menge Bedienten in seiner Haushaltung zu thun haben muß. Friedrich that alles, um ihnen jede Gelegenheit zur Untreue und Nachläßigkeit abzuschneiden, und ward dennoch manchmal schlecht bedient, manchmal betrogen. Nie strafte er einen geringen Fehler anders, als durch ernsthafte Verweise. Nie verkannte er den redlichen, treuen Diener, oder litt, daß man ihn anschwärzen durfte. In seinen härtesten Strafen blieb ein Verhältniß mit den Verbrechen solcher Leute, bei denen bei ihrem so gütigen Herrn Vergehungen doppelt strafbar waren. Aber Gerechtigkeitsliebe fordert auch Strafe der Verbrecher, und man wird es doch dem Monarchen nicht zur Ungerechtigkeit anrechnen, wenn er in einigen Fällen seinen Bedienten ernstlich zeigen muste, daß es Pflicht für sie sei, sich nach seinem Willen zu richten. Ich finde

also sein häusliches Leben so gerecht, als es bei Menschen, die nicht einmal Regenten sind, selten ist.

Ein gegen sich selbst gerechter Mann muß auch aufrichtig seyn. Beispiellos aufrichtig war dieser Monarch in seinen Erzählungen, in seinen Schriften, in allen seinen Handlungen. In seinen hinterlaßnen Werken erzählt er so viel Begebenheiten mit einer Gradheit und Unparteilichkeit, die schlechterdings ohne Gerechtigkeit nicht bestehen kan. Schon von Natur war er ehrlich, offenherzig und freimüthig, und ich freue mich sogar, diesen ädlen Zug seines Charakters durch die gröste Politik nicht ausgelöscht zu finden. Drum sagte er seine Meinung über Staatsangelegenheiten so frei, wie über den Werth oder Unwerth andrer gekrönten Häupter; über die kirchlichen Lehrbegriffe so gut, wie über die natürliche Religion; über seine eigene Minister, so wie über die fremden Gesandten; über den General so stark, wie über den geringen Soldat. Bei allen diesen aufrichtigen Aeusserungen, die ihm sehr oft gemißdeutet wurden, leuchtet seine Gerechtigkeit hervor. Seinen Ministern und Räthen verbarg er gar nicht, wenn er mit ihnen unzufrieden war, oder wenn er ihr Benehmen billigte. Es sind Beispiele genug in seinem Leben vorhanden, daß er einen durch sein Lob sicher gemachten bald demüthigte, und einen andern durch seine Verweise gebesserten königlich ge-

recht

recht ermunterte. Er schonte der Grossen so wenig, wie des geringsten Unterthans; verstieß aber auch keinen um eines geringen Fehlers willen, wenn er sich sonst nur von seiner Rechtschaffenheit und Treue überzeugen konnte. Eben so gerecht war er gegen seine Generale. Er schildert seine preußischen Helden in seinen Schriften ohne Scheu und Leidenschaft, verurtheilt aber auch alle schlechte Leute ohne Kopf und Herz, mit einer halben Zeile, ohne viel Worte zu machen, und seinen Unwillen über sie nochmals zu ergiessen. Sonderbar scheints dem, der die preußische Staatsverfassung nicht genau kennt, daß er seine Offiziere oft zu Sachen brauchte, die gar nicht vor sie zu gehören schienen, und daß er den Invaliden Aemter gab, die sie nicht kleideten. Allein auch hierinn handelte er gar nicht ungerecht, denn er fand unter seinen Offizieren so viele, die in jedem Geschäft so ganz mit der Kürze und Entschlossenheit handelten, die ihm gefiel; und den Verwundeten oder Schwachgewordenen muste er doch Brodt geben, da sie Gesundheit und Leben für eine sehr mäßige Belohnung dem Staat aufgeopfert hatten. In der Geschichte seiner Zeit nennt er seine Siege, das Glück seiner Waffen und die Rettung von den Folgen seiner militärischen Fehler nicht sein **Verdienst**, sondern das **Verdienst** seiner Armee. Er hat sie nicht für sich gethan, sondern für sein Vaterland, für den

preußischen Namen. In einem Briefe an Jordan (aus dem Quartier zu Sclaviz den 17ten Merz 1748. S. III. Th. 7.) schreibt er ausdrücklich: „Nie haben die Spar„taner (eine durchaus kriegerische und tapfre Nation) „meine Truppen übertroffen. Ich setze auch so viel Ver„trauen auf sie, daß ich mich zehnmal mächtiger halte, „als sonst. Bei meinen braven Soldaten, die nur zu „siegen oder zu sterben wissen, darf ich nicht für meinen „Ruhm besorgt seyn.„ So viel Gerechtigkeit läßt er seinen Truppen wiederfahren! und das war kein blindes Vertrauen, oder etwan nur Schmuck eines Briefes. Es leben gewiß Tausende in unsern preußischen Staaten, die wohl wissen, daß er dem Soldat nichts schenkte, und Offizieren und Gemeinen sehr nachdrücklich Fehler, Nachläßigkeit und Feigheit in jeder Lage verwies, auch strafte. So machts ein gerechter Mann!

Ueber diesen seinen Lieblingen, denn das waren in der That seine Soldaten, vergaß seine Gerechtigkeit aber auch nicht seine übrigen Unterthanen. Er zog den Adel, so weit es sich gehört, den beiden andern Ständen vor, half den in Verfall gerathenen Familien auf, traute ihrem Ehrenwort oft unbedingt, gab ihnen Ehre und Rang, litt aber nicht, daß alte angemaßte Freiheiten des Adels dem Lande schädlich wurden; daß sie ihre Unterthanen uneingeschränkt beherrschen, oder sich von den allgemei-

ven Landesabgaben, dessen Bürger sie doch sind, auszuschliessen durften. In der Armee zog er den Adel vor, so auch bei den Regierungen. Ueberall bewies er ihm, als dem ersten Landesstande, eine Achtung, die der gutdenkende Theil des Adels heute noch schäzt, und die nur von denen verdächtig gemacht wird, die sich dadurch beleidigt fanden, daß Friedrich so gerecht war, sie in die Gränzen der Menschlichkeit, der regelmäßigen Staatspflichten und der Billigkeit zu weisen. Es blieb der Adel nicht so frei, als er ehemals war; aber dafür war er geehrter, reicher und ausgebreiteter. Man vergleiche den Zustand unsers schlesischen Adels, im Ganzen genommen, mit jenem vor Friedrichs Regierung.

Auf den Adel folgt natürlich der Bürgerstand. Jener hat die ohnstreitigen Vorzüge der Geburt, und dieser ist auch ohne diesen Vorzug eine Menschenklasse, die ein Monarch, wie Friedrich der Einzige war, nicht anders als gerecht behandeln wird. Haben nicht unzählbare Manufakturisten, Fabrikanten, Künstler, Kaufleute, Bedienten, Beamte, Gelehrte und Räthe vom bürgerlichen Stande Zeichen seiner Gnade genossen. Wir zählen bürgerliche Generale, wie Möhring, Salemno ꝛc. waren; bürgerliche Minister, wie Michaelis, der Sohn eines Apothekers aus einer kleinen Provinzialstadt u. s. w. ohne daß sie einen Adelsbrief erhalten hätten. Er handelte

delte dabei so gerecht, wie schon Churfürst Joachim und mehrere seiner Vorfahren gethan hatten. Wenn dieß auch selten war, und wenn er besonders bei der Armee solche bürgerliche Offiziere, die sich verdient gemacht hatten, lieber adelte, so war dieß doch nicht ungerecht, denn er hatte dazu seine guten Ursachen, und that dem Bürgerstand übrigens so wohl, als nur ein gerechter König thun kan. Man hat über die Nachsetzung des Bürgerstandes bei der Armee besonders manchmal scharf geurtheilt, zumal weil die preußische Armee darinn was eigenes hatte. Findet ihrs aber, liebe Leser, ungerecht, daß der Monarch einen Stand hier vorgezogen hat, wo er ihn theils grade am besten zu brauchen wuste, theils auch durch den Kriegsdienst adeliche Familien sich verband, deren Patriotismus nachmals fürs Land sehr glücklich war. War der Soldatenstand nicht gleichsam eine Versorgung und eine Wohlthat für Väter, die ihren mehrern Söhnen nicht mehrere Güter oder grosse Kapitalien hinterlassen konnten? Der Bürger konnte eher in der Welt fortkommen, als der junge Edelmann, denn man muß die Welt nehmen, wie sie ist. So nahms unser grosser Friedrich, und blieb gegen den Bürger so gerecht, als gegen den Adel.

Er war es aber auch nicht minder gegen den Bauerstand. Dieser ist eigentlich mehr, als Adel und Bürger.

Er

Er ist die eigentliche Grundveste jedes Staats. Sie durften also so gut, wie ihre Herrschaften, Klagen und Bittschriften unmittelbar an ihn gelangen lassen. Er hörte ihre Beschwerden, und half gewiß, wo es nothwendig war, wieß sie aber auch gewiß, wenn sie zu dreist wurden, zum Gehorsam und Ordnung an. In einer Kabinetsantwort den 22ten Februar 1774. belehrt er den Großkanzler Freiherrn von Fürst, daß es wider seine Grundsätze sei, arme Bauerleute ihrer Klagen wegen ins Gefängniß legen zu lassen; „und ob sie schon Unrecht „haben, so kan ich ihnen als Landesvater doch nicht das „Gehör versagen.„ Wahrscheinlich war dieß eine Wirkung seiner entscheidenden Gerechtigkeit. Er wuste allzugut, daß der Mensch im niedern Stande mit eigenen Beschwerden zu kämpfen hat, und daß ihm nach der Natur seines Standes die Wege, Gerechtigkeit zu erlangen, oft sehr lästig werden. Der Reiche und Vornehme hat dazu mehr und stärkere Mittel in Händen, als der Arme. Der Mann von Stande weiß sich gewiß besser zu helfen, als der unaufgeklärte Landmann. Deswegen, dünkt mich, handelte Friedrich der Grosse so gerecht, als man es von ihm nur erwarten kan, wenn er auch den Bauer gern hörte, ihm half, wo er konnte, und wohl manchmal ganz anders entschied, als kleine Herren ohne Friedrichs Geist und Herz gegen einen

Bauer.

Bauer entschieden haben würden. Unzählich sind die Beispiele, wo er ihre Klagen so gnädig annahm, sie sogleich und sehr strenge untersuchen ließ, und durchaus zu erkennen gab, daß er den Bauerstand nicht gedrückt, sondern erhoben wissen wollte. Eben so wichtig sind die Beweise, daß er ihre Bitten hörte, aber auch einen unstatthaften Vortrag mit väterlichem Ernst abwies, ohne deswegen die einfältigen Personen selbst zu strafen.

Auch in Strafen zeichnet sich der Gerechte vom Ungerechten aus. Man hat sogar dem grossen König bei der gerechtesten Behandlung des Bauerstandes Partheilichkeit vorgeworfen. Allein, liebe Leser, ihr erlaßt mir nach dem schon angeführten gewiß gern die Widerlegung solches Geschreibes und Geredes? Denkt nur, daß der Bauer die Folgen des Kriegs oft noch nach Jahrhunderten fühlt, da sich indeß jeder andre Stand schon besser erholt hat. Muste nicht Friedrich unserm schlesischen durch vier Kriege geplagten Landmann aus aller Macht beistehen, wenn ihm geholfen werden sollte?

Alle meine Leser wissen, daß der gerechte Monarch außerordentlich schwer daran ging, Todesurtheile zu unterzeichnen. Ein Menschenleben war ihm nicht allein theuer, sondern er wollte auch gern bei den Strafen die heilsamste Absicht erreichen. Sein helldenkender Geist sah bei den Todesstrafen der Verbrecher diese Absicht

manch-

manchmal ganz verfehlt. Die sogenannten armen Sünder gingen zum Richtplatz, wie Märtirer der Gerechtigkeit. Oft hatte sich der Widerwille des Volks gegen die schwarze That in solch Mitleid gegen den Thäter verwandelt, daß man die That selbst fast darüber vergaß. Der Verbrecher selbst litt seine Hinrichtung mit einer Art von Heldenmuth, welcher die Eindrücke, die diese Strafe machen sollte, gänzlich umkehrte. Der nichtprüfende Zuschauer wünschte sich wohl auch solche Glaubensfreudigkeit, und der Inquisit dachte sich iezt besonders selig. Der gerechte Monarch verminderte die Zahl der Hinrichtungen, und ihre Seltenheit machte sie nun eindrücklicher. Er schickte Verbrecher auf Vestungsarbeit und in die Zuchthäuser, und in sonstige lebenswierige Gefangenschaft. Das war abschreckender, als selbst die Todesstrafe. Ich denke, auch hier handelte der grosse König sehr gerecht. Dieß war auch bei weitem nicht etwan Weichlichkeit. Wer könnte die dem Helden anmuthen? War er überzeugt, daß ein Todesurtheil nothwendig war, so ließ er es auch vollziehen. So wurde ein Soldat vom ersten Bataillon Garde, der sonst die Gunst des Monarchen in einem sehr hohen Grade genossen, doch erschossen, weil er sich gegen den Offizier von der Wache mit Worten vergangen, und das Gewehr gegen ihn gefällt hatte, ohne aber auf ihn loszugehen. Jedermann

glaubte,

glaubte, der König würde ihn begnadigen; es geschah aber nicht, weil der gerechte König einsah, daß er um der mehrmals ihm geschenkten Gnade willen hier die Aufrechthaltung der so nöthigen Kriegszucht nicht stöhren dürfe.

Er ließ auch jedem gern in Absicht seiner Kenntnisse Gerechtigkeit wiederfahren. Er setzte sich sogar gegen manche Gelehrte herunter, und schäzte ihre Schriften weit höher, als die seinigen. Nur in Regierungs- und Militärsachen konnte er ihre Meinungen nicht brauchen. Es kamen sogar während seiner glorreichen Regierung einige Fälle vor, in welchen der Monarch bewies, er wolle lieber selbst leiden, als seinen Unterthanen Gerechtigkeit versagen. So bezahlte er lange Jahre nach seiner Thronbesteigung einen Wechsel, den er als Kronprinz ausgestellt hatte, und erklärte, daß wenn auch dabei ein Irrthum vorgehn sollte, so sei es billiger, daß er den Schaden trage, als ein andrer. Wie kan auch ein Monarch ungerecht seyn, der im Jahr 1784. dem Herrn Präsident von Massow in Preussen, den er zu dieser Stelle ernannt hatte, sagt: „Ich bin eigentlich der oberste Justizkommissarius in meinem Lande, der über Recht und „Gerechtigkeit halten soll; aber ich kan nicht alles bestreiten, und muß daher solche Leute haben, wie Er ist. „Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir, denn

ich

„ich muß nicht allein von allem Bösen, das ich thue, son„dern auch von allem Guten, was ich unterlasse, Rechen„schaft geben. So auch Er. Er muß durchaus unpar„teiisch und ohne Ansehn der Person richten, es sei Prinz, „Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sage ich Ihm, „sonst sind wir geschiedene Leute.„ Das sind Friedrichs Worte, und die waren nie blos leerer Klang — sondern was er sprach, hatte Geist, Kraft und Nachdruck. Ihr entschuldigt mich, liebe Leser, wenn ich euch, um nicht zu weitläufig zu werden, auf so viele Anekdoten und Erzählungen verweise, welche, in so fern sie wahr sind, die Gerechtigkeit Friedrichs verbürgen.

Schwerlich ist ein preußischer Unterthan, der, wenn man Gerechtigkeit nach der Sittenlehre, der Politik und der uns oft verborgenen Staatsnothwendigkeit abwiegt, sagen kan, er sei von seinem König ungerecht behandelt worden. Ich habe erst neulich anhören müssen, daß man Friedrichs Gerechtigkeitsliebe aus dem Grade bezweifeln wollte, weil er besonders in Schlesien so manche Privilegien, Freiheiten und Herkommen der Stände und Städte abgeschaft oder verändert hat, wohl gar solche, die er zuerst zugesagt haben soll. Dieß kan beim ersten Hinblick allerdings auch den grösten Patriot bedenklich machen. Aber, liebe Leser, ich finde auch dieß nicht un-

gerecht. Friedrich wollte sein Schlesien glücklich machen, und nimmermehr konnte er damit durchdringen, wenn er seine Verfassung so ließ, wie sie unter österreichischer Regierung war. Stritten nicht jene alte Freiheiten gegen seine väterliche Absicht? Ists leicht, oder gar möglich, zu seinem Zwecke zu kommen. wenn erst viele Köpfe unter einen Hut gebracht werden müssen? Wenn darinn, daß der Herr selbst regierte, der erste Grund des Wohlstandes aller seiner Staaten lag, so muste er auch in seinem lieben Schlesien die Hindernisse erst wegräumen, um dann seine Anordnungen geltend zu machen. Auch hierinn rechne ich auf den Beifall der Verständigen, so wie ganz natürlich ist, daß der grosse Monarch bei der ersten Einnahme Schlesiens noch nicht alles und jedes übersehen konnte. Er ließ also die Privilegien der Stände und Städte so lange, bis er überzeugend einsah, daß sie dem Ganzen oder dem einzelnen Theil schädlich wären. Wenn er sie dann aufhob, war das ungerecht? Vielleicht werden mir meine Leser einwerfen, daß das Verhältniß der Städte gegen das platte Land schädlich gestört worden ist, daß seine Regie dazu Veranlassung gab u. s. w. Das ist an und für sich wohl wahr. Ist denn aber ein Regent deswegen ungerecht, wenn auch sein langes Leben doch zu kurz ist, alles auszugleichen, und sicher würde der gerechte König auch diesen unläugbaren Klagen abgeholfen

fen haben. Es muste so kommen, wenn seine Absichten, das Land von Grund aus zu erhalten, erreicht werden sollten. In einer so zusammengesetzten Maschine, als ein Staat ist, leidet oft ein Theil um des Ganzen willen. Ungerecht hat Friedrich gewiß nie handeln wollen, und daß er es auch bei der Einrichtung der Regie nicht war, habt ihr schon im vorigen Theil dieser Schrift gelesen. Selbst der Däne Tyge Rothe, der manchmal über die Gerechtigkeit unsers Monarchen, weil er seine Handelsweise, wie andre, nicht kannte, sehr zweideutig schreibt, muß doch zugestehen, daß Friedrich, wenn er auch einige Handelszweige der Regie bis zu einer lästigen Strenge unterworfen hat, doch nicht ungerecht gegen das Land handelte, denn er belebte dafür die nüzlichsten Gewerbe. Ueber die weitschichtige Materie vom Handel unter Friedrichs Regierung spricht freilich der Kaufmann anders, als der Patriot. Mir ists dabei nur darum zu thun, daß unser Friedrich als der Regent stehen bleibe, der einer der gerechtesten Fürsten der Welt gewesen ist.

Noch ist mir ein nicht zu übersehender Beweis seiner Gerechtigkeit übrig. Friedrich war selbst gegen seine Feinde gerecht. Das gilt, überhaupt genommen, von seinen Kriegen, und insbesondre von denen Personen, die er als seine Feinde ansehen muste. Schon habe

ich etlichemal in den ersten Theilen dieser Volksschrift und auch in den vorigen Abschnitten dieses letzten Theils die Nothwendigkeit seiner Kriege berührt. Ich erinnere hier nur noch, daß er sich dabei nie einer Ungerechtigkeit gegen sein Land, so viel es auch dabei leiden muste, schuldig gemacht hat. Daß Gott den Königen Recht gegeben hat, Kriege zu führen, darf ich nicht erst beweisen. Dieß Recht wird Unrecht, so bald es Könige mißbrauchen. That das Friedrich? Führte er nicht diese Kriege nur, die zur Ungebühr verweigerten Rechte seines Staats zu behaupten? von zugefügtem Schaden gerechten Ersatz zu fordern und die öffentliche Sicherheit zu gründen? Das Haus Oesterreich verweigerte seinen Vorfahren ja lange schon die gerechten Ansprüche auf einen Theil von Schlesien, und wollten nachmals durch die Gewalt der Waffen ihm das wiedernehmen, was er sich durch zwei Kriege erworben hatte. Er muste zuletzt noch einmal das Kriegsübel, als das letzte Mittel ergreifen, um die öffentliche Ruhe und Sicherheit von ganz Deutschland zu bestätigen. Waren seine Kriege nicht also auch gerecht? Die grösten und weisesten Regenten haben nur das Gleichgewicht von Europa zu erhalten gesucht. Das thaten Heinrich der vierte, Elisabeth in England, Gustav Adolph 2c.

So sehr ihm seine Feinde beschwerlich wurden, so ließ er ihnen doch Gerechtigkeit wiederfahren. Mit Ehrfurcht und Achtung sprach er von der höchstseligen Kaiserin Maria Theresia, von dem König von Pohlen und Churfürst von Sachsen, von dem im siebenjährigen Kriege regierenden König von Frankreich. Er bezeugte es sehr oft, daß alle diese hohe Personen an sich gut und ädel wären, und daß das Wiener Kabinet, der sächsische Graf Brühl, und die Pompadour ihren Souverains schädlich würden. Auch die feindlichen Generale, die gegen ihn fochten, durften sich nicht beschweren, daß er ihnen, wenn sie weise und tapfer handelten, nicht hätte Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es bliebe wohl wahr: **Friedrich** war ein sehr gerechter König.

# Siebende Abtheilung.

## Friedrich, ein Philosoph.

Nach der ersten Bedeutung dieses griechischen Worts wäre damit der grosse Monarch nichts weiter gewesen, als was sich tausend Menschen zu seyn rühmen. Liebhaber der Weisheit oder guter nüzlicher Kenntnisse. Man braucht aber den Ausdruck als ein Kunstwort, um damit entweder eine eigene Wissenschaft, oder eine besondre Vollkommenheit eines Menschen zu bezeichnen. Als Wissenschaft ist sie eigentlich nur gründlichere und tiefer eindringende Kenntniß, und da jede Wissenschaft und menschliche Kenntniß seicht und tief behandelt werden kan, so erhöht die Philosophie alle menschliche Kenntnisse. Man kan alle Wissenschaften, alle Künste und sogar Professionen u. s. w. philosophisch behandeln. Als eine besondre Vollkommenheit eines Menschen ist Philosophie ein Inbegrif oder eine wohlgeordnete Sammlung solcher Lehren und Wahrheiten, die unter einander, und auch mit ihren Gründen und Folgen in gewissem Zusammenhange übersehen und zu jeder Zeit recht angewandt werden können. Der Philosoph sieht die Vernunft, Wahrheiten und Erfahrungssätze so deutlich ein, daß er dadurch auf die eigentliche Beschaffenheit der Dinge und ihre wahre Ur-

sachen

sachen kommt. Man kan also nur ins Gebiet dieser Wissenschaft Vernunftwahrheiten ziehen. Diese richtig zu erkennen und weise anzuwenden, ist die Sache eines philosophischen Kopfs. Es ist daher der deutsche Name eines Weltweisen nicht ganz unrecht. Denn das macht ja weise, wenn man nach richtigen Grundsätzen denkt und auch so handelt. Es ist daher ein Philosoph, wenn er diesen Namen führen soll, gewiß ein Mann, der seine Denkkraft geübt und sie in solchem Grade geschärft hat, daß ihn so leicht nichts täuschen kan, der aber auch sich in der Welt so zeigt, wie man's von einem Weisen zu erwarten hat. Denn Ansübung der Grundsätze ist auch in der Philosophie so innig mit ihren Regeln verbunden, daß eine Trennung unmöglich ist. Ich habe hier mit der Philosophie als Schulgelehrsamkeit nicht viel zu thun, sondern bei unserm Monarchen war sie die Vollkommenheit, wodurch er sich vor so vielen seiner Mitregenten in jedem Zeitalter auszeichnete. Indeß darf ich doch nicht verschweigen, daß Friedrich der Grosse auch den gewöhnlichen Gang des Menschen gehen muste, um diese Vollkommenheit zu erlangen. Er würde die Weltweisheit nie haben lieben und schätzen lernen, wenn sie ihm nicht in seinem ersten Unterrichte wäre gelehrt worden. Er wäre nie selbst weise worden, wenn er nicht mit jenem schon oft erwähntem ausharrendem Fleiß die Wissenschaft

getrieben, und selbst das Kunstmäßige der Philosophie durchschaut hätte. Als Lehrer der Weltweisheit würde er schon Beifall verdient haben, aber als ein philosophischer Regent verdient er unsre ganze Bewunderung. Denkt nicht, liebe Leser, daß der philosophische König nur einen Namen mehr hat, als ein anderer. Wenn die Philosophie den Kopf aufklärt, zu richtigen Erkenntnissen und geprüften Grundsätzen führt, wenn sie schlechterdings handeln muß, so wird der Regent mit solchem Kopf und thätigem Geiste gewiß in seinen Geschäften den Einfluß dieser seiner Vollkommenheit verrathen. Es hat Einfluß auf seine Gesinnungen, auf seine *Regierung in allen* Theilen, auf sein Privatleben, und also mittelbar *auf* sein ganz Land. Wenn man das so überdenkt, so erhebt auch diese Vollkommenheit den Monarchen unendlich, und ich darf es gewiß nicht vergessen, meinen Lesern zu zeigen, daß **Friedrich** der Grosse ein wahrer Philosoph war. Das ist bei den Gesalbten der Erde nicht eine gemeine Erscheinung. Es ist auch nicht zu verwundern, daß diese erhabene Menschenklasse am wenigsten Philosophen werden. Es scheint, als wenn Philosophen in den ersten und letzten Menschenabtheilungen am wenigsten gedeihen wollten. Sie haben entweder gemeinschaftliche oder eigene Hindernisse, welche diese der Menschenwürde ganz angemessene Wissenschaft und Tugend erschweren.

Der

Der Fürstensohn wird meist in seiner Jugend so wenig wie der Bauerknabe zur Beurtheilung und zum richtigen Denken gewöhnt; er wächst im Hofglanz auf, wie Niedrigere in ihren häuslichen Zirkeln; er scheint eben so wenig für Wissenschaft und Geistesbildung geboren zu seyn, als die Kinder der Handwerker u. s. w. Man begnügt sich, ihm eine seinem Stande gemäße Erziehung zu geben, das heist, ihm viel oberflächlich, wenig gründlich zu zeigen. Oft wird sein Geist im Ceremoniel oder sinnlichen Vergnügen erstickt, grade so, wie mancher fähiger Jüngling aus den niedersten Menschenklassen verkröpeln muß, weil er sich nicht erheben darf und kan. Man sieht, weil er ein Prinz ist, Weisheit in ihm, wo es nur Anlage ist, und glaubt wohl, daß es sich für seinen hohen Rang nicht schicke, Sprachen und Wissenschaften zu erlernen; ja man fürchtet, dem edlen jungen Fürsten wehe zu thun, wenn er studiren sollte. Zur Ehre unsers Zeitalters fängt man nun an, die Erziehung an Höfen zu verbessern. Sollten aber nicht noch Hindernisse genug übrig bleiben, welche die Bildung unsrer Prinzen aufhalten oder einschränken? Kommt nun ein solcher junger Herr zur Regierung, so ist er mit Geschäften überhäuft, mit Projektmachern umringt, und durch Schmeichler betäubt. Nicht ihm, sondern seiner traurigen Lage muß mans anrechnen, wenn er nie weise, nie

ein Philosoph wird. Ich will über diese vielen Lesern trockne Sache nichts weiter erinnern. Es ist doch wohl einleuchtend, daß philosophische Könige Seltenheiten der Erde sind, wie philosophische Bauern. Desto schäzbarer muß uns wieder der grosse Friedrich seyn, denn dieser Monarch war ganz Philosoph.

Die schon vorhergegangenen Erzählungen, wie er seine Jugendzeit anwandte, was er studirte, auf welchen Wegen er seinen grossen Geist bildete, und wie unermüdet arbeitsam er war, geben Licht genug über die wichtige Frage, wie er ein Philosoph wurde. Noch kommt alles darauf an, zu beweisen, daß er *als ein Philosoph* dachte, handelte, litt und auch so starb.

Wenn man nicht fürchten darf, daß ein Schriftsteller hat vorsäzlich heucheln wollen, so erkennt man seine Denkart wohl am sichersten aus seinen Schriften. Welche Ursache hätte Friedrich haben können, in seinen Werken andre Grundsätze anzugeben, als er wirklich hatte? Er erscheint in denselben als ein wahrer Weltweiser. Er muste es also auch seyn. Ueberdieß lernt man ja auch, wenn ein Mann über allerlei Gegenstände seine Meinung schreibt, gar bald von ihm, wie weit er gründlich, tiefsehend oder unphilosophisch denkt, und aus den so vielen Urtheilen, Erklärungen und Aeußerungen des Philosophen von Sanssouci ist wohl unwidersprechlich

darzu-

darzuthun, ob er Philosoph war oder nicht. Ich schöpfe statt so vieler, nur ein paar Beweise aus seinen Schriften. Ists nicht wahre Weisheit, daß ein so grosser Geist selbst eingesteht, daß der moralische Werth des Menschen nicht einmal auf seinem Wissen beruhe, daß aller Menschen Wissen sehr geringe sei? Das sagt er in seinen Bemerkungen über die Schuldlosigkeit der Verstandesverirrungen. Er spottet der Modephilosophie, die ihre Grösse ins Sonderbare und Abentheuerliche setzen will. Friedrich kannte seine Bestimmung, diesen ersten Grundsatz der praktischen Philosophie, denn er schreibt in einem Briefe an Jordan: „Ich arbeite viel, das thue ich nur, „um zu leben, denn nichts gleicht dem Tode mehr, als „der Müßiggang.„ So lieb ihm die Dichtkunst war, so sagte er doch dem Herrn von Alembert in einem Briefe aus Dittmansdorf 1762. sehr offenherzig, daß er auch dieß Vergnügen als eitel ansehe. Man lese im achten Theil seiner hinterlaßnen Werke seine Meinung über die Schmarotzer in seinem Kodizill, so sieht man durchaus den Monarchen, der ganz philosophisch denkt. Wenn er seinen Neffen, denen Prinzen Friedrich und Wilhelm von Braunschweig in Potsdam im Jahr 1765. schreibt, wie sie ihre Jugendzeit weise nutzen sollen, so zeigt er sich darinn wieder als ein Vater, der seine Kinder als ein Weltweiser erziehen lassen würde. Voll ächter Philo-

sophie des Lebens ist sein Brief an Madame von Merian, Th. 7. S. 100. über zu viel und zu wenig. So philosophirt er selbst über Religionsverschiedenheit, und einst schrieb er an den Herrn von Voltaire wie ein wahrer Weiser: „Muß man Vorurtheile vor den Kopf stoßen, „welche die Zeit dem Volke heilig gemacht hat? und „wenn man Denkfreiheit geniessen will, muß man des„halb dem eingeführten Glauben Hohn sprechen? Wer „sich still hält, wird selten verfolgt.„ **Friedrich** sagt: „Wenn ich die Hand voll Wahrheiten hätte, so würde „ich mich mehr als einmal bedenken, sie aufzumachen.„ Nur ein sehr gründlicher Philosoph kan auch über Vergnügen, zeitliche Ehre und Glanz so denken, wie **Friedrich** an den eigenen Mann, den Grafen von Hodiz, schrieb: „O ausgezeichneter Hodiz! du hast, ohnerachtet „du vor den Hof geboren bist, dennoch von deiner Ju„gend an diesen gefährlichen Aufenthalt geflohen. Frei „von Vorurtheilen, die in gemeinen Seelen täuschen, „verlachst du die Thoren, deren kaufmännischer Geist „Schäze sammlet, um sie zu verschwenden. Wirklich „glücklich seyn, das ist in der That die wichtigste Ange„legenheit, Hochmuth ist in meinen Augen eine wahre „Chimäre. Es ist gut, nahe am Königsthron zu seyn, „aber viel besser, nur von sich abhängig leben. So hast „du durch eine glückliche Wahl aller Grösse die glückliche

Frei-

„Freiheit vorgezogen. Du hast gegen die glänzenden
„Chimären, mit welcher die Sterblichen als die Glück-
„lichsten sich schmeicheln, das glücklichste Schicksal ge-
„wählt. Durch diese Beurtheilung zeichnet sich die Be-
„urtheilung des Thoren von der Beurtheilung des Wei-
„sen aus u. s. w.„

Da wohl nicht die meisten meiner Leser mit Friedrichs eignen Schriften bekannt sind, so zeichne ich noch einige Stellen aus, die seine philosophische Denkart stark beweisen. Aus einem Briefe an seinen Freund von Katt: „Man hat so oft gesagt, ein jeder Mensch sei nur
„ein Thor, der eine mehr als der andre. Dieß dünkt
„mich völlig wahr, und ist es dieß, so treffe denn die
„schönste Thorheit unsre Wahl. Sie ist für unsre Freude
„ein Quell, der nie versiegt. Damit du lange sie ge-
„niessen kanst, durchforsche ja nichts tief. In
„dieser Lebenszeit ist alles Zauberei; der Blume gleich
„ist deine Lust, so brich mit leichter Hand sie ab. Die
„Phantasie bestimmt den Werth für ihre Farben, die
„Schattirung für ihren süßen Wohlgeruch. Der fähr-
„det unsrer Sinne Lust, der stets den Grund zu sehen
„strebt. Wird ungeweiht durchaus eine Hand den Ro-
„senbau zergliedern, so welkt ihre Schönheit hin. Die
„Welt mit allem, was sie hat, zerrinnt, wenn man ihr
„gänzlich naht. Wer sie erforscht und dann sie kennt,

„der sieht sie nur mit Ekel an.„ Noch einmal sagt er dem von ihm geachteten Graf Hodiz: „In Wahrheit „glücklich seyn, das ist die gröste Kunst. In meinen „Augen ist der Stolz ein düsteres Traumbild. Was „hätte es dir genuzt, wenn du (ein Diener, ob auch „gleich ein grosser Herr) den Kaiser nun 40 Jahre ent„kleidetest. Es ist wohl schön, dem Diadem sich nahn, „doch schöner ist es noch, sein eigner Herr zu seyn. Für „jede Jahreszeit ertheilt uns die Natur Güter, die nie „mit ihren reichen Schäzen kargt. Im Frühling seiner „Lebenszeit, dem Alter unschuldsvollen Glücks, da wohnt „die Freude in den Füssen. Man läuft, man hüpft, „man tanzt. Doch bald erhöht sie sich. Der Jüngling „fühlt der Sinne Siz im Mittelpunkte seines Körpers. „Im Sommer unsers Lebens steigt zum Haupt dieß „Feuer auf. Gewitter und Sucht nach Ehre erzeugen „Sturm darinn. Und wenn der Jahre Winter nun die „Glut in uns erlöscht, dann fesselt uns des Geistes Zau„berei und schaft uns Glück. So wollte die Natur den „vesten niemals wiederruflichen Urtheilsspruch, hier sollte „alles Wechsel seyn. Was nur geboren wird, das wächst, „zernagt, vernichtet sich; dem schönsten Tage folgt die „Nacht. Der Weise beugt sich den Gesetzen und murrt „nicht; er nuzt im Vorbeigehn, was die Natur ihm „schenkt; im Winter fodert er den Frühling nicht zurück.„

Als

Als ihm der Marquis d'Argens einmal berichtet hatte, daß sich in Berlin ein Mensch zu einem Propheten aufwürfe und schon Anhänger hätte, so antwortete ihm Friedrich der Philosoph: „Dergleichen Kram ist „vor einen Schwarm Menschen, der weiter kein Talent „hat, als daß er jeder Trügerei, jedem Traum glaubt, „zumal wenn sie höchst unnatürlich sind. Wer die Na„tur kennt, sieht voll Mitleid die dunkle Schwärmerei „an, die ein schon krank gebornes Hirn erzeugt.„ Ueber die Unbeständigkeit des Glücks und der menschlichen Entwürfe philosophirt er an eben denselben, aus dem Lager bei Nossen 1761. als die Oesterreicher Schweidniz erobert hatten.

Hier ist auch eine Stelle aus seinem Aufsatz über die Stoiker: „Was ist der Mensch in diesem Aufenthalt „der Täuschung und der Nichtigkeit? Ein Geist, der eine „noch bedeckte Leiche schleppt. Zerstreuung reißt ihn im„mer ausser sich, er denkt nicht nach, er lebt sein Pflan„zenleben so fort. Dem Tode sehet vest ins Angesicht. „Nur er ist uns ein Haven, ein Zufluchtsort. Ihn „stellt jeder Tag uns dar, und lehrt, daß er die Asche „von uns fordern kan. Wenn uns der süße Schlaf be„deckt, dann fühlt der Geist von Gütern und von Uebeln „nichts. Dein Leben, Mensch! lehrt dich dein Sterben. „Wenn jener Hauch, der in dir lebt und denkt, Verän-

derung

„derung trift, und er sich fallen sieht, wenn in dem Tode
„er selber auch erlöscht, was fürchtest du nach diesem
„Schlage noch? Dich sichert vor dem Schmerz der Tod.
„Wird erst dein Leib zerstört, dann fühlt er länger nicht.
„Doch wenn nun diesen Geist der Götter Huld den Tod
„besiegen läßt, und wenn er dich im Himmel überlebt, so
„zage nie, und sei befreit von Furcht. Ja bringe Dank
„der Gottheit dar. Erröthe, daß du klagst. Das ein-
„zige vollkommene Wesen, die Gottheit, ist mild, und
„seine nie ermeßne Huld läßt, schonend, niemals seinen
„Zorn erglühn. Der schwache Wurm, der nur im
„Staube kriecht, der Sterbliche, weckt seine Blitze nicht.
„Den bangen Menschen, den Gefahr erschreckt, sieht
„hier die Gottheit voll Mitleid an, als wird ihn nach
„dem Tod erbarmend sehn. Vertraue diesem wohlthat-
„reichen Gott, er hilft im Tode dir gewiß. So wirf
„dich süßer Erwartung voll in seine Arme!„

Ist das nicht herrliche Philosophie? — Doch ur-
theilt er über diese Wissenschaft, als Wissenschaft betrach-
tet, so, daß er sagt: „Gemein betrachtet, gleicht sie ei-
„nem Graben: je mehr man ihn aushöhlt, je tiefer wird
„er. Aber viele Dinge können uns auch ohne Gefahr
„unbekannt bleiben. Das Wichtigste ist, recht zu leben,
„eine erträgliche Gesundheit geniessen, Freunde besitzen,
„und eine ruhige Seele zu haben.„

Wäh-

Während des siebenjährigen Krieges herrschte in Breslau eine ansteckende Krankheit, und man begrub fast täglich etliche zwanzig Personen. Eine Gräfin sagte damals: Gott sei Dank! der hohe Adel wird verschont, alles was stirbt, ist nur Pöbel. Dieß schrieb Friedrich an den Herrn von Voltaire, mit dem philosophischen Zusatz: „Sehen Sie, so denken Leute von Stande; sie „glauben aus edleren Theilen zusammengesetzt zu seyn, „als das Volk, das sie unterdrücken. So ist es beinahe „von jeher gewesen u. s. w.„ Eben demselben sagte er: „Man muß Schonung gegen das haben, was das Pu„blikum verehrt, und nie Aergerniß geben; hält man „sich auch für weiser, als andre Leute, so dürfen wir doch „aus Gefälligkeit oder aus Mitleid mit ihrer Schwäche „ihre Vorurtheile nicht antasten.„ Es wäre zu wünschen, daß die seynwollenden Philosophen ihrer Zeit eben so dächten. — So dachte Friedrich! Ist er nicht Philosoph?

Ein Herr von la Metrie schrieb ein Buch, darinn er den Menschen zur Maschine machte. Friedrich urtheilte davon, daß es zu kühn sei, und daß er den Grundsatz habe, wenn man dem Publikum etwas vortragen wolle, so müste man harter, abergläubischer Ohren schonen, und niemand beleidigen ꝛc. Ich führe hievon noch einmal mehr an.

Ueber sein Podagra dachte er ebenfalls im Geist eines Philosophen. Dieß sieht man aus einem Schreiben an d'Alembert. „Die Natur hat mirs aufgelegt, drei „Jahre hindurch Stoff zu sammlen, woraus nach erlangtem Grade der Reife das Podagra entsteht. Und „das heist gewiß noch ganz glimpflich behandelt, wenn „man alle drei Jahre einen Anfall dieser Krankheit hat. „Der Fürsten Geduld muß eben so geprüft werden, als „die Geduld des Privatmannes, weil sie aus eben dem „Leime gekaetet sind. Man muß sich mit den Gedanken „seiner Zerstörung bekannt machen, und sich bereiten, in „den Schoos der Natur zurückzukehren, aus dem man „hervorgezogen ward.„

Die Unterredungen des unsterblichen Königs mit dem Fürsten von Ligne gehören zu den feinsten, geistreichsten und vortreflichsten, die man sich denken kan. Der Monarch konnte so treflich, bündig und stark nicht sprechen, wenn nicht sein Geist durch Philosophie erleuchtet und sein Ausdruck durch Weisheit bestimmt ward.

Es sei genug, liebe Leser, euch durch diese wenige Stellen aus Friedrichs Schriften gezeigt zu haben, wie sehr er Philosoph war. Mit Recht hat man seinen schon bei seinen Lebzeiten herausgekommenen Schriften von mancherlei Inhalt den Titel: Werke des Philosophen von Sanssouci, gegeben. Beinahe konnte ich mir den

Beweis, daß er auch so handelte, wie er dachte, ersparen. Ein Geist, wie Friedrich, hat schon die sicherste Vermuthung vor sich. Ich kan mich hier auf die Abtheilung, die ihn als einen sehr weisen Regenten darstellte, berufen. Ich muß meine Leser an die Geschichte seiner Jugendjahre zurück erinnern. Waren nicht alle seine Handlungen die Handlungen eines Mannes, dessen Geist durch eine gesunde Philosophie in den Stand gesetzt wird, so und nicht anders zu handeln? Gründete sich nicht sein Wohlthun, seine Tapferkeit, sein Mitleiden, sein Streben, sein Land glücklich zu machen, sein so heisses Verlangen, den Geist seiner Unterthanen aufzuklären, auf diese Weisheit? Ich bezweifle an einem Mann von Friedrichs Kraft die Gewalt der Temperamentstugenden; ich kan schwerlich Ehrgeiz, wenns nicht ein philosophischer seyn mag, zur Triebfeder seiner grossen Handlungen allein machen, sondern ich glaube, alle seine Handlungen beweisen, (und sie sind in vorigen Theilen schon von mir erzählt,) daß er eben so groß, so philosophisch lebte und regierte, als er dachte. Selbst die Einförmigkeit und Prachtlosigkeit seines Privatlebens war ein Werk seiner Philosophie. Faßt, liebe Leser, den ganzen Gang seines Lebens und seine zahllosen Königsthaten ins Gemüth, und ich hoffe, daß die Ueberzeugung, er war auch in seinem Thun und Lassen ganz Philosoph,

eher in euch vollendet seyn wird, als wenn ich hier durch Zusammendrängung einer Uebersicht der neuen Schöpfung, die er in seinen Staaten anfing, meine Volksschrift verlängern wollte.

Es kamen dem Monarchen auch nicht selten unbesonnene Urtheile über seine Verordnungen, auch wohl Lästerungen seiner Person zu Ohren. Diesem Unwesen setzte er die Philosophie Epiktets entgegen. Gegen üble Nachreden empfahl er Besserung, gegen ungegründete und gegen Lügen das Lachen, als erprobte Gegenmittel. Er sagt: „Der kluge Regent nimmt daraus, was er „brauchen kan. Er erfährt da manches, was er sonst „nie erfahren würde. Die nicht auf dem rechten Pferde „sitzen, denen sind das Steine des Anstoßes.„ Wahre, ächte Philosophie!

Aber nirgends zeigt sich die Kraft der wahren Philosophie mehr, als in den Leiden der Menschen. Was für andre Menschen die Trostgründe der Religion sind, das müssen vor einen Monarch, wie Friedrich war, Regeln und Erfahrungen der Philosophie seyn. Kan man beides zugleich wirksam anwenden, so entsteht eine solche Standhaftigkeit, die an dem grossen Friedrich um desto bewundernswürdiger ist, weil er sie allein aus Vernunftschlüssen ziehen wollte. Ich werde weiter unten zeigen, daß der Monarch nicht fühllos war, und

weil

weil er das nicht war, so kamen ihm auch wohl Anwandlungen des Mißmuths, der Ungeduld, des Zagens an. Solchen vorübergehenden menschlichen Regungen kan auch der Weltweise nicht entgehen. Wenn also auch unser grosser Friedrich so etwas äußerte, so zeigte er doch auch seine Philosophie in seinen Leiden, deren er doch auch warlich auf der Welt nicht wenig hatte. Er muste außerordentlich krank seyn, wenn er nicht mehr las, expedirte, oder keine Verse machte. Nie hat er sich durch Schmerzen abhalten lassen, seine gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten. Im Kriege sogar schrieb er witzig und gelehrt. In den grösten Verlegenheiten dachte er an Dinge, die man in seiner Lage nimmermehr von ihm vermuthet hätte. Im höchsten Alter trug er die Beschwerden seines viel ausgestandenen Körpers mit einem Muth und Gelassenheit, die ihn offenbar auch als den Philosoph im Leiden verewigt. So sehr ihn Todesfälle aus seiner geliebten Familie und seiner versuchten Generale erschütterten, so wuste er doch schnell diese Empfindung philosophisch zu mäßigen, und nie konnte ihn ein Vorfall so außer sich bringen, daß er darüber die Gegenwart des Geistes verloren hätte. Das ist doch wohl ein Kennzeichen eines Philosophen! Wenn ich mich endlich auch noch so männlich gegen alle Leiden wafnete, so ist der letzte Uebergang aus diesem Leben in

die Ewigkeit gewiß noch ein Auftritt, wo *aller* Muth des Menschen aufgefordert wird. Fürchtet man auch den Tod selbst nicht, der doch seine Bitterkeit den Menschen genug schmecken läßt, so sind seine Vorboten nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur, die Ausnahmen abgerechnet, so traurig, daß man ohne die *freilich stärksten* Beruhigungen, die die Religion Jesu darbietet, ein sehr starker Philosoph seyn muß, um sie so kaltblütig zu ertragen, wie Friedrich that. War seine letzte Krankheit nicht ein unverwerflich Zeugniß, zu welcher Stärke er seinen Geist gewöhnt hatte? Starb er nicht *mit* wahrer philosophischer Größe? Wendet mir hier, *liebe Leser*, nicht ein: wo bleibt Religion? Ich widme dieser schweren Angelegenheit bald eine eigne Abtheilung. Hier war mir nur darum zu thun, von diesem grossen Monarchen zu beweisen, er war, was Fürsten selten sind, ein wahrer Philosoph.

Achte

# Achte Abtheilung.

## Der grosse König war auch ein gelehrter Mann.

Es ist nicht nöthig, daß ein König ein Gelehrter sei, und noch besser, er ists gar nicht, als nur halb. Wenn man unter Gelehrsamkeit nicht blos eine Menge, durch Hülfe eines guten Gedächtnisses, gesammleter Kenntnisse versteht, sondern auch auf ihre Gründlichkeit und die Fähigkeit, sie am rechten Orte anzuwenden, Rücksicht nimmt, so gehört allerdings sehr viel dazu, ein Gelehrter zu seyn. Dieser würdige Name wird schändlich gemißbraucht. Wer eine hohe Schule gesehen und sich dort aufgehalten hat, will ein Gelehrter heissen, und doch bleiben so viele bei diesem Gange ziemlich ungelehrt. Ohne Unterricht und Lesen gelehrter Schriften wird niemand gelehrt werden können. Aber Unterricht und Lesen allein macht noch nicht gelehrt. So wie, wenn etwas Ganzes werden soll, schon natürliche Fähigkeiten da seyn müssen, so muß eignes Nachdenken, das ist das eigentliche Studiren, Unterricht und Lesen unterstützen, sonst bleibt alles Gedächtnißkram. Ich kan wohl ein Vielwisser seyn, aber ich bin noch lange kein Gelehrter. Urtheilt liebe Leser, selbst, ob Fürsten gewöhnlich in der Lage sind, daß sie gelehrt werden wollen, und es werden

können. Ein gelehrter König ist also eben so selten, wie ein Philosoph in dem Umfange, wie es Friedrich war. Es hat zwar von jeher unter den Grossen der Erde Freunde der Gelehrsamkeit und Beschützer der Wissenschaften gegeben; das können aber auch mittelmäßige, und grade nicht selbst gelehrte Monarchen thun. Sie dürfen nur so viel Verstand haben, den besten Rath zu unterscheiden, und Standhaftigkeit genug, ihn zu befolgen. Sie können mit einem Wort aufmuntern, da man gewohnt ist, in den Worten eines Fürsten viel Inhalt zu finden. Sie können Freiheiten geben, unterstützen u. s. w. aus bloßer Liebhaberei, oder wohl gar zur Parade. Oft ist ihnen die Beförderung der Wissenschaften in ihren Staaten ein glänzend Puppenspiel. Aber sehr gut ists, wenn ein Regent, der seine Aufmerksamkeit und Vorsorge auf die verschiedenen Theile der Gelehrsamkeit erstrecken will, auch von der Beschaffenheit und dem Werth der Dinge richtige und gründliche Begriffe hat, und besonders die besten Männer aller Zeiten und Völker zu schätzen weiß.

Friedrichs vortreflicher Kopf hatte sich dergleichen Kenntnisse besonders auch aus den besten Werken der Franzosen verschaft. Er war nicht ein Gelehrter von Profeßion, aber als König ein wahrer Gelehrter. Herr von Beaumelle fällt von ihm das Urtheil, daß er, wenn

er

er eine bürgerliche Person gewesen wäre, mit seinen gelehrten Kenntnissen sich nicht hervorgethan haben würde; wäre er aber ein Edelmann gewesen, so würde man geurtheilt haben, daß einst ein Präsident der Akademie der Wissenschaften aus ihm werden könnte; unter den Königen aber habe er wegen seinen gelehrten Kenntnissen geglänzt. (S. Hrn. D. Büsching Charakter Friedrichs S. 36.) Warum sollten wir ihn nicht einen Gelehrten nennen, der er als König in der That war, und da tausend andre Gelehrten es viel weniger sind, als Friedrich. Seine entschiedene Vorliebe zu den Werken der Franzosen hindert mich gar nicht, ihn deswegen für weniger gelehrt zu halten. Es übersetzt wohl mancher die alten Schriftsteller und Männer der Griechen aus ihren Grundsprachen, und dringt weniger in ihren Geist, als Friedrich, der sie in den französischen Uebersetzungen gelesen und gewiß verstanden hatte. Ich läugne nicht, daß ein eigentlicher Gelehrter aus der ersten Quelle schöpfen muß; wenn es aber bei vielen Gelehrten so oft einer Schulübung ähnlich sieht, so ist es doch gewiß von einem König sehr gleichgültig, ob er griechisch und lateinisch gekonnt hat oder nicht. Er nahm das ihm schicklichste Mittel, den Schatz der alten Gelehrsamkeit zu benutzen, und erreichte diesen grösten Endzweck besser und sichrer, als manche berühmte Sprachgelehrten und Wort-

klauber, die Lesarten berichtigen, und ihre Köpfe damit um keinen Lichtstrahl mehr aufklären. Er schrieb freilich nicht orthographisch, aber was er schrieb, war warlich tiefer gedacht, als manche Abhandlungen solcher Männer, die ganz recht schreiben, aber seichter denken. Ich lasse also dem, der **Friedrich** dem Grossen seine wenige Sprachkenntniß vorwerfen will, gern seinen Willen. Er war gelehrt um seiner grossen Sachkenntniß willen. Nun will ich dem Urtheil meiner Leser nicht vorgreifen, sondern es auf die Beweise ankommen lassen.

Von Jugend auf zeigte er sich *als ein gelehrter Mann*, denn alle Gegenstände, mit welchen er sich beschäftigte, behandelte er scharfsinnig, gründlich, zusammenhängend, und so, daß er sie ganz erschöpfte. Das kan und thut kein Ungelehrter. Denn es setzt schon erweiterte und überdachte Kenntnisse voraus. Machiavel schrieb eigentlich eine Satyre auf die bösen Fürsten, mit denen Italien dazumal geplagt war, und **Friedrich** nahm die Sache im vollen Ernst. Wie schreibt er doch so ganz durchdringend von der wahren Würde seiner Bestimmung! wie belebt von den Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Treue, der Mäßigung und der Menschenfreundlichkeit! Mit welchem hohen, gründlichen Begriff von Fürsten und Völkerrecht! mit welchen wichtigen

Folge-

Folgerungen! Das schrieb er so deutlich, klar und bestimmt, und in einer so nachdrücklichen Schreibart, die gewiß kein Kopf, der nicht gelehrt ist, nachahmen kan. Witzige Wendungen, Wohlklang der Worte und ein gewisser Umfang der Sprache geben einer Schrift wohl bei Nichtkennern ein gelehrtes Ansehn; aber Ordnung, Gründlichkeit, treffende Urtheile und tiefgedachte Bemerkungen verrathen einen wirklich gelehrten Mann. So erschien Friedrich schon damals. Seine Beiträge zur brandenburgischen Geschichte bestätigen meine Behauptung noch mehr. Wer eine Geschichte mit Wahrheit, Freimüthigkeit, Unpartheilichkeit, glücklicher Auswahl des Wichtigsten, getreuer Darstellung der Sachen mit philosophischem Geist und in reinem historischen Styl schreibt, muß wahrer Geschichtsforscher gewesen seyn. Dieß ist ein Theil und ein sehr wichtiger Theil der Gelehrsamkeit. Hat den ein Fürst studirt, so hat er damit sich wohl gerechte Ansprüche auf den Namen eines Gelehrten erworben. Um die einzelne Geschichte eines Landes so gut zu schreiben, muß er mehrere Geschichtsschreiber gelesen, verglichen und sich eigen gemacht haben. Verbindet er damit noch sogar die schwere Feinheit bei Gelegenheiten, wo sich ihm natürliche Anlässe darboten, seine nicht ungerechte Empfindlichkeit zu verbergen, so muß er in diesem Fach gewiß groß seyn. Ich gebe unserm

serm Monarch in der Hinsicht schon den Namen eines Gelehrten, wenn man auch nach schulgerechtem Sinn dagegen einen Zweifel aufwerfen könnte. Er erwies Helden, Gelehrten, Philosophen und Männern von andern Verdiensten Ehre genug. Lobreden auf sie zu schreiben, in der Art und Manier, in welcher er das that, beweisen abermals seine Gelehrsamkeit; denn wo ist eine aus den vielen, die nicht den Beifall gelehrter Kenner verdienen sollte? Eine nicht unbeträchtliche Anzahl philosophischer Abhandlungen bezeigen ebenfalls, wie ernsthaft er sich mit den wichtigsten Gegenständen der menschlichen Erkenntniß beschäftiget hat. Ueber Aberglauben der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Volksfleiß, Fortgang des menschlichen Geistes in Künsten und Wissenschaften, über die Gründe, Gesetze einzuführen und abzuschaffen, sind die Materien, über welche der Monarch nach weisem und anhaltendem Nachdenken schrieb. Er nahm dieß aus der richtigen Kenntniß und Schäzung der menschlichen Natur.

Wenn der Monarch über den Hauptgrund der Moral philosophirt, und Selbstliebe dazu angiebt, so bewies er diese seine Meinung fürwahr sehr gelehrt, und nur der Stolze, der Wollüstige, der Habsüchtige und der Faullenzer kan sich an diesen Ausdruck stoßen; der Denker aber wird sehen, wie darinn Keime der Wahrheit liegen,

die

die der Regent ohne Gelehrsamkeit nie hätte so treflich entwickeln können. Ist seine ganze Philosophie, auch selbst mit ihren Lücken, nicht ein unumstößlicher Beweis, daß er ein gelehrter Fürst war? Denn ein Philosoph ist fast der erste Gelehrte.

Durch seine Abhandlung über die deutsche Litteratur hat er sich vielem und zum Theil nicht ganz falschem Tadel ausgesetzt. Aber sind denn die Schriften der eigentlichen Gelehrten alle ohne Fehler, ohne Irrthümer? Man lese sie mit Verstand, so wird man freilich da, wo der Monarch irrt, nicht mit ihm eines Sinnes seyn können; es kan aber auch nicht fehlen, den grossen Friedrich auch hierinn als einen gelehrten Mann zu finden. Recht gelehrt sind seine Urtheile über die Werke der Alten, über die Hindernisse der deutschen Gelehrsamkeit, über die Behandlung der Wissenschaften u. s. w. Viele glauben zwar, daß ein Dichter kein Gelehrter seyn dürfe. Sie vergessen, daß zwischen einem Reimschmidt und einem Dichter ein sehr grosser wesentlicher Unterschied sei. Zu Versen, die Kleinigkeiten enthalten, in welchen blosser Witz spielt, und die etwa nur einen Scherz beabsichten, gehört wohl nicht Gelehrsamkeit. Da kan fruchtbare Einbildungskraft, Naturfähigkeit und einige Vertraulichkeit mit dem Sprachausdrucke viel thun. Mochte ihn auch der oft unbillige Voltaire einen Versmacher

nennen, so sind doch seine Verse gewiß nicht blos witzig und artig, sondern sie sind voll starker, erhabener Gedanken. Aus seinen Versen wollte ich schon den gelehrten König erkennen, denn sie sind nicht leeres Geklingel gefälliger Silbenmaße und leichter Reime, sondern in ihnen ist Philosophie, Geschichte, Belehrung, Beobachtung, Nachdenken, Welt- und Menschenkenntniß, Tiefsinn, Würde, und oft sehr beissender Scherz. Man fühlt die Sprache des Meisters, der von seiner Kunst spricht, in jenem grossen Gedicht über die Kriegskunst; man sieht den Gelehrten mit seinem Gegenstand ganz bekannten Dichter, wenn er Tugend erhebt, Laster und menschliche Thorheiten straft, die Fürsten unterrichtet, die Leidenden tröstet, den weisen Gebrauch des Glücks lehrt, und die Seele zu dem Ruhm erweckt, der durch Wissenschaften, Tugenden und Thätigkeit erworben werden kan.

Wer widerspricht mir nun, daß **Friedrich** nicht ein gelehrter König war? — Seine hinterlaßne Werke vollenden endlich die Ueberzeugung von seiner Gelehrsamkeit. Die Beurtheilung des grossen Voltairschen Gedichts über Heinrich den vierten von Frankreich, verräth den Gelehrten. Die schon angeführte Abhandlung über die Schuldlosigkeit der Verstandesverirrungen eben so. Die Ode an Prinz Heinrich (Th. 6.) ist ganz voll Feuer

und

und Dichterschwung. Die an den Prinz Ferdinand nicht minder. Seine Bemerkungen über den Charakter und die Talente Karl des zwölften sind ganz des gelehrten Königs würdig. Hier sagt er in zwei Bogen mehr, als der gepriesene Voltaire in seinem ganzen Buche.

Wie könnte ich noch mehr Zeugnisse anführen? Alle seine Schriften sind voll davon. So dünkt mich, hat der Hr. Kanzleisekretär Rechberg sehr Recht, wenn er in den hannöver. Anzeigen seine Lobrede auf den gelehrten Leibniz also schließt: „Das an grossen Männern in den Wissen„schaften reiche Deutschland hat niemand hervorgebracht, „den es Leibniz an die Seite setzen dürfte. Es ist Ent„weihung seines grossen Namens, zu ihm andre zu ge„sellen. Was die ersten unter den Gelehrten seiner Na„tion ein jeder bearbeitete, das alles umfaßte und be„herrschte seine königliche Seele. Ihm ist unter den „Deutschen allein der König gleich, der, wie Leibniz, „alles umfaßte, und selbst durch alles drang, was in der „Sphäre seiner Wirksamkeit lag; der, wie Leibniz, im„mer prüfte, entdeckte, ordnete, und andre dazu an„führte; durch den der Welt bewiesen worden, was dem „Geiste eines Menschen möglich ist, ausser sich zu wir„ken, so wie ihr durch Leibniz gezeigt worden, was der „Kopf eines Menschen im Denken vermag.„

Ich

Ich lasse mich blos um der Vollständigkeit willen noch auf weitere Beweise seiner Gelehrsamkeit ein. Wenn Urtheile über gelehrte Männer nicht blos nachgebetet werden, sondern aus eigner Schäzung entstehen, so fordern sie auch einen gewissen Aufwand von Gelehrsamkeit, den man natürlich nicht anwenden kan, wenn man ihn nicht hat. Nun urtheilte Friedrich über die Gelehrten der Römer und Griechen und ihre Brauchbarkeit meisterhaft. Unter den neuern gab er den Franzosen den Vorzug, ohne aber daß es weiter geschadet hätte. Es ist überdieß sonderbar, daß in diesem Jahrhundert die mächtigsten Monarchen Karl der 6te, August und Friedrich besondre Vorliebe zu dieser Nation und ihren Geistesfrüchten hatten. Nach den Franzosen schäzte er die Engländer und Itáliáner. Aber er vergaß auch der Deutschen nicht ganz. Reinbeck, Wolf, Dellert, Kloz, Büsching, Garve, Meinert, Nikolai, Brüggemann und viele andre verkannte er nicht. Nur der Gelehrte kan in Wissenschaften einen fortdauernden Geschmack finden. Jede Wissenschaft wird uns erst recht lieb, je tiefer wir in sie eindringen, und das ganze Feld der Gelehrsamkeit wird nur dem angenehm, der seine Reize und seinen Werth hat ganz kennen gelernt. Würde der Monarch noch im Felde sich mit gelehrten Arbeiten abgegeben haben, wenn er nicht selbst gelehrt war? Würde er so

pünkt-

pünktlich jeden Tag darauf gehalten haben, seinem Geist aus dem Reich der Gelehrsamkeit Nahrung zu verschaffen? Würde er haben so viel lesen, denken und schreiben wollen, wenn er nicht allen diesen gelehrten Sachen eben dadurch Geschmack abgewonnen hätte, weil er ihre Wichtigkeit hatte kennen gelernt?

Das Recht der Menschheit, das, was wir denken, auch andern hier mitzutheilen, hat man lange Zeit her streitig machen wollen. Die erste Ursach zu dieser Tirannei lag warlich in Unwissenheit, denn da verwirft man jedes Neue und Befremdende am geschwindesten. So ists noch in Portugall, Spanien, der Türkei, zum Theil in Italien, und auch noch in vielen deutschen Provinzen, wie z. B. Baiern. **Friedrichs** Werk ist, daß Denkfreiheit gilt, und daß sie nicht einmal mehr blos Gütigkeit des Monarchen, sondern als Recht und Glück der Menschheit angesehen wird. Wäre der grosse König weniger mit Gelehrsamkeit und den Mitteln zum Fortgang menschlicher Vollkommenheiten bekannt gewesen, er hätte nimmermehr diese Freiheit gegeben. Er wuste sehr wohl zu unterscheiden, was gelehrter Streit, unausgemachte Meinung, Wortgezänk, Wahrheitsforschen, oder Störung der bürgerlichen Ordnung und Beleidigung der Mitmenschen und des höchsten Wesens war. „Die

„Meinungen in der Gelehrtenrepublik sind frei, sagte „Friedrich; der eine sieht den Gegenstand aus diesem, „der andre aus jenem Gesichtspunkt an.„ Dieß sagen zu können, konnte ihm das Recht der Gelehrsamkeit nicht fremd seyn. Er that aber noch mehr. Er begünstigte die Ausbreitung d r Gelehrsamkeit aufs stärkste. Seine Unterthanen konnten Bücher lesen, welche sie wollten. In unsern Landen war kein eingeschränkter Buchhandel, keine Visitation der Bücher aus dem Auslande, und dergleichen mehr. Nur ein selbstgelehrter Monarch durchdringt dieß Bedürfniß der Menschen, die er weiser und besser machen will, und schenkt ihnen eine solche ädle Freiheit. Ein beliebter Volksschriftsteller spricht über diese Wohlthat, die Friedrich seinen Landen gab, also: „Friedrichs Königreich glich, als er es antrat, einem „Gebäude, welches zwar einen grossen Raum in sich „faßt, dem es aber am gehörigen Licht gebrach. Er zün„dete die Fackel der wahren Aufklärung an. Denkkraft „und Preßfreiheit wandelten im preußischen Gebiet ver„traut mit einander. Es fehlte aber auch nicht an Leu„ten, die die Gränzen dieses ädlen Gegenstandes muth„willig überschritten, und die herrlichen Rechte der Ma„jestät, der Religion, und des guten Namens ihrer Mit„bürger unter dem Vorwande der Religion angriffen. „Friedrich der Einzige übersah es entweder mit philo-

„sophischer Großmuth, oder er schränkte es in einzelnen „Fällen mit grosser Weisheit ein.„

Weil er so gelehrt war, so erstreckte sich seine Aufmunterung auch nur auf wirkliche gelehrte Männer aus allen Sprachen und Zungen. Da blieb wohl mancher, der sich für gelehrt hielt, sitzen; da konnte der Monarch auch ohnmöglich allen Gnüge thun. Waren aber die Männer, die er ehrte, belohnte und ermunterte, nicht in der That Leute von entschiedenen Verdiensten? und diese Verdienste zu entscheiden, muste er auch gewiß für sich gelehrt seyn. Wer wird einem Fürsten zumuthen, ein weitläuftig, langweilig Buch mit vielen gelehrten Zurüstungen durchzulesen. Aber Kürze, Deutlichkeit und Bestimmtheit, die ihn sogleich in Kenntniß der Sache setzt, eine lichtvolle Sprache, die nirgends verlegen ist, wie sie sich ausdrücken soll, oft mehr sagt, als so auf den ersten Blick scheint: diese Eigenschaften machen einem Fürsten ein Buch lesbar. Es muß selbst nett, rein und sauber gedruckt seyn. Dergleichen Bücher kamen von Deutschen dem König sehr selten zu Gesichte, öfter von Franzosen. Deswegen blieb sein Herz zu jenen überwiegend. Er suchte sie seinen Staaten zuzuziehen, und verwendete den beträchtlichsten Theil seiner Aufmunterungen auf Männer, deren Schriften er schäzte. Es sei nun dieß Deutschen oder Ausländern geschehen, so war doch

diese Aufmunterung eine Folge seiner gelehrten Kenntnisse, die ihn gelehrte Männer zu schäzen bewog. Hieß er aber nicht unsern gelehrten Schlesier, den Philosoph Garve selbst, die Bücher Ciceros von den Pflichten, übersetzen? munterte er ihn nicht dazu auf? Welche veränderte Gestalt hat seit Friedrichs Regierung die Gottesgelehrsamkeit, die Weltweisheit, die Rechtswissenschaft, Naturkunde, Medizin und alle Wissenschaften genommen? War er nicht Beförderer und Hersteller der in der ganzen Welt bekannten Berliner Akademie der Wissenschaften? Und wenn wir aus allem dem gesagten unpartheiisch schliessen, so konnte dieß der Monarch alles nur in dem Grade thun, wie er es gethan hat, weil er selbst gelehrt war. Laßt ihn immer Männer aus fremden Landen berufen haben, sein Volk zu erleuchten und zu bessern. Verdient er deswegen weniger Achtung, weil er unter seinen Unterthanen nicht die Leute fand, die er dazu brauchte? Lambert, Sulzer, Maupertuis, Bernoulli, Denina, und wie könnte ich die gelehrten Ausländer alle herschreiben, haben jeder das Seinige zur Erleuchtung von ganz Europa beigetragen. War Friedrich nicht der gelehrte Mann, so hätte er die Rollins, Algarotti, d'Alembert, d'Argens, Voltaire ꝛc. nimmermehr geschäzt.

Diese

Diese auf langes Forschen gegründete Neigung zu den Wissenschaften schämt er sich auch gar nicht zu bekennen. Er schreibt dem Marquis d'Argens ganz richtig: „Ich beschäftige mich vielmehr als jemals mit der Dicht„kunst und mit allen Theilen der Wissenschaften, die den „Verstand schmücken und aufklären können; sie werden „das Steckenpferd meines Alters seyn, woran ich euch „so lange vergnügen werde, bis meine Lampe erlöscht. „Diese Wissenschaften machen den Geist sanft, und ver„ursachen, daß das Herbe der Rache, die Härte der Stra„fen, kurz alles Strenge der unumschränkten Gewalt, „durch eine Mischung von Philosophie und Nachsicht ge„mildert wird, welche nöthig ist, wenn man Menschen „beherrscht, die nicht vollkommen sind, und wenn man „es selbst nicht ist.„

Wie sehr ihm Gelehrsamkeit am Herzen lag, beweist ein Brief an Voltaire, den er noch in Ruppin den 6ten Julii 1737. schrieb. „Ich sehe„ schrieb er mit Thränen in den Augen, „daß Gelehrsamkeit von uns flieht, „und daß Unwissenheit und Barbarei der Sitten sich ihre „Stelle zueignen.„ Als ein selbst gelehrter Fürst vermehrte er auch die öffentliche königl. Bibliothek, und gab dazu ansehnliche Summen her, ließ sie auch in die bekannten prächtigen Gebäude bringen u. s. w.

# Neunte Abtheilung.

## Friedrich, ein Mann von sehr gutem, feinem Geschmack.

Wer den grossen Monarch blos von seiner Aussenseite ansah, der wird sich freilich schwer überreden können, daß er ein Mann von Geschmack gewesen sei. Sein Anzug war, wie bekannt, äusserst nachläßig, sein Privatleben so einfach, daß wohl kein Fürst jemals so wenig Pracht und schimmernde Grösse gezeigt hat, als er. Aber so, wie man sich im gemeinen Leben wirklich betrügt, wenn man nur blos aufs Aeussere sieht, so würde es ein grosser Irrthum seyn, wenn man Friedrich dem Grossen den guten Geschmack absprechen wollte, weil er sich selbst in seinem Briefe an den römischen Kaiser den 14ten April 1775. einen alten Soldat nennt.

Wäre meine Schrift, wie ich anfänglich dachte, blos in den Händen meiner Brüder aus der eigentlichen Volksklasse geblieben, so würde ich diesen sonst auch nicht zu verwerfenden Zug an diesem grossen König übergehen. Weil aber auch weitsehendere und mit mehr Dingen bekannte Leser die Zahl meines Publikums so ansehnlich vermehrt haben, so bin ich auch diesem schäzbaren Theil von Friedrichs Verehrern schuldig, ein paar Schritte

über die Gränzen meiner Volksschrift zu thun. Es ist nicht leicht, eine anschauende und bestimmte Beschreibung des guten Geschmacks zu geben. Da er keine rechte vestgesetzte Regeln hat und haben kan; da er der Veränderung mit dem fortrückenden Zeitalter zum Theil unterworfen ist; da er auf einem Gefühl von Empfindungen beruht, und da man über die Grundbegriffe des Schönen schwerlich ganz einig werden dürfte, so erschwert dieß alles die richtige Beschreibung des guten Geschmacks. Klingt es nicht zu einfältig, so würde ich ihn ganz kurz in eine Empfindung des wahren Schönen setzen. Ich fühle recht wohl, daß in dieser Beschreibung was fehlt; ich gestehe aber auch, daß alle Beschreibungen, selbst die Sulzersche nicht ausgenommen, zwar viel gelehrter klingen, und doch ebenfalls Dunkelheit und Einwürfe übrig lassen.

Der gute Geschmack ist zwar auf Geisteskraft gegründet, er kan in einem ganz ungebildeten Menschen nicht seyn; allein er hats auch mit sinnlichen Gegenständen zu thun. Er ist nicht bloßes Wohlgefallen am Nüzlichen und Vortheilbringenden, sondern auch mehr am Schönen und Gefälligen. Er füllt freilich zuerst das Herz, aber er vergnügt auch Augen und Ohren. Er kan Lieblingsneigungen befriedigen, muß aber doch, wenn er in der That gut ist, nicht Grillen vor Schönheit, un

Prunk vor Zierrath ansehn. Ein Mann von Geschmack zeigt ihn, wenn er spricht und wenn er schreibt. Er zeigt ihn aber da nicht allein, sondern er hat noch viele andre Gegenstände, auf die er aufmerksam ist, weil sein guter Geschmack ihn zu einer gewissen sorgfältigen Auswahl bestimmt. So kleidet er sich nicht wie ein Stutzer, aber mit einer unverkennbaren Art von Ueberlegung. Er zieht die Schriften guter Köpfe den schalen Mißgeburten allemal vor; aber sein guter Geschmack ordnet auch seine Wohnungen, und regelt ihre Verzierung. Es beschäftiget ihn das Ernsthafte, Gründliche so wohl, wie das Angenehme und Vergnügende, und in seinem Vergnügen leuchtet sein Geschmack eben so gut hervor, als in seinen Arbeiten. Er findet das Kleinliche widrig, das blos Schimmernde unedel, und was blos ohne wahren Werth blendet, wird ihm nie reizend. Die Natur giebt den Saamen des guten Geschmacks her, Uebung muß ihn in die Höhe bringen. Die Grundsätze jeder Kunst, wobei es auf Geschmack ankommt, vestzusetzen, ist Sache der Philosophie. Wie das alles verbunden oder getrennt bestehen kan, läßt sich nicht so in der Kürze beschreiben.

Ich kan allerdings diese Materie nicht erschöpfen, und ich muß meine Leser hier vorzüglich um gütige Nachsicht bitten. Der gute Geschmack unsers unsterblichen **Friedrichs** zeigte sich nach meinen Gedanken in seinen

Schrif-

Schriften, in seinen Bauen, in seinen Schlössern, in seinen Vergnügen, kurz überall, wo man guten Geschmack erkennen kan. Sein Anzug machte die einzige Ausnahme, er war mehr philosophisch als schön, und in demselben verrieth der Regent, daß grade dieser Theil des guten Geschmacks ihm urwichtig war.

Jeder Mensch hat seine Eigenheiten, und es ist doch eine sehr geringe Sache, wenn der Monarch, der sonst in allem groß ist, auch nicht im Staatsrock, sondern in der alten ihm liebern und bequemern Uniform, und in runzlichen auch wohl gar nicht gewixten Stiefeln einhergeht. Es wäre überflüßig, weitläuftig aus seinen Schriften darzuthun, welche starke Zeugnisse sie vor seinen guten Geschmack geben. Seine Gedichte, Briefe und andere Werke sind nicht blos mit einer Stärke des Geistes geschrieben, sondern sie sind voll feiner Wendundungen, witziger Einfälle und voll eines zierlichen Schmucks, der am rechten Orte angebracht, ihren Verfasser als den Schriftsteller bekannt macht, der wohl weiß, was im Schreiben guter Geschmack heißt. Wenn er sich über diesen und jenen Freund lustig macht, so thut er dieß gewiß in einer so zierlichen Manier, daß man auch im bittern Spott guten Geschmack findet. Eben so geschmackvoll sind die Ausdrücke in seinem Lobe. Es liegt oft in kurzen Worten eine so feine Schmeichelei,

auf welche der Mann, dem er das schrieb, stolz zu seyn Ursach hatte. So gab er seine Geschenke mit einer so guten Art, daß diese das Geschenke wirklich werther und kostbarer machte. Auch dabei kan man guten Geschmack zeigen, sowohl in der Wahl der Gaben, als auch in der Weise, wie man giebt. Nur ein Beispiel aus der grossen Menge mag meine Angabe unterstützen. Friedrich hatte seinem Freund Guischard, (dem er den Nahmen Quintus Icilius gab) im Leben gar nicht zu viel gegeben. Er kaufte von seiner Wittwe die Bibliothek des Verstorbenen um eine viel grössere Summe als sie wirklich werth war. Man darf nur die treflichen Palläste ansehen, welche der geschmackvolle Monarch erbauen ließ, so wird jedem sein richtig Gefühl für das Schöne und Erhabene in die Augen fallen. Ich nenne darunter nur das Opernhaus in Berlin, den dasigen Kadettenhof, die Königs- und Spandauerbrücke, die Flügel am Charite-Hause, das Invalidenhaus, die Gewehrfabrick, das große Waisenhaus, und fast ganz Potsdam, sein Sanssouci mit seinen Nebengebäuden, das neue Pallais. Alles wurde nach seiner Angabe und Sinn so prächtig aufgeführt, als es jezt zur Bewunderung der Welt dasteht. Mehrere Privatgebäude, Kirchen und andre Baue waren in soferne auch Werke seines Geschmacks, als entweder Geist und Anordnung von ihm erst durchgesehen worden,

oder

oder als ihre Erbauer, den Geschmack Friedrichs nachzuahmen, Sinn und Vermögen hatten. Schon König Friedrich I. hatte, da er Pracht liebte, viele Baumeister und Künstler nach Berlin gezogen. Er bezahlte königlich, und seine Baue hatten auch schon Geschmack. Der König Friedrich Wilhelm war anfänglich sehr sparsam, sobald er aber die Landesschulden getilgt hatte, und Geld in Kassen war, so fing er auch an zu bauen. Als Friedrich der Einzige zur Regierung kam, so hoben alle schöne Künste ihr Haupt empor, denn er war Liebhaber und Kenner zugleich. Durch sein Beispiel verbreitete sich der gute Geschmack in der Hauptstadt und in allen Staaten des Königreichs aus. Es ist fast allgemein angenommen, daß man in keinem Lande der Welt in einem höhern reinen Styl bauet, als in Italien. Der Geist der Römer ist in dieser Kenntniß auf ihre Nachkommen fortgeerbt, und Friedrich würde gewiß diese Bauart nicht vorzüglich gefunden haben, wenn's ihm nicht sein guter Geschmack, der hohe Dinge empfindet, lehrte. Das ungekünstelte und doch edle, in die Augen fallende, und doch nicht mit Verzierungen überladne, erhebt die Baukunst der Römer in unsern Zeiten am vorzüglichsten. Sie ist auch hierin so einzig, wie sie schon im Alterthume die Griechen übertraf. Unser grosser Monarch studirte oft die Risse und Zeichnungen von treflichen römischen

Häu-

Häusern, und er ließ meist in der Art bauen, daß Anlage und innere Einrichtung freilich nach deren Bedürfniß und Bequemlichkeit geordnet wurde, daß aber Stirnwand und Zierrathen in einem ächten vorzüglichen Geschmack ausgeführt werden muste, z. B. das Portal der Nikolaikirche in Potsdam nach dem Muster der Kirche zu Maria Maggiore in Rom; die Predigerhäuser dabei nach dem Pallast des Kardinal Quirini; das Rathhaus nach dem Modell des Amsterdamer; andre Häuser nach den Ideen des berühmten Palladio; das Hillersche Haus in Potsdam ist die Nachahmung des königlichen Schlosses Whitehall in England. Das Brandenburger Thor in Potsdam gab der Monarch auch selbst an: es ist der Trojanische Triumphbogen in Rom. Boumann, Unger, die Naumänner, Gontard und Dietrichs führten den grösten Theil seiner königlichen Baue.

Ich muß hier meine Leser auf die vortreflichen Beschreibungen derer Herren Nikolai, Oestreich und Salzmann, und auf die herrlichen Kupferstiche des Herrn Schenen und anderer verweisen. Nur von Sanssouci und dem neuen Palais will ich mir ein paar Worte erlauben.

Sanssouci, Friedrichs Lieblingswohnsitz, baute der Monarch auf eine kleine Anhöhe, nur einen Stock oder Geschoß hoch, auf ebene Erde; 36 Lastträgerinnen

von

von übernatürlicher Grösse tragen das Gesimse, und 33 Vasen und 6 Kindergruppen stehen auf dem Geländer des Dachs. Die Fenster sind von Spiegelglas. So königlich sieht die Vorderseite aus, und in gleichem Verhältniß sind die übrigen. Gegen Abend und Morgen erblickt man ein Wäldchen von Birken, Tannen, Akazien und mancherlei ausländischen Bäumen; in jedem einen halben Sallon mit sechs römischen Brustbildern von Kaisern, in übernatürlicher Grösse; ein Kabinet und eine Bogenlaube, vor welcher Brustbilder und Vasen von Porzellän stehen. Von hinten schließt das Schloß ein halber Zirkel von zwei Reihen geriffelter korinthischer Säulen, die oben bedeckt und mit Vasen und Kindergruppen besetzt sind, zwischen welchen auch im Sommer grosse Kasten mit Lorbeerbäumen stehen. Hier hat man eine von der Natur und Kunst geöfnete Aussicht in das Havelland, nach einigen Dörfern, auf den Ruinenberg, (auf welchem die Ruinen um ein Wasserbecken ganz eigentlich erbauet worden sind) auf den chinesischen Thurm und nach Belvedere. Friedrichs grosser Baumeister, ein Herr von Knobelsdorf, hat nach dem Sinn des Monarchen diese schöne Sommerwohnung des weisen Friedrichs angelegt. Boumann der Vater und Dietrichs waren mit noch ein paar weniger berühmten seine Gehülfen.

Das

Das neue Palais scheint nicht allen Kunstkennern so gefallen zu wollen. Niemand läugnet, daß es eines der prächtigsten königlichen Lustschlösser in Europa ist, aber man hat behaupten wollen, daß der König hier von dem ganz reinen Geschmack etwas abgewichen sei. Man sieht daran nirgends ein grosses Eingangsthor und keine Treppen. Das ganze Gebäude hat nur Fensterthüren, und die Treppen liegen versteckt. Das Dach wird, wie ein alter Tempel, von einer Kuppel bekrönt. Es hat einen Vorsprung und zwei grosse Seitenflügel. Mit Köpfen, Statuen und Gruppen ist es sehr reich verziert, und alles nimmt sich prächtig aus. *Nur von aussen zählt* Salzmann über dreihundert Bildsäulen. Welche königliche Pracht mit dem höchsten Geschmack vereinigt in den Zimmern dieser Schlösser herrscht, kan ich meinen Lesern nicht hieher schreiben, aber es ist werth, bei Nikolai im 3ten Theil seiner Beschreibung (nach der 3ten Auflage) gelesen zu werden.

Es haben andere Fürsten der Erde gewiß auch kostbare Schlösser, aber Friedrich bauete diese beiden nach seinem Geschmacke. Sollte er nicht auszeichnend Gefühl für das Schöne und Erhabne gehabt haben? Wie er auch das Schloß zu Potsdam verschönert hat, davon muß man ebenfalls den treflichen Beschreiber Hrn. Nikolai nachlesen.

Er

Er war auch noch ein grosser Kenner der Mahlerei und Bildhauerkunst. Nie kaufte er Gemählde auf die bloße Empfehlung anderer, die sich für Kenner ausgaben. Nie ließ er eine Bildsäule aufstellen, ohne vorher ihren Meister und das Meisterstück sorgfältig geprüft zu haben. Die Säle in seinen Schlössern waren von den grösten Mahlern gemahlt, mit in- und ausländischem Marmor ausgelegt, die Zimmer prächtig tapezirt, mit kostbarem und geschmackvollem Geräthe, Kaminen, Kronenleuchtern, Tischen, Stühlen u. s. w. gefüllt. Ueberall war Pracht, Uebereinstimmung und geschmackvolle Auswahl. Rhode, Frisch, Vanlo, Theerbusch ꝛc. mahlten seine Schlösser. Hoppenhaupt der jüngere zeichnete und gab Zierrathen an. Sartori, Merk, Naenz, Kambly ꝛc. lieferten Gipsarbeiten. Stahl, Meier, Schulz, Bettkober, Sliena, Charpentier, Heimüller, Pigalle, Tassort und Poppenhoven arbeiteten für Friedrichs Schlösser und Gärte trefliche Statuen und Vasen. Giese, Ebenhaupt ꝛc. thaten das nemliche aus Metall, welches reich vergoldet wurde. Die Manufakturen der Herren Girard, Michelet und andrer verfertigten die kostbaren Stoffe zu Tapeten, und Heynitschek verstand des Königs delikaten Geschmack zu befriedigen. Colonna zu Potsdam und Spindler zu Baireuth machten Tische und Kommoden mit Silber, Agat, Chrysopras ꝛc. ausgelegt,

und Blumenstücke in die Zimmer, die sie austäfeln mußten. In seinen Schlössern ist viel schlesischer Marmor, auch etliche prächtige Tische von schlesischem Chrysopas.

Friedrich hatte vor sich eine nicht zu zahlreiche Bildergallerie. Ich zähle nur 170, nach Büsching, (siehe seine Reise nach Rekahn) nach Nikolai 178 Gemälde, die man in Potsdam zur Gallerie rechnet. (Die Gemälde-Gallerie im Schloß zu Berlin, welche über 700 Stück enthält, rechne ich nicht hieher; sie ist nicht Friedrichs Werk, sondern meist ein Nachlaß seiner Vorfahren.) Aber das sind auch fast entschiedene Meisterwerke von Rubens, von Dyk, Rembrand, Giulio Romano, Maratti, Coreggio, Giordano, Cellesti, Zampieri, da Vinezi, Guercino, Tiziano, Sarto, Sanzi, Carrazzi, Guido, Rein, Albani, Paolo Veronese Battoni, Poustin, Spaniolett, van der Werff, le Sueur u. s. w. Seine Zimmer zeigten noch eine andre Auswahl der vortreflichsten Gemählde. In Sanssouci fand man besonders die Gemälde von Pesne, Carypel, Watteau, Boulogne, Roux, Paterre, Silvester, Lenkert, Lievens, la Tour de Troy, Zuccavelly, du Bois, Kanalette, Marieschi, Pamimi und von Knobelsdorf. Im neuen Palais hingen theure Mosaiken, und die Meisterstücke von Battoni, Wigmanna, Houndhorst, Dietrich, Dufresnoy, Vasari, Cortone, Trevisani, Tinteretto, Domi-

nichino,

vichino, Liberi, Jordanes, Solimene, Ricci, van der Meulen, le Moine, Limborch, le Brün, Cagliari, Frisch, Loiresse, Rothenhammer, Veuet, Restout, Pierre Ruggieri, Seuter u. s. w.

Entschuldigt, liebe Leser, denen zum Theil diese Namen fremd sind, daß ich sie hieher setzte. Es war mir darum zu thun, den Theil meiner Leser, der auch solche Sachen seiner Aufmerksamkeit würdiget, zu erinnern, daß der Fürst, der dieß alles selbst nach seiner Wahl sammlet, ein Mann von Geschmack seyn muß. Diesen abermaligen Zug seines grossen Geistes äußerte er auch in den Plätzen, die er seinen Statüen gab. Alles stund am rechten schicklichen Ort, und die Säulen selbst waren, wenn gleich nicht stets Werke griechischer und römischer Bildhauer, doch stets ädle Werke der Künstler aus allerlei Zeitaltern und aus allerlei Völkern. Er kaufte die vortrefliche Sammlung der Alterthümer des Kardinals Polignak. In seinem sogenannten Antikentempel steht ein grosser Theil derselben, so wie dieser Tempel auch einen Schatz von kostbaren alten geschliffenen Steinen enthält. Diese Sammlung übertrift alle ähnliche Werke von der Art in Europa, und Friedrich hat sie gekauft! So erhielt er auch viele kostbare Stücke aus der Sammlung des Kardinals Paßionei. Zeugniß genug vor seinen guten Geschmack!

Die Gärte des grossen Königs standen freilich denen zu Versailles und andern mehr weit nach, wenn man auf das Gekünstelte und Geschnörkelte sieht. Sie hatten aber auch ihren eigenen Werth; denn auch hier sah man den Monarch von gutem Geschmack, bis zur letzten Bedeutung dieses Ausdrucks. Krutisch und Sello stunden den Gärten so vor, daß sie dem Monarch aus denselben zu allen Jahreszeiten die edelsten, ausgesuchtesten ausländischen Früchte lieferten. Die Gärte prangten mit den grösten Treib- und Orangeriehäusern; die vielen Mauern, durch welche Abstufungen gemacht worden, (Terrassen) waren mit Weinstöcken belegt, und die vollkommenste Gärtnerkunst bot alle ihre Vortheile hier auf, um dem Klima unsrer Gegend Gewächse in solcher Vollkommenheit abzuzwingen, wie sie sie in mildern Himmelsgegenden schon freiwillig giebt. Aber der Fürst hatte doch nicht lediglich nur vor den Geschmack seiner Zunge gesorgt, sondern in seinen Gärten waren allerdings auch angenehme Spaziergänge. Bei Sanssouci ist ein obgleich kleiner, doch sehr lieber Lustwald, voll natürlicher und künstlicher Schönheiten, mit Statüen, Vasen, Wasserbecken und andern Werken des Geschmacks ꝛc.

Ohnerachtet er aus den Gartenpartien nicht gar viel machte, so litt er sie doch, und so viel er deren litt, sowohl von Grotten, als Blumen und Schnittwerk, so

war

war gewiß alles geschmackvoll. Die Felder mit Perlmutterschalen, Bergkristall ꝛc. ausgelegt, die Grotten mit kleinen Wassersprüngen erfrischt, die Blumenstöcke mit dem Flor der Harlemer und Leidner Blumisten besetzt, und die verschnittenen Figuren der Bäume nicht verschnitzelt, sondern ihrer jedesmaligen Absicht entsprechend.

Alles Kleinigkeiten gegen **Friedrichs** übrige Grösse, gar nichts, wenn er bloßer Zuschauer gewesen wäre! — Aber auch das hilft seine Grösse vollenden, weil er in allem groß war. Der Thiergarten in Berlin, ein herrlicher öffentlicher Lustort, ist in seiner lezigen Schönheit ganz **Friedrichs** Werk. Seine ganze Anlage zeigt den Monarch von gutem Geschmack.

**Friedrichs** gröstes, fast einziges Vergnügen (ausser jenen höhern Freuden, die seine Seele allein schmeckte,) an welchem die dem Menschen anerschafne Sinnlichkeit Theil nahm, war die Musik. Hier zeigte er seinen guten Geschmack in vollem Licht. Das war schon, wie wir wissen, für ihn Erholung, da er noch Kronprinz war. Unter der Regierung der Auguste hatte der Dreßdner Hof den allgemeinen Namen, daß seine Oper die glänzendste in Europa sei. Unserm Monarch wars nicht um bloßen Glanz, Theaterpracht und Verwendung ungeheurer Summen auf Maschinenwerke zu thun. So

 viel

viel, als die Oper davon erfordert, konnte er auch nicht weglassen. Aber er betrachtete dieses grosse Schauspiel von der rechten Seite, nemlich nach seinem musikalischen Werth. Was das Auge dabei entzückt, überließ er kleinen Geistern; für ihn war der Wohlklang der Instrumente und des Gesangs eigentlich Vergnügen, und zwar ein Vergnügen, worinn sein guter Geschmack viel forderte. Deutschland hatte, da **Friedrich** die Regierung antrat, noch nicht viel grosse Tonkünstler, und ich weiß nicht, ob ichs wagen darf, zu behaupten, daß wir iezt erst mit den Italiänern zu wetteifern anfangen. Wenigstens fehlte es uns damals an solchen Sängern, die dem Monarch Gnüge thaten; *und welche deutsche Kehle* hat den Gesang unsrer einzigen Mara noch bis iezt erreicht? Außer dem prächtigen Gebäude, welches unser grosser König dazu erbaute, sorgte er, die italiänische Kunst in sein Vaterland überzutragen. Knobelsdorf und Karl Heinrich Graun musten beide nach Italien. Ersterer, seine schon grossen Kenntnisse in der Baukunst in der Baukunst auszubilden, Letzterer, um die Musik vollendet zu studiren. Nun sezte er als König seine Kapelle zusammen. Da spielten Franz Benda, seine Brüder Johann und Joseph, Ehms, Schardt, Blume, Seiffert und Jvan die Violine, Bach (Emanuel) und Quanz, Lindner und Ried die Flöte; Hock, Mara und

Grauel

Grauel das Schello; Gleschke, Döbert bliessen Oboe, und Mengis das Waldhorn. Graun brachte aus Italien Gasparini, Farinella und Lorio als Sängerinnen, Santorli, Briulzi, Mariotti, Penetti und Mazzanti als Sänger mit. So war **Friedrichs** erstes Chor von Musikern. Porporino, Paulino und die Molterni, nachher Salimbeni und Romani ersetzten den Abgang einiger von den erstern. Bald (1748.) kam die grosse Sängerin Astroua in **Friedrichs** Kapelle. Es geschah auch etlichemal, daß dem einsichtsvollen Könige Sänger empfohlen wurden, die, wenn er sie gehört, folglich geprüft hatte, nicht seinen Beifall erhalten konnten, weil sie ihre Kunst nicht so groß machte, als es **Friedrichs** Kennerbeurtheilung erwartete. So gings z. B. dem Carestini. In nachmaligen Jahren hatte er die grossen Musiker Agrikola, Luini, Tosani, Bartholdi und Coli unter seinen Operisten. Manche dieser Männer gingen aus seinem Dienst, oft aus Eigensinn und Dünkel, oft weil sie sich für einen solchen Kenner nicht mehr trauten. Viele starben auch in **Friedrichs** Kapelle, wie z. B. Romani, den Graßi ersetzte. Conziliani ist zu bekannt, als daß er nicht eben so wohl, wie die unvergleichbare Mara, Reichard, Kirnberger, Hohn, Düport, Kannegiesser, Bachmann und mehrere Zeugen geben sollten, daß der König durch den Aufwand, den er auf die Unter-

haltung solcher Künstler machte, (fast den einzigen, den er zu irgend einem Vergnügen für seine Person wollte) ein Regent von sehr gutem Geschmack war. Ist der Sinn für ädle ächte Musiker nicht unendlich schäzbarer, als wenn andre Fürsten grosse Kosten auf Jagden verwenden? am Spieltische halbe Provinzen verlieren? oder ihre Maitressen bereichern? — Man sagt, daß die Oper Koriolana nach ausdrücklicher Angabe und Vorschrift des Königs durch seinen damaligen Hofpoeten Villati gemacht worden sei, und die Poesie zur Oper Silla soll Friedrich seinem nachmaligen Hofpoeten Tagliazuchi französisch vorgeschrieben haben. Es ist erwiesen, daß er selbst Sinfonien, Arien und dergleichen setzte, daß er selbst sangbare Verse machte. Warum sollte dieß unwahrscheinlich seyn? Konnte er nicht sehr viel? — Der König schäzte auch die Tonsetzung eines Nichelmanns sehr, und dessen Oper, der Traum Scipios, erhielt Friedrichs Beifall.

Wo er ein Kunstwerk fand, das sein guter Geschmack treflich fand, so hatte der Künstler gewiß guten Verkauf. So kaufte er von dem Hofrath Bauer die vortrefliche Flötenuhr, die in seinem neuen Schloß steht: denn dieser Künstler fertigt sie so kunstreich und prächtig, daß 1784. die Kaiserin von Rußland, die ebenfalls

grosse

grosse Kennerin und Liebhaberin der Kunst, eine dergleichen vor 3000 Rubel erhielt.

Der König machte auch in der Porzellänfabrik Bestellungen nach seiner Angabe, welche immer den allerreinsten Geschmack des grossen Kunstkenners zeigten.

Liebe Leser, die ihr diese Abtheilung trocken findet, zürnet nicht! Ich muste um anderer willen auch etwas davon sagen, daß Friedrich guten Geschmack hatte. Ich habe immer nur sehr wenig davon gesagt. Männern, für die das ist, wirds nur ein Wink seyn, sich dabei dieser Vollkommenheit Friedrichs aufs neue zu erinnern.

# Zehnte Abtheilung.

## Er war der gröste Feldherr seiner Zeit.

Ich komme nun zu einem Theile der Grösse des unsterblichen Königs, vor welchen ganz Europa nur eine Stimme hat. So allgemein ist noch keiner vor einen grossen Feldherrn anerkannt worden, als Er. Dieß unwidersprochne Urtheil über ihn liegt wohl schon selbst längst in allen meinen Lesern. Ich wünschte doch aber, daß es keiner von ihnen auf Hörensagen nachspräche, sondern zur ächten Verehrung eines so glorwürdigen Helden wie *Friedrich* war, gehört noch, daß man auch so gründlich als möglich weiß, warum man ihm seine Verdienste stehen läßt. Für den einsichtsvollen und erfahrnen Soldat darf ich dieß nicht schreiben, wohl aber für tausend Leser, die weder Gelegenheit noch Mittel gehabt haben, den grossen Kriegsmann in seiner Kunst näher kennen zu lernen. Man schließt aus seinen Thaten nicht unrichtig auf Kräfte und Geschicklichkeit. Es ist aber doch der Schluß noch vollendeter, wenn man auch voraus weiß, welche Kräfte, Kenntnisse und Erfahrungen erst dazu gehören, ehe man Heldenthaten ausführen kan. Für den Mann, der die Geschichte *Friedrichs* als Kenner und Patriot studirt hat, darf ich auch nicht schreiben,

aber

aber wohl für meine liebe Leser aus den Volksklassen, für die Friedrich Freiheit, Sicherheit und Ruhe erfocht, und die nicht immer bedenken, was es ihrem König an Leib und Seele kostete, ihnen ihr Schutz und Friedensbürge zu werden. Damit denke ich mich gerechtfertiget zu haben, warum ich auch diesen Zug aus Friedrichs grossem Charakter nicht weglasse.

Man kan nicht von einem einzelnen Siege, sondern von mehrern viel umfassenden Planen und rühmlich geendigten Kampagnen auf das Talent eines Feldherrn schliessen. Aber von Friedrich dem Einzigen galt doch wohl, was Vater Gleim singt:

Völkerschaaren flohen
Wie Hornißschwärme
Vor der prasselnden Flamme.
Der geschafne Gedanke
Sprang in voller Rüstung aus Friedrichs Hirne,
Und ward zur That.

Friedrich der Grosse hat nicht nur seine Armee zur besten in Europa gemacht, sondern er hat dem ganzen Kriegswesen eine neue Richtung gegeben, dem andre Mächte nachzuahmen genöthiget wurden. Ich kan nicht läugnen, daß ich die stehenden Heere mit zu den Uebeln

dieser Welt zu zählen Ursach habe. Man muß aber die Welt so nehmen, wie sie ist, nicht wie sie seyn könnte. Es waren in den ältern Zeiten und etwan vor zweihundert Jahren noch dergleichen Heere nicht so nothwendig, wie iezt. Dazumal vertraten die Aufgebote durchs Land bei Kriegsgefahr ihre Stelle; der Adel mit seinen Lehnsträgern machten die Reuterei, seine Knechte und Unterthanen das Fußvolk aus. War die Kriegsnoth vorbei, so wurden auch diese Völker entlassen. Doch kamen Fälle vor, wo man noch andre auf Kosten des Landes anwerben muste, um dem Feind in der Anzahl gleich oder überlegen zu werden. Diese hiessen Söldner. Während der Zeit, da man sich mit solchen *Aufgeboten behalf*, hielten die Fürsten nur Leibwachen, Trabanten und Reisigen auf ihren Schlössern, und in etlichen wenigen vesten Plätzen etliche Kompagnien sogenannter Landesknechte. Erst 1627. ward in den brandenburgisch-preussischen Staaten der Anfang zu einem Kriegsheer gemacht, welcher der Stamm zu dem nachmaligen wurde. 1630. ließ der Kurfürst seine wenigen Soldaten zu den Schweden und Sachsen stoßen. Sie waren gleich montirt, welches damals ungewöhnlich war. 1638. da die Drangsal des dreißigjährigen Krieges ganz Deutschland drückte, bestand das Heer des Kurfürsten von Brandenburg aus 2900 Reutern und 8000 Infanteristen. Mit Mühe

waren

waren diese Leute zusammengebracht. Nachher wurden auch von diesem kleinen Heere noch viele abgedankt, und Kurfürst Wilhelm der Grosse legte die erste Grundlage zu unsrer iezt so furchtbaren Kriegsmacht. Friedrich der dritte hatte schon 44000 Mann. Der König Friedrich Wilhelm der Grosse hatte schon ein Heer von beinahe 80000 Mann wohl exerzirter und schöner Leute. Das ist etwas aus der kurzen Geschichte des preußischen Kriegsheers.

Nun trat Friedrich der Grosse an die Spitze dieser Armee, und wie er sich damit als den grösten Feldherrn seiner Zeit hervorthat, ist meine Absicht, iezt zu beweisen.

Der Mensch, aus dem ein grosser Feldherr werden kan, muß auch schon dazu körperliche Anlagen haben. Der Soldat bedarf Stärke des Leibes und Vestigkeit noch mehr, als ein andrer Geschäftsmann. Er war nur mittelmäßig groß, er hatte eine erhabene breite Brust. Auf seinem Gesicht lagen starke, ernsthafte Züge, die Augen voll Lebhaftigkeit, voll eignen Feuers, womit er seine Gemüthsbewegung stark und erschütternd ausdrücken konnte. In seiner Miene war meist Ernst und Strenge. Sein Gang war schnell und stolz. Auf dem Pferde saß er mit königlichem Anstande, im Alter etwas nachläßig. Seine Farbe war braunroth, wie ein Soldat, der Wind

und Wetter nie gescheut hat. Seine Stimme ganz einem Befehlshaber gemäß. So sah man schon im ersten Anblick den Held. Seine innere Beschaffenheit schien nichts weniger als stark zu seyn. Ein Körper, in dem Gicht steckt, ist nicht zum Soldatenleben der geschickteste. Aber seine wenige Schonung gewöhnte ihn an Kälte und Hitze, an Wohlleben und Mäßigkeit, an ein königlich Lager und an die Schlafstätte auf Stroh und auf bloßer Erde, im königlichen Schlafkabinet so gut, wie im Feldquartier und am Wachtfeuer seiner Grenadiere; in der stillen Ruhe seiner Schlösser, wie im Lager!

Welcher Monarch hat sich so zum *Helden* abgehärtet, wie **Friedrich**? Wie viel Menschen vertragen *die* Abwechselung, die **Friedrichs** Körper, anstatt ihn zu schwächen, bis zum Alter eines Greises erhielt. Er schlief, da er noch jünger war, sehr wenig. Ein paar Stündchen Ruhe, und er war wieder voll Thätigkeit. So gut und lecker wie er auch zu Hause speiste, so schlecht und recht machte er's damit im Felde. Auf körperlichen Putz und Schmuck hielt er, als ein alter Soldat, gar nichts, und in seinen Feldzügen achtete er keine Unbequemlichkeit seines Quartiers. Mochte es immer eine schlechte Hütte seyn, wenn sie nur nahe bei seinen Soldaten war. Das gehört alles zum ächten braven Soldat, es macht ihn aber noch lange nicht aus. Viel weniger

wird

wird man damit allein schon ein grosser Feldherr. Dazu ist eine wahre Entschlossenheit unentbehrlich. Auch dieses ist wohl zu unterscheiden von alle den tollkühnen Wagestücken, die manche Fürsten und Generale in ihren Feldzügen unternommen haben, und die Nachwelt deswegen erhebt, weil sie zum Glück einen guten Ausgang nehmen. Ich erinnere meine Leser, um mit meiner Schrift so viel möglich zum Ende zu eilen, hier an so viele Thatsachen, die ich schon erzählt habe, wodurch der grosse Held seine Entschlossenheit bewies. Sie war die Folge seiner grossen Geistesgegenwart. (S. Abtheilung 4.) Ja diese Stütze des Heldengeistes dehnte er sogar auf jenen berichtigten Vorsatz aus, sich lieber selbst aufzuopfern, als sich gefangen nehmen zu lassen. Wenn man voraussetzt, daß der Monarch nach seiner Philosophie, den Selbstmord von einer Seite ansah, wo er in gewissen Fällen zu entschuldigen seyn kan, so wird man auch zugeben, daß der Gedanke, daß er sich vergiften wollte, (den ich im zweiten Theil dieser Volsschrift noch bezweifelte, jezt aber, nachdem ich seine eigene Schriften sorgfältig gelesen, und mehrere Zeugnisse gesammelt habe, vor wahr stehen lassen muß) den höchsten Grad von Entschlossenheit bewies. Er sagt in seinem Kato von Utika: (S. Th. 7 seiner Werke d. U.) „Tausend Wege gehn „zum Tode hin. Geöfnet sind sie auch für mich, und einen

„nen wähl ich, weil ich muß. Wer Vaterland und „Freunde fallen sieht, und dann noch lebt, der ist ein „feiger Sklave; dem Edlern gebeut die Pflicht: Nun stirb.„ (Strehlen, den 1. Dezember 1761.) Eben so stark entdeckt er seinen Vorsatz in einem Briefe an Voltairen, in den Worten: „Nie werd ich den Augenblick „sehen, der mich nöthigen wird, einen nachtheiligen Frie„den zu schliessen, kein Bewegungsgrund wird so stark „seyn, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande „unterschreibe. Entweder laß ich mich unter den Rui„nen meines Vaterlandes vergraben, oder wenn dem „Geschick, das mich verfolgt, dieser Trost noch zu süß „seyn sollte, so werde ich einem Unglück zu entgehen wis„sen, wenn es nicht mehr möglich seyn wird, es zu tragen. „Ich sehe ohne Schrecken alles, was sich bereitet, mit „dem vesten Entschluß zu sterben, und ein Vaterland zu „retten„ Kein Mensch darf diesen Vorsatz Friedrichs zur Entschuldigung eines unbesonnenen Selbstmordes anwenden. Ich untersuche hier nicht, ob der Monarch recht that oder nicht, sondern ich denke nur, daß das, was bei andern Beweis ihrer Narrheit und Feigheit ist, weil von ihrem Schicksal nie so viel abhängt, als von dem Unglück eines Monarchen in Friedrichs Lage, bei dem grossen König Entschlossenheit war. Nächstdem trug bei ihm sein unerschrockener Heldenmuth viel bei,

daß

daß er Held werden konnte. Dieß widerspricht dem oben angeführten gar nicht. Er wollte das schreckliche Mittel, sich zu vergiften, gewiß nur auf den alleräußersten Fall. Ehe aber dieser äußerste Fall eintrat, gingen unnennbare Verlegenheiten vorher. Wie oft sich Friedrich in sollen mißlichen Umständen befand, lehrt die Geschichte seiner Kriege. Wiederholt, liebe Leser, euerm Andenken aus dem 2ten Theil dieser Volksschrift, die Kriegs-Jahre 1757. 62. Da stand er so unerschüttert da, daß ihn kein Verlust irre machte. Wäre sein Geist nicht mit wahrem Heldenmuth bewafnet gewesen, so müßte er nach mancher verlornen Schlacht, eingebüßtem Transporte, an seiner Seite erschossenem Generale, und besonders, nachdem fast alle seine Provinzen in den Händen seiner Feinde, und zum Theil von ihnen verheert waren, alle Fassung verlohren haben. Die behielt er immer, schonte keine Gefahr, achtete selbst das Bitten seiner Offiziere, sein kostbares Leben nicht so blos zu geben, selten, kommandirte mit einer Kaltblütigkeit unterm Kugelregen, und wich nirgends eher vom Flecke, wenn auch Kanonenkugeln um und neben ihm niederschlugen, auch wohl sein Pferd unter ihm erschossen hinstürzte, bis er seine dortige Absicht erreicht hatt.

Daß ihm immer dabei wohl gewesen, wird wohl niemand glauben, der nur etwas übersieht, wie gefährlich

es

es vor ihn aussah. Aber er hatte sich so in der Gewalt, daß er seinen tiefsten Kummer öffentlich verbarg. Welchen schädlichen Eindruck würde es auf die ganze Armee gemacht haben, wenn sich der Monarch niedergeschlagen und muthlos gezeigt hätte? Aber so einem alten Ziethen und andern braven Generalen ließ ers wohl merken, daß er nicht aus Blindheit tapfer, oder aus Unwissenheit kaltblütig war. Vor der Schlacht bei Torgau soll er besonders dem wackern Ziethen seine Besorgnisse entdeckt haben, und Ziethens Antwort folgende gewesen seyn: „Sire, Sie müssen nicht an der Hülfe Gottes verzweifeln; er hat uns so oft beigestanden, und wirds auch „heute thun. Ihre Soldaten sind voller Muth, und „werden diesen, wenn ihr König nicht heiter scheint, verlieren.„ Der Monarch nahm Ziethen am Arme, ging mit ihm ein paar Augenblicke bei Seite, und kam heiter und aufgeräumt wieder.

Unzählich sind die Beispiele, wo er ächten Heldenmuth zeigte, und ohne Muth kan auch wohl niemand ein grosser Feldherr seyn. Seine in der vierten Abtheilung beschriebene Gegenwart des Geistes beförderte auch wieder seine Tapferkeit und Muth, und verhinderte die Fehler mancher sonst auch braven Generale, welche durch die Ueberraschung eines Augenblicks, oder durch das Mißlingen eines Entwurfs sogleich zaghaft

werden.

werden. Sein Scharfsinn (s. Abtheilung 3.) half nicht minder den Heldensinn des Monarchen vollenden. Dem Scharfsinnigen erscheint die Gefahr nicht immer so riesenmäßig, als dem eingeschränkten Kopf: er hat schnelle und fast unerschöpfliche Mittel, durch welche er sich neue Aussichten schaft, und er faßt gleich den Ort, wo ihm seine Gegner etwan noch eine schwache Seite entgegenstellen, die er angreifen, sich damit Vortheile verschaffen, und erlittene Niederlagen vielleicht unschädlich machen, wohl am Ende noch für ihn Gewinn daraus ziehen kan. Ich darf auch nicht vergessen, daß des Monarchen tiefe Menschenkenntniß ihm auf der Laufbahn eines Feldherrn manchen sonst schweren Schritt erleichterte. Ein Feldherr kan nicht allein streiten und siegen, sondern er braucht eine ansehnliche Menge Menschen, die jeder nach seiner Bestimmung seine Anordnungen ausführen, seine Befehle ihren Absichten gemäß erfüllen, und das Einzelne durchsetzen, wozu ihnen ihre Befehlshaber Plane, Vollmacht und Unterricht geben. Der grosse König wuste ganz vortreflich, wie er seine Generale und Offiziere brauchen konnte. Wäre es ihm damit nie fehl gegangen, so hätte er nicht Mensch seyn müssen. Allein, wie wenig ist die Zahl der Personen, an denen er sich ganz irrte, gegen jene gerechnet, die den Posten, auf den er sie stellte, fürtreflich behaupteten?

Er flößte dem ungeheuren Körper des Soldatenstandes einen gewissen Ehrgeiz ein, der nur in der preußischen Armee gefunden wird, und den der grosse Kenner des Kriegswesens für so nothwendig achtete, daß er ihn auf alle Art unterhielt. Er wuste zu gut, daß das Beispiel des Anführers wirklich viel thut. Deßwegen war er allemal an der Spitze seines Heeres, oft beim Marsch im Vortrabe, beim Fouragiren und in der Schlacht nie versteckt, sondern auf alle den Stellen, wo seine Gegenwart fast den Soldaten begeisterte. Man sagt schon viel, daß ein König, der sein Heer selbst anführt, vor allen Feldherren voraus hat, aber man sagt nicht alles. Er muß, wenn es nutzen soll, in seinem Feldlager auch wirklich Feldherr, nicht blos König seyn. Er muß Kopf und Kraft mitbringen, wie **Friedrich**; er muß auch das veste, sichre, militärische Auge unsers Monarchen haben; Der Soldat folgt nicht blos dem Range und dem äußern Glanz, sondern Fähigkeit und Kräfte seines Anführers stärken sein Vertrauen mehr. Wer einige Begriffe hat, wie dem Anscheine nach kleine Sachen ins Grosse wirken, wird auch an dem tapfern König nicht übersehen, daß er sich ums geringste bekümmerte. Deswegen nahm er die Nachrichten der patrouillirenden Offiziere persönlich an, sprach mit Gefangnen und Ueberläufern, ließ sich mit Menschen allerlei Art in Gespräche ein, und fühlte

sich

sich durch manche gutherzige Rathschläge gemeiner Soldaten gar nicht beleidigt. Oft redete er mit den Reutern und Fußvölkern so herablassend, wie ein Kamerad mit dem andern, und diese Leutseligkeit gründete eine Anhänglichkeit an seine Person, die so oft sein ganzes Heer so muthig machte, weil es wuste, sein grosser **Friedrich** führt es an.

Urtheilt, liebe Leser, ob diese Entschlossenheit, dieser Muth, Scharfsinn, Gegenwart des Geistes, diese Menschenkenntniß, diese Sorgfalt, von dem Geringsten selbst unmittelbar unterrichtet zu seyn, diese Leutseligkeit, nicht den König zum eigentlichen grossen Feldherrn fähig machten Aber die Kriegskunst erfordert auch eigene Kenntnisse. Es ist eine Art von Wissenschaft. Hat sich ein General nicht in den Theilen derselben umgesehn, so wird er wohl ein klein Kommando führen, zur Noth einen braven Streich, der nicht ins Grosse geht, glücklich durchsetzen können; aber er ist noch kein grosser Feldherr. **Friedrich** hatte schon in seinen jüngern Jahren die Kriegskunst der Alten und Neuen gelesen und durchstudiret. Ihm waren die Grundsätze der griechischen und römischen Heerführer bekannt, und aus den Schriften neuer grosser Kriegsmänner, wie Türenne, Luxemburg, Villars, Eugen, Montekukuli u. s. w. zog er gewiß die ersten Grundlagen seiner Kriegskunst, die er

nachmals erweiterte, verbesserte, und fast eine neue Kriegswissenschaft schuf.

Die ganze Kriegskunst beschäftiget sich theils mit dem Heere an sich, und was zu seinem Gebrauch gehört, theils mit den Kenntnissen des Orts und der Art, wo und wie es streiten soll. Man nennt dieß mit zwei Kunstwörtern, Taktik und Strategie. Dabei muß der Feldherr auch die Geschüzkunst verstehen, um seine Artillerie mit Nachdruck zu benutzen. Endlich darf er auch kein Fremdling in den grossen Wissenschaften seyn, wie man Städte und Lager bevestigen, jene vertheidigen und einnehmen, und diese nach jedesmaligen Umständen weislich anlegen und den Feind aus ihnen herauslocken soll. Herr von Archenholz beschreibt die Taktik als die Wissenschaft, künstliche Stellungen, Bewegungen, Läger und Märsche anzuordnen. Sie lehrt die ungeheure Menge von Menschen, Pferden, Geschüz und Wagen zur Ordnung umschaffen. Sie zeigt die hohe Disziplin, die bei den Alten nur von den Römern, und in den neuern Zeiten nur von den Preussen und Brittischen Seetruppen vorzüglich ausgeübt worden ist. Sie lehrt die Mittel, wie Armeen gegen doppelt und dreifach stärkere mit Vortheil fechten können. Sie lehrt die Heerkörper formiren, bei deren Angriff der gröste Theil der feindlichen Schaaren unthätig bleiben muß, wo die Flügel der Armee durch

den schnellen Angriff (Chok) zum Weichen gebracht, auf den ruhigen Mittelpunkt geworfen werden, und hier alles wie ein Strom fortreißt, wodurch denn alle Vortheile von Uebermacht und Wuth vernichtet werden, und der Sieg gleichsam erzwungen wird. Sie lehrt zahllose Mittel, dem Feinde den Unterhalt zu erschweren, ihn wider seinen Willen zu Stellungen zu nöthigen, wo er zwischen Ströhmen, Wäldern, hohlen Wegen und Morästen eingesperrt, von Flüssen und Bedürfnissen abgeschnitten wird. Kurz, sie lehrt sich unaufhörliche Hülfsmittel verschaffen, alle sich ereignende Hindernisse überwinden, und dem Feinde ohne Unterlaß neue zu erzeugen. Verschiedene römische und griechische Feldherren verstanden diese Kunst in hohem Grade. Daher ihre grossen Siege über streitbare, muthige und ihnen an der Zahl überlegene Völker. In mittlern Zeiten kannte man sie so wenig, wie alle Künste. In neuern Zeiten studirte man sie, und zog sie aus dem Schutt hervor. Friedrich und Ferdinand wurden Meister. — So weit Herr von Archenholz. (S. Litteratur und Völkerkunde.)

Ganz Europa hält also Friedrich für den ersten Meister und Schöpfer einer neuen Taktik, und man kan glauben, daß auch diese Kunst ihre Vollkommenheit der Verbindung verdankt, welche der grosse Geist aus den Beispielen und Regeln der Alten mit den gegenwärtigen

Gebräuchen und Umständen zu machen weiß. Vor dem grossen Friedrich erhielt die Kriegskunst etwan in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, zu Zeiten Bernhard Duguesclins, eine Art von Entstehung. Von dieses Feldherrn Heerzügen bis zu Gustav Adolph und des Türenne Thaten rechnet man nicht weniger, als dreihundert Jahre. Seit der Zeit ist noch ein Jahrhundert verstrichen, ehe die Kriegskunst den Grad erreichte, den sie bei der Schlacht bei Lissa hatte. (S. des Abts Denina Brief an den König über die Fortschritte der Künste, den 8ten Jul. 1784.) Dieß sind doch ein paar gültige Zeugnisse, und unser General Warnery, der in seinem Werke über Friedrichs Feldzüge *nichts bemäntelt, dem grossen* König etliche Fehler vorwirft, erkennt auch, daß Friedrich von jeder Kriegswissenschaft so viel Kenntnisse gehabt hat, als noch keiner vor ihm. Andre Schriftsteller, (auch der österreichische Veteran in seinen Geständnissen Th. 2.) die über das preußische Kriegswesen geschrieben haben, stimmen damit überein, und was sie auch, ich kan nicht entscheiden, ob mit Recht oder Unrecht, tadeln, entkräftet doch niemals den Beweis, daß Friedrich auch deswegen ein sehr grosser Feldherr war, weil er die meisten zu dieser schweren Grösse erforderlichen Kenntnisse hatte. Ich will, so gut ich kan, (meisterhaft kan das nur der Mann, der selbst eine Armee geführt hat, nicht

einmal

einmal jeder Offizier) den geehrten Lesern doch noch sagen, worinn diese Kenntnisse des grösten Feldherrn seiner Zeit bestanden.

Mauvillon rechnet sehr viel zur Kriegswissenschaft, und eben weil viel dazu gehört, ist die Kunst groß, und ihre Erlernung bis zur Vollkommenheit das Werk eines vorzüglichen Geistes. Zur eigentlichen Taktik gehört die Kenntniß der Bestandtheile der Armee, sowohl nach ihrer Grösse, als auch nach der Art, wie sie fechten soll und kan. Friedrich übersah sehr wohl, daß er seinen Staaten ohne eine starke und wohl exerzirte Armee nie den Glanz geben konnte, zu dem er sie erhob. Deswegen vermehrte er seine Truppen so ansehnlich. Die Infanterieregimenter, die er nach und nach errichtete, sind Götzen, Prinz Ferdinand, Prinz von Preussen, Prinz Heinrich, Raumer, Wolframsdorf, Hager, Keniz, Erlach, Jung-Woldeck, Hanenfeld, Graf Anhalt, Pirch, Eckartsberg, Pfuhl, Wangenheim, Eichmann, Borg, Hanstein, Schwerin, Favrat, Bonin und Koschenbahr. (Die Leser werden die Veränderungen der Namen dieser Regimenter, die während des Abdrucks geschehen sind, leicht umändern können.) Ausser diesen noch verschiedene einzelne Bataillone, wie z. B. Troschke, und den Stamm der leichten Infanterie. Eben so vermehrte er die Reuterei nicht nur durch Ver-

stärkung der Schwadronen, sondern er errichtete noch das Guarde du Korps, die Dragonerregimenter von Tschirschky, von Kalkreuth, und die Husaren von Köhler, Prinz Eugen von Würtemberg, Gökingk, Gröling, Usedom, Golz, Wolky, die Bosniaken und beide Korps der Feldjäger. Von seinem Hochsel. Vater erhielt er nicht mehr, als zehn Kompagnien Feldartillerie, und etwan noch sechs, die er die Garnisonartillerie hieß. Friedrich der Grosse brachte dieß so nöthige Korps bis auf vier Regimenter. Alle diese Truppen machten mit den alten Regimentern ein Heer aus, welches so lange das furchtbarste seyn wird, als andre Mächte noch nicht im Stande sind, ihm vorzukommen. Ihre vortrefliche Kriegszucht ist der Grund ihrer noch unerreichten Stärke, und ihre Uebung, Geschwindigkeit und Muth ist ganz Friedrichs Werk. Die Infanterie marschirt ohngeziert, taktmäßig, ohne erst die Instrumente nöthig zu haben. Sie verengert und erweitert ihre Fronten mit einer unglaublichen Fertigkeit, wobei immer die von Friedrich erfundene schiefe Richtung zum Grunde liegt. Das Aufmarschiren der Kolonnen auf dem rechten und linken Flügel, wodurch die Macht auf den Ort gebracht wird, wohin man sie haben will, der schwächere Theil dem Streit entzogen wird, und auf einmal mit Nachdruck an der Stelle einbrechen kan, wo man sich am

schlech-

schlechtesten vertheidiget, ist ein preußisches Manövre, was nur aus Friedrichs Lehren zu der Vollkommenheit gebracht ist, die ganz Europa bewundert. Friedrichs Kavallerie ist so entschieden die beste geworden, die je auf der Welt im Kriegen bis iezt gedacht werden kan. Ihre Pferde sind so abgerichtet, als immer nur Thiere gelehrt werden können. Die Mannschaft hat hinlänglich bewiesen, daß sie ihren Dienst versteht, und der ganze Körper dieses Theils, die preußische Armee, ist hauptsächlich durch und nach dem siebenjährigen Kriege so respektabel worden, als sie durch einen Monarchen werden muste, der nichts sparte, sie groß zu machen. Ich will, liebe Leser, auch hier nicht weitläuftig werden. Ihr wißt, Friedrichs Truppen haben hinlänglich gezeigt, was sie sind; und könnten sie das seyn, wenn es ihr erster Feldherr nicht ganz verstanden hätte, was zu einer Armee, ihren Waffen, Bewegungen rc. gehört?

Daß die preußischen Soldaten immer brave Truppen waren, lehrt die Geschichte. Sie fochten dort am Rhein, an der Donau, Maas, Schelde und dem Po für Oesterreichs Ruhm, hatten grossen Antheil an den Siegen bei Höchstädt und Malplaquet. Der grosse Feldherr Eugen verdankte die gewonnene Schlacht vor Turin selbst denen durch den Fürst von Anhalt kommandirten preußischen Kriegern. (S. die militärischen Vorurtheile

S. 162.) Aber so ganz vor sich hatten sie sich noch nicht zeigen können. Friedrich der Einzige wuste den Geist seines Heeres als ein scharfsichtiger Feldherr vortreflich zu benutzen. Ein Feldherr muß das Lager vor seine Truppen so zu nehmen wissen, daß der Feind keinen Vortheil dadurch hat, oder ihn wohl'gar überfallen kan. Waren Friedrichs Lager in den gefährlichsten Gegenden nicht meist so sicher, daß die Feinde keinen Ueberfall wagten, und ihn gewiß auch bei Hochkirch nicht gewagt haben würden, wenn nicht eine Art Verrätherei mit im Spiel war. Bestimmte nicht Friedrich seinen Generalen so genau, wie sie sich postiren sollten? Uud wenn ihn der Feind auch manchmal *aus seiner Stellung* vertreiben konnte, so beweiset doch dieß noch nicht, daß er kein Lager zu nehmen wuste, Ist denn das Kriegsglück nicht durchaus unbeständig? Hängt nicht dabei von unvorhergesehenen Zufällen so viel ab? und müste der Feldherr nicht ganz allwissend und allmächtig seyn, wenn er sich jederzeit so lagern könnte, daß der Feind ihm nie etwas abgewinnen könnte? Bei allen solchen Betrachtungen muß man sich ans Allgemeine halten. Friedrich versäumte gewiß nicht Zeit und Ort, mit Klugheit und Vortheil fechten zu lassen. Auch diesen Theil der Kriegswissenschaft muß der Feldherr kennen. Er verschafte seiner Armee Bedürfniß, oft Ueberfluß. Dadurch bringt

er nicht allein den Feind in grosse Verlegenheit, weil er vor sich nichts mehr findet, sondern er deckt sich damit selbst. Aber er muß auch so fouragiren lassen, daß die Truppen nicht dabei verloren gehen, und dieß Fürnehmen Gelegenheit zu nachtheiligen Folgen giebt.

Auf alle Märsche muß der Feldherr sein vorzügliches Augenmerk richten. So wie der grosse **Friedrich** die vorigen Theile der Kriegswissenschaft studirt hatte, so bewies er auch, daß seine Bataillone so vortreflich abgerichtet waren, daß sie in unaussprechlich kurzer Zeit nach allen Seiten Fronte machen konnten, daß sie sich eben so schnell nach allen Seiten in Kolonnen setzten, in schiefer Richtung marschirten, und sich auf den ersten Befehl sogleich in Schlachtordnung stellten. Ich weiß wohl, daß Friedrich Wilhelm zu dem allen den Anfang machte; hat es aber **Friedrich** der Grosse nicht so vollendet, daß man ihm eine solche tiefe Kenntniß der Kriegswissenschaft zuschreiben muß, als sie nur ein sehr grosser Feldherr haben kan?

Noch bleibt dem Umfange dieser kriegerischen Kunst manches andre übrig, und auch da finde ich keine Lücken in den Kriegskenntnissen des Helden **Friedrichs**. Immer hatte er politische, ökonomische und militärische Kentniß von dem Lande, in welchem er Krieg führte. Er entwarf sehr weise Pläne, ob er angrifs- oder vertheidi-

gungs-

gungsweise handeln sollte; und ohnerachtet er den Angriff mehr liebte, als das blosse Vertheidigen, seine braven Preussen auch dazu mehr geneigt waren, als zum ermüdenden Zaudern, so beurtheilte er doch sehr gut Zeit, Ort und Umstände, wenn er angreifen und sich vertheidigen sollte. Daß er diese erstaunenswürdigen Pläne machte und ausführte, war eben das Werk eines grossen Feldherrn, und ein Beweis von seinen militärischen Kenntnissen und Einsichten. Wer kan läugnen, daß er auch wohl wuste, wie er seine Armee zusammensetzen sollte — aber konnte er in jenen schrecklichen Kriegen immer nach solchen Grundsätzen handeln? Er *stund mit* wenig Leuten gegen überlegne *Feindesmacht, und muste* oft aus Mangel der schicklichsten Truppen die ersten besten nehmen, und sie brauchen, so gut als sichs thun ließ. Daher kams, daß hier Reuterei, dort Fußvolk fehlte, und daß Regimenter einen Dienst thun musten, der ihrer Verfassung nach nicht vor sie war. Das war nicht Friedrichs Unwissenheit, sondern Noth des von allen Seiten geplagten Feldherrn. Aber auch bei diesen Unbequemlichkeiten wuste der grosse Friedrich einen unglaublich wirksamen Gebrauch von jeder Art seiner Truppen zu machen. Sich recht zu stellen, sich recht vor- und rückwärts in steter Verbindung zu bewegen, war ganz Sache des grossen Feldherrn Friedrichs. Flüße, hohle

Wege,

Wege, Gebirge und dergleichen mit Gewalt und List zu paßiren, zu vertheidigen, und einzunehmen, ist in seinen Feldzügen so vielmal von ihm geschehen, daß man allerdings wohl sieht, wie sehr dieser erfahrne General darauf Rücksicht nahm. Gewonnene und verlorne Schlachten haben euch, liebe Leser, wohl schon bewiesen, daß er im Glück und Unglück groß, Held, und immer ein Feldherr von ausgemachter Hoheit blieb. Wenn er seine Armee in Kantonirungs- und Winterquartiere verlegte, so geschah dieß stets mit solcher Ueberlegung, daß sein Feind nie einen beträchtlichen Vortheil daraus nehmen durfte. Wenn er sich nach einer fatalen Niederlage zurückziehen muste, so erstaunt noch die Nachwelt, mit welchem unbedeutendem Verlust dieß geschah. So war auch noch ein Zug seiner Feldherrngrösse, daß er die Vortheile der verstellten Märsche und Angriffe so vollkommen verstand. Es ist zu bekannt, wie oft er damit seinen Gegnern Feld und Sieg abgewonnen, als daß ich es erst weitläuftig nachholen dürfte. Er wuste meist mit ein paar Adjutanten und Generalen allein den wahren Plan, und die Armee folgte nur. So konnte wenig verrathen, wenig hintertrieben werden.

Ich weiß nicht, ob die Herren Recht haben, welche behaupten, daß er in der Wissenschaft, das grobe Geschüz recht zu brauchen, und in der Kunst, Vestungen anzule-

gen,

gen, zu vertheidigen und einzunehmen, nicht so groß gewesen sei, als in dem vorher erwähnten. Es kan seyn, daß darinn überhaupt die Franzosen weiter sind, als die Deutschen. Ich kan darüber auch in der That nichts gründliches bestimmen. Seine Feinde haben selbst sein Kanonenfeuer ein höllisch Feuer genannt. Er hat auch Vestungen eingenommen, welche durch geschickte Generale vertheidiget wurden; und wenn es wahr ist, daß der preußische Soldat lieber im Freien stritt, als in und aus Verschanzungen, so kan dieser Geist der Armee, den Friedrich nicht vor nöthig fand umzuändern, eine Ursach worden seyn, warum sich der grosse Feldherr nicht durch Angriffe und Vertheidigung vester Plätze so berühmt gemacht hat. Dabei kommandirte er auch nicht immer selbst, und es ist weit schwerer, den Kommendant einer Vestung im Auge zu haben und seine Handlungen zu ordnen, als den General im Lager. Es kan seyn, daß seine Artillerie noch einer grössern Vollkommenheit fähig ist; aber worinn diese bestehen soll, habe ich wohl einzeln erinnert, aber nirgends als ein übersehbares Ganze zusammengestellt, gelesen. Im ersten schlesischen Kriege nahm unser Monarch freilich die meisten schlesischen Vestungen gleichsam spielend ein, weil sie schlecht vertheidigt wurden. Die Eroberung von Prag 1744. dünkt mich, war schon ernsthafter. Aber im siebenjährigen Kriege, dächt'

ich

ich doch, wäre manche Vestung mit Ruhm erobert worden. Schweidniz nahm unser General Treskow 1758. nur mit 5000 Mann und zwei Minierkompagnien den Oesterreichern weg. Friedrich kam dabei selbst in die Laufgräben und disponirte alles. Allerdings gerieth 1761. dieser Hauptschlüssel von Schlesien durch Laudons Wagstück wieder in österreichische Hände. Daran war freilich unser Kommendant schuld — konnte aber Friedrich den Kommendant zu allen Stunden wachsam erhalten? Konnten die Oesterreicher ihre Beute nicht lange erhalten, sondern musten sie, nicht wie sie sie genommen hatten, bei Nacht und Nebel, sondern am hellen Tage durch eine förmliche Belagerung wieder abtreten. Friedrich drängte ihre grosse Armee Schritt vor Schritt von der Vestung weg, vereitelte jeden Versuch zum Entsatz der Belagerten, und nahm sie vor den Augen des Daunschen Heeres ein. Es währte freilich 63 Tage; wie schwach war aber auch sein Belagerungskorps, mehr als gegen 8000 tapfre Krieger in der Vestung. Ueberall war Friedrich hier zugegen, und ordnete das Ganze der Belagerung. Sollte er so wenig vom Belagern und Vestungseinnehmen verstanden haben, da die einsichtsvollen Guasko und Griboval die Einnahme nicht verhindern konnten? Ollmüz und Prag schien am meisten Gelegenheit gegeben zu haben, unserm Monarch diesen Theil der

Kennt-

Kenntnisse absprechen zu wollen. Sollte er aber nicht Gründe genug gehabt haben, die Prager Belagerung lieber durch Aushungern, als durch förmliche Angriffe zu betreiben? Unsre Batterien zum Bombardiren waren so gut geordnet, daß die vielen Versuche, sich durchzuschlagen, immer mißlungen, und die Vestung gewiß hätten übergeben müssen, wenn Friedrich stark genug war, das Daunsche Heer von sich zu halten. Friedrichs einziger Fehler dabei war, daß er nicht bald anfangs die Stadt heftiger bombardiren ließ, weil er sich mit der grösten Rührung seines Gemüths nicht entschliessen konnte, eher als nach wohl erwogner Nothwendigkeit solch Elend über die armen Einwohner hinzuschicken. *Olmüz* ward freilich förmlich belagert. Das Tagebuch des tapfern österreichischen Kommendanten bezeugt selbst, daß unser Feuer an den Werken grossen Schaden anrichtete. Nicht Fehler in der Belagerung vereitelten unsre Bemühungen, sondern die Wegnahme eines so nöthigen Transports und das 60000 Mann starke Heer, welches die Belagerten unterstüzte. Sollte wohl Friedrich so wenig von der Belagerungskunst verstanden haben, daß Graf Schmettau, ein Offizier aus seinem Gefolge, mit vollem Recht alle Kenntnisse in dieser Kunst absprechen darf? Dieser Offizier war vom Könige beleidigt, und so oft er auch feierlich betheuert, daß er ganz ohne Leiden-

schaft

schaft schreibe, so dünkt mich doch, daß seine prächtig gedruckte Schrift über den lezten Feldzug in Böhmen 1778. manche solche Aeußerung ist, wovon andere Männer, ebenfalls Augenzeugen, ganz anders urtheilen. Es kan wohl seyn, daß Friedrich im freien Felde grösser war, als vor den Vestungswerken; sollten aber deswegen alle seine Vestungseroberungen nur Glückszufälle gewesen seyn? Es kan seyn, daß er im letzten Feldzuge fehlerhafte Lager nahm, oder die Vortheile, die ihm der Feind gab, nicht benutzte; sollte aber Alter, Leibes- und Geistesschwäche die wahre Ursache davon gewesen seyn? Er übersah das Ganze doch wohl mehr, als sein Quartiermeister, Obrist Graf von Schmettau, und seine Maaßregeln waren nicht blos die eines grossen Feldherrn, sondern auch eines staatsklugen Königs.

Noch muß ich auch das letzte Stück, wodurch er sich als ein grosser Feldherr bewies, etwas berühren. Das war seine Oekonomie bei seiner Armee. Die Welt lachte anfangs über die preußischen Kurzröcke. Die Befehlshaber der Regimenter, Schwadronen und Kompagnien klagten, daß von ihren Einkünften so viel zurückfiel, und ein gewisser Schriftsteller rügt, daß Friedrich seine grosse Armee nicht mehr als zehn und eine halbe Million kostet. Betrachtet man alle diese Vorwürfe und Spöttereien genau, so erheben sie den grossen König zum

grösten Feldherrn. Eben diese weise Sparsamkeit sezte ihn in Stand, seine Armee zu erhalten, und er sah bei seiner knappen Haushaltung mit dem Kriegsstaat desto mehr auf seine wesentlichen Theile. Seine Armee hatte niedrigern Sold, als andre, und focht doch brav. Es war Ehre, ein preußischer Offizier zu seyn; der Diensteifer der Generale und Kapitäns war stärker, als wenn sie ihre Kompagnien wie Landgüter genuzt hätten. Niemand konnte durch Friedrichs Anlaß in Weichlichkeit versinken, sondern alles ging blos auf Ehre, Sieg und Nachruhm. Die Soldaten in knappen Röcken thaten mehr, als in einer unbehülflichen Montirung.

Wenn nun Friedrich der Grosse, als *ein Herr von* solchen ausgebreiteten Kenntnissen, durch ihre Anwendung die Gewißheit, daß er ein grosser Feldherr war, unumstößlich bestätiget hat, so darf man nur die Geschichte seiner Kriege ansehen, um sich vollkommen zu überzeugen, daß ihm auch der Neid diese Vollkommenheit lassen muß. Es ist sehr wahr, daß zu seinen glänzenden Siegen und zu vielen glücklichen Unternehmungen mancher wichtiger Nebenumstand mitwirkte. Dergleichen waren besonders die Abhängigkeit der österreichischen Generale vom Wiener Hofkriegsrathe; die dadurch unvermeidlichen Verzögerungen und sonderbaren Befehle; die offenbare schlechte Verfassung des österreichischen Heeres, und andre Sachen

mehr.

mehr. Aber man gebe dieß alles zu, so ist doch immer noch der Feldherr groß, der sich jene Vortheile nicht entgehen läßt. Die Oesterreicher und alle seine Feinde lernten auch bald besser fechten. Sie stellten uns im siebenjährigen Kriege manchen braven und zum Theil auch einsichtsvollen General entgegen. Männer, denen selbst Friedrich seine Achtung nicht versagte. Blieb aber Friedrich nicht immer noch grösser — wirklich einzig? Wahr bleibts doch, daß der grosse Friedrich seine Armee zur ersten in der Welt erhob, und daß er in seinen Feldzügen der Lehrmeister aller andern Mächte wurde. Laßt mir nun den Tadler Fehler aufsuchen, oder den Kenner Mängel rügen. Welche Kunst erhebt sich auf dieser Erde zu einem solchen Grad der Vollendung, daß durchaus nichts weiter zu verbessern übrig sei? und ist nicht oft sogar das, was einigen Verbeßrung scheint, andern wieder Fehler? Man hat den preußischen Batallionen ihre Vestigkeit absprechen wollen; man will sie lieber mit gefälltem Gewehr, als im Feuer auf den Feind anrücken lassen; ihr Feuer soll mehr Lärm als Wirkung machen; die cylindrischen Ladestöcke sollen nichts taugen; die Reuterei soll unnüze Waffen haben u. s. w. Ueber das alles kan ich nicht entscheiden. Sollte aber Friedrichs Geist nichts davon eingesehen haben? Sollte er nicht gute Ursache gehabt haben, es wenigstens vor der Hand so zu

lassen, als es war? und ist er deswegen ein weniger grosser Feldherr, weil er noch der Zeit und seinen Thronfolgern Verbesserungen übrig ließ? Ich denke, er hat genug gethan, um von jedem Patriot fordern zu können, daß er ihn als den grösten Feldherrn seiner Zeit verehre. Rechnet mirs nicht, liebe Leser, als Parteilichkeit an; ich bin weit entfernt, das Lob des Königs zu übertreiben, und seine Feldzüge ganz fehlerfrei preisen zu wollen. Ich verkenne auch gar nicht, daß ein Prinz Heinrich, Ferdinand, Ziethen, Schwerin, Keith und andre mehr grosse Feldherren waren. Ich weiß, daß Laudon, Browne, Lascy und mehr feindliche Generale diesen Ehrentitel mit Recht verdienen. Doch wag' ichs, *Friedrich den Grösten* zu nennen. Jene verdiente Helden handelten nie oder selten vor sich. Friedrich befehligte sie, oder gab ihnen Anweisung, so entfernt sie auch von einander standen. Sie wandten ihre Weisheit und Muth an, Friedrichs Absichten und Entwürfe auszuführen.

Ich mag mich auch nicht einmal zur Vertheidigung meiner Bewunderung, die ich dem grossen Friedrich bringe, hinter die Ausflucht verstecken, daß der Begriff jeder Grösse, und also auch des Grösten, vergleichungsweise nach Zeit, Person und Umständen genommen werden muß, sondern ich schliesse diese Abtheilung mit der

Erin-

Erinnerung: Friedrich focht mit seinem Heere gegen Oesterreicher, Russen, Franzosen, Schweden und die Reichsarmee — besiegte sie alle, und machte keinen schimpflichen Frieden.

## Eilfte Abtheilung.

### Er war der mächtigste Monarch seiner Zeit.

Der rußische und österreichische Staat werden mit Frankreich gemeinhin für die mächtigsten in Europa gehalten. Entscheidet die Menge und Grösse der Provinzen die Macht eines Regenten allein, so würde freilich diese Annahme sehr richtig seyn. Es giebt die ungeheure Grösse dieser Monarchien ihnen allerdings ein starkes Uebergewicht gegen die übrigen Länder unsers Erdtheils; man lernt aber auch aus diesen Königreichen, daß zur wahren Macht und Stärke eines Fürsten noch mehr gehört, als blos Herr weitläuftiger Länder zu seyn. Wären diese grossen Reiche so angebaut, bevölkert, und regiert, wie Friedrichs vergleichungsweise sehr kleine Besitzungen, so müßten ihnen alle Fürsten dieser Erde nachstehen. Unser Einziger Friedrich brachte mit seiner

Philosophie sehr glücklich heraus, daß ein König mehr durch Weisheit, veste Regierungsgrundsätze und innere Stärke seines Landes mächtig werden kan, als wenn er einen halben Welttheil besäße. Er schwung sich zu einem Monarchen herauf, der zu seiner Zeit wohl der mächtigste genennt werden kan. **Friedrich** übersah das ganze Staatssystem von Europa so richtig, daß seine politischen Vorkehrungen oft mehr thaten, als ein Kriegsheer. Er lenkte öffentlich und insgeheim den Gang der Staatsgeschäfte, und sein Einfluß war so stark, daß man in allen Kabinetten seine Weisheit ehrte, und seinen Widerspruch fürchtete. In ihm war sein grosser Geist der Ersatz für Länder, zahlreichere Heere, Bergwerke und Hausverträge. Er eignete sich damit eine Macht zu, die so lange unveränderlich blieb, als er lebte. Ganz Europa sah und hörte auf ihn. Seine Feinde musten List und Verläumdung aufbieten, weil sie gradezu zu gehen nicht für rathsam hielten. Sie legten ihm Vorwürfe zur Last, schrien, daß er sich in alles menge, und alle diese ihre Klagen stellen den Monarch als einen Mann dar, der doch mächtiger seyn muste, als seine Gegner, weil sie nichts gegen ihn ausrichteten.

Ich weiß wenig Länder in Europa, welche nach ihrer physikalischen Beschaffenheit so treflich angebaut und so gut bevölkert sind, als die meisten Gegenden der preus-

sischen Staaten. Oesterreich und Rußland hat freilich auf einem so viel grössern Flächeninhalt mehr Menschen; aber es kan seine Volksmenge bis iezt noch schlecht nuzzen, und es sind ein grosser Theil seiner Einwohner ein rohes, ungebildetes Volk, den Wilden ähnlich. Hier denke man sich nur die Kosaken, Kalmuken, Kroaten, Wallachen und Illyrier. **Friedrich** regierte ein Volk, welches, einige kleine Bezirke in Westphalen, Oberschlesien und Westpreussen ausgenommen, einen Staatskörper ausmachte, der dem Throne Macht, Ansehen und Vestigkeit gab, welches einen sehr hohen Grad der Bildung durch seinen König erhalten hatte, und welches besonders die Macht des preußischen Hauses dadurch vermehrte, daß alle Arten von Gewerbe und der Ackerbau in ihm blühte. Aus diesem Volke hatte sich **Friedrich** eine Armee errichtet, die gleichsam nur eine Seele war. Sie muste freilich den zahlreichern Heeren der Russen und Oesterreicher an Ausdehnung nachstehen; dafür waren es aber auch alles Truppen, die auf allen Stellen gleich brauchbar waren. Fast die Hälfte derselben muste, um dem Vaterlande nicht zu viel Hände zu entziehen, Ausländer seyn; sie wurden aber in **Friedrichs** Schule zu Preussen.

Dieß Heer, welches er so sorgfältig unterhielt, machte den König immer zu dem mächtigsten Regenten.

Die Erfahrung hat dieß gelehrt, und es ist gewiß weniger wunderbar, wenn von preußischen Kriegern Mißvergnügte wegliefen, als daß man im Krieg und Frieden österreichische Soldaten ihre Fahnen verlassen und preussische Dienste nehmen sah. Wenn ein Monarch noch dazu immer einen vollen Schatz hat, nicht durch Borgen und drückende Anlagen seine Staatsbedürfnisse, auch zur Kriegszeit, herbeitreiben darf, so ist er gewiß mächtiger, als alle die Könige, die durch solche gewaltsame Mittel ihren Verlegenheiten abzuhelfen suchen müssen. War dieß nicht, wie wir längst wissen, Friedrichs Fall? Alle seine Magazine und Zeughäuser waren stets gefüllt; er durfte nur aufthun, wenn *andre erst zusammenbringen* musten. Das ist wieder ein eigner Beitrag zur Schäzung seiner Macht. Rings um uns her ist nirgends so viel Geld im Umlauf, als in den preußischen Ländern. Die Preiße der liegenden Gründe, das Fallen der Interessen, der verringerte Werth der klingenden Münze, und der Einfluß, den dieß auf unsre Nachbarn gehabt hat, sind Beweise für meine Behauptung. Es brachte dieß freilich vor einzele Personen Nachtheil genung; im Ganzen aber bestätiget es die Macht eines Fürsten, dessen kleiner Staat beinahe zu viel Geld hat.

Ich

Ich breche diese Abtheilung ab, weil ihr Inhalt nur für solche Leser ist, die mich verstehen können, und die den Ausdruck: Friedrich war der mächtigste Regent seiner Zeit, im rechten Sinn zu nehmen wissen.

## Zwölfte Abtheilung.

### Friedrich, Vater des Vaterlandes.

Nach alle dem, was ich schon von diesem unsterblichen Könige geschrieben habe, scheint diese Abtheilung ganz unnüz zu seyn. Ist alles von ihm gesagte unwidersprechlich wahr, so ist er allerdings der Fürst, den wir aus vollem Herzen Vater nennen können. Ich begnüge mich, euch, liebe Leser! hier eine Schilderung des Zustandes seines Reichs aus einem Buche vorzulegen, welches wohl sehr wenigen unter die Augen kommen möchte. Sie mag mir statt alles Beweises dienen, daß Friedrich wie ein Vater gegen seine Kinder gehandelt hat.

„Es war in seinem Lande ein gewisser Mittelstand „zwischen Armseyn und Wohlleben. Grade das Ver„hältniß, in welchem die Unterthanen am glücklichsten „sind. Es erhielt sie in beständiger Thätigkeit, Arbeit,

„und im Wohlgeschmacke an Lebensfreuden, die sie sich
„verschaffen konnten. Da überzieht Sorge nicht die Ge,
„sichter mit Kummer, und Ueberfluß nicht mit Ekel an
„Arbeit. Man erwacht am Morgen froh, und am
„Abend sucht man ermüdet die Ruhestätte. Wenn das
„armseyn heist, das zu entbehren, was zum Ueberfluß
„und Naturverderb gehört, da waren seine Staaten arm.
„Wenn man aber die Zufriedenheit, wenn man Befrie-
„digung jedes Bedürfnisses, wenn man häusliche Freu-
„den Glück nennen kan, so waren seine Staaten glück-
„lich. Sein Landmann sollte Landmann bleiben; des-
„wegen legte er hohe Abgaben auf alles, was ihn träge,
„faul und wollüstig machen konnte. *Er wollte ihm Fülle*
„des ländlichen Wohls schmecken lassen, deswegen suchte
„er alles, was dazu gehörte, so wohlfeil als möglich zu
„erhalten. Manche, die schon ein wenig verwöhnt wa-
„ren, murrten anfangs drüber; endlich aber fanden sie
„sich in dem Zirkel wohl, und lebten zufriedner, als
„vorher.„

„Er besaß die grosse Kunst, die rechten Verhältnisse
„der Stände zu finden, ertheilte Belohnungen nur Ver-
„diensten, und richtete auch die so ein, daß die Lust, aufs
„neue welche zu verdienen, nicht verloren ging. Kein
„Heuchler machte sein Glück bei ihm. Ofnes, unver-
„stelltes Wesen nahm ihn ein. Sein Hof wimmelte

„nicht

„nicht von Scherwenzeln. Selbst sein Vergnügen war „lehrreich, und er gewöhnte alle, die an der Regierung „Antheil nahmen, daran, selbst in Dingen ihr Vergnü- „gen zu finden, die zum Wohl des Staats abzielten. „Unter seiner Regierung war sein Land mächtig worden, „hoch gestiegen, glücklich gewesen. Selbst die klagten, „hatten Ehrfurcht für ihn. Selbst die ihn tadelten, „schimpften, wenn ihn andre tadelten. Selbst die bei „der Veränderung der Regierung sich das gröste Glück „versprachen, weinten bei seinem Grabe. Wer blind „genug war, ihn nicht als Regent zu ehren, liebte ihn „als Vater; wer nicht als Vater ihn zu lieben Ursach „zu haben glaubte, ehrte ihn als Regent.„

„Wer in seinem Gesetzgeben immer der gesunden „Vernunft Gehör giebt; wer sich immer als Vater sei- „ner Unterthanen, sie immer als seine Kinder betrachtet; „wer sie nicht zu glauben, was sie nicht glauben wollen, „nur die Störrischen zwingt, zu thun, was dem allge- „meinen Besten am zuträglichsten ist; wer Liebe und „Sanftmuth, mit Strenge und Gerechtigkeit verbun- „den, in der rechten Absicht anwendet, nicht die erste an „Unwürdige verschwendet, und die letzte bei den Wür- „digen mißbraucht; wer nie durch die Augen anderer „sieht, sondern seine eigenen beständig zu Hülfe nimmt, „und sich so einen scharfen Blick verschaft, daß der Be-

„trüger davon zurückschaudert; wer um die Kenntnisse „des kleinsten einzelnen Dinges und Menschen sich be„kümmert, und sie zu Hülfe nimmt, um den Zustand „des Ganzen zu bestimmen: der regiert so, daß man „von ihm sagen kan: Er war einem Gotte ähnlich!„ (S. d. 3. W.)

Die Anekdoten, Stück 2. 4. 15. 18. 19. die Schrift, der Geist Friedrichs, S. 129. und Hrn. D. Büschings Charakter Friedrichs, S. 202. erzählen mehr davon; und es ist gewissenlose Unverschämtheit, wenn unwissende Schreier in den Tag hinein sagen, daß Schlesien vor Friedrichs Regierung glücklicher *gewesen sei*; daß das landschaftliche System nur durch ausländisch Geld gehalten würde; daß der Handel niederliege; daß Friedrich seine Unterthanen gedrückt und seine Gaben ihnen vorher genommen habe, ja daß er Gelegenheit zur Aufsätzigkeit der Unterthanen gegen ihre Herrschaften gegeben, und alles nur aus Ruhmsucht gethan hätte. Solch Unsinn empört das Herz, widerlegt sich aber selbst. Daß Oberschlesien zurück blieb, davon liegt die Ursach noch tief in vorigen Zeiten, und dieß Land wird noch lange unter dem Joch der Leibeigenschaft, der Geistlichkeit, des Aberglaubens und des Branntweins bleiben. Indeß that Friedrich auch für diese Gegenden so viel, daß

ich

ich jeden Billigdenkenden und Einsichtsvollen frage: ob Friedrich nicht auch für diese seine Kinder Vater seyn wollte? —

## Dreizehnte Abtheilung.

### Er war ein sehr guter Mensch.

Auch diese Abtheilung wird eure bis hieher unterhaltene Aufmerksamkeit, liebe Leser! nicht ermüden. Sie hat ihre Beweise schon gröstentheils in allen andern Theilen seines ädlen Charakters. Ich darf abermals kurz seyn. Es sind der Handlungen in seinem Leben so viel, wodurch er sich als einen guten Menschen ausgezeichnet hat, daß es ohnmöglich würde, sie aufzuzählen. Schon bewies er sein ädles trefliches Herz in seiner Vaterlandsliebe. Was er fürs Vaterland gethan hat, ist euch nicht fremd, und ganz wahr ist, was der Verfasser des Noth- und Hülfsbüchleins in dieser Rücksicht von unserm Monarch dem lieben Landmann sagt. Er vergab sehr gern und oft seinen Feinden und Lästerern. Das kan nur ein guter Mensch — und wenn's ein König thut, der Macht hat zu strafen, und bei dem so alles höher genommen werden muß, als bei andern Menschen, so muß er sehr

gut seyn. Wie oft dieß Friedrich that, steht in allen Anekdoten und Beschreibungen, und so oft von ihm, daß ich mich getrost darauf beziehe. Man erinnere sich, wie er seine Bedienten behandelte; wie großmüthig er dem undankbaren Herrn von Pöllniz und von Voltaire verzieh; wie viel Männern vom Civil- und Soldatenstande er ihre Fehler, besonders wenn sie nur persönliche Beziehung hatten, vergab, ja sogar gegen andre Verbrecher viel Nachsicht bewies. (S. Anekdoten und Charakterzüge Friedrichs, St. 4-6. u. s. w.)

Zur Herzensgüte eines Menschen gehört auch die Tugend der Dankbarkeit. Von Monarchen erwartet man sie nicht unbedingt, und da sie Friedrich so oft und viel bewies, so muste er ein wirklich guter Mensch seyn. Sehr oft dankte er in seinen Kriegen den Generalen und Soldaten für ihre gethane Schuldigkeit. Man lese seinen Brief an den berühmten Fouquet, da er zum Kriegsdienst unbrauchbar worden war, weil er nicht mehr gehen konnte. Man erinnere sich an die vielen Geschenke, die er seinen Offizieren und ihren Witwen ertheilte, und an die Beklagungsbriefe, mit welchen er viele beehrte, die ein eben so gültiges Zeugniß seines dankbaren guten Herzens sind, als das Geschenk selbst. Die von ihm geschriebenen Bücher, kleine und grosse, sind wieder voll von diesem Zuge seiner Herzensgüte.

Nicht

Nicht allein Schäzung des Verdienstes, sondern auch Dankbarkeit trieb ihn, auf so manchen grossen Mann eine selbstgemachte Lobrede an seine Akademie zu schicken. Die Denkmäler Schwerins, Winterfelds, Keiths und Seidlizes sind eben so wohl, wie Quanges Monument auf dem Kirchhofe in der Nauer Vorstadt zu Potsdam, welche der König setzen ließ, unvergängliche Zeugnisse von der Herzensgüte Friedrichs gegen seine Freunde, und seiner immer weise angewandten und folglich sehr ädlen Wohlthätigkeit.

Ich könnte von dem sanften, guten Gefühl seines Herzens, welches man bei dem alten Krieger kaum vermuthen sollte, viel schreiben. Die schon oft angeführten Anekdoten haben uns Begebenheiten erzählt, die, wenn sie nur halb wahr wären, schon dieß bestätigen würden. (S. 10. 14. 15. 18.)

Seine Schriften sind eigne Beweise, daß er durchaus kein hartes Herz hatte, sondern er war wohlwollend, theilnehmend, und bis zum Schmerz gerührt. Er zeigte sein Mitleid über das unvermeidliche Kriegsübel in einer Ode an den Prinz Heinrich 1757. den 6. Oktbr. Seine Oden an die Deutschen (Th. 6. der deutschen Uebersetzung) an den Erbprinz von Braunschweig, an seine Schwester, (bei dem Tode ihrer Söhne) in Braunschweig, Bareuth, über ihre Krankheit u. s. w. seine Briefe an den Marquis

d'Ar-

d'Argens, Jordan und Fouquet sind voll fast empfindsamer Stellen. Unter andern sagt er seinem Jordan, (Th. 8. S. 112.): „Man bemüht sich umsonst, im Glücke „kalt zu scheinen, und im Kummer unempfindlich zu „seyn. Das Gesicht kan sich wohl maskiren, das In„nere, die Falten des Herzens werden nur nichts desto„weniger getroffen.„ Eben diesem schrieb er nach der Schlacht bei Chotusiz (oder Czaslau): „Heute kan ich „Ihnen zu meinem Vergnügen sagen, daß sie für unsre „Truppen nicht sehr blutig gewesen ist. Dadurch wird „mir der Sieg immer so viel angenehmer, und nun kan „man sich von Herzen darüber freuen.„ Da er im Begriffe war, 1742. Frieden zu schlüssen, sagte er in einem Briefe aus dem Lager bei Kuttenberg: „Das Blut mei„ner Truppen ist mir theuer. Ich verschliesse alle Ka„näle, aus denen es in stärkern Strömen hätte fliessen „können u. s. w.„ Muß in einem solchen König nicht schon der Gedanke, daß er im siebenjährigen Kriege den Feldherren habe befehlen lassen, alle schwer Bleßirte, die nicht mehr dienen können, umkommen zu lassen, verabscheuungswerth seyn? Doch hat ein Mensch diese Lüge ausgeheckt! Herr Leibarzt Baldinger hat diese Unwahrheit herrlich gerügt. Der schmähende Mann soll ein preußischer General seyn. Kaum glaublich! (S. Litt. und Völkerkunde.) Er nennts mit Recht die gröste Lüge

unser's Jahrhunderts. Seine Freundschaft mit den schon bekanten würdigen Männern und mit der Gräfin von Kamas sind alles Beweise seines guten Herzens. Wer die Briefe an alle diese Personen lesen kan, lese sie in seinen Werken; wer's nicht kan, muß mir's, da ich sie gelesen habe, aufs Wort so lange glauben, bis er Gelegenheit findet, sich ganz zu überzeugen. Mich dünkt, ein guter Mensch kan unmöglich an den Zierereien und dem steifen Wesen in manchen Lebensverhältnissen und bei manchen Menschen Geschmack finden. Es haßte wohl niemand den steifen Ton mehr, als unser Monarch. Deswegen war Titulatur und dergleichen seine Sache nicht, und er befahl den 25ten Oktober 1779. ausdrücklich, in Bestallungen, Kontrakten ꝛc. nur zu schreiben: **Wir Friedrich** von Gottes Gnaden König von Preussen ꝛc. und alle andre **Historien** wegzulassen. Deswegen konnte er an seinem Hofe die Menge der Hofämter nicht dulden, mit welchen die Grossen der Erde belagert sind. Auch was man ihm vortrug, begehrte er ohne öffentlichen Schmuck und Einkleidung. Je kürzer und natürlicher, desto lieber war es ihm. Er scherzte über die kindische Titelsucht seiner Unterthanen. Bei einer solchen Gelegenheit sagte er einmal: „Wie thöricht ists „doch, eine Summe an einen unbedeutenden Schall zu „wenden, bei welchem sich niemand etwas denkt. Man

„sorge doch nur für persönliche Verdienste, so bedarf es „ganz und gar keines leeren Titels,„ Das ist die Philosophie eines guten Menschen. Wenn der Monarch von Schlössern und Pallästen redete, so hieß es schlechtweg: mein Haus in Breslau, Potsdam, Berlin ꝛc. Wo er Stolz auf Rang und Geburt sah, da belehrte er die Leute des bessern. Ueberflüßigen Putz konnte er auch nicht leiden. Kurz alles, was bei Menschen Thorheit verräth, war in seinen Augen verächtlich. Gute Menschen leben, wenn man ihnen dieß Lob in vollem Sinn beilegen soll, auch ordentlich; und **Friedrichs** sehr regelmäßige Lebensordnung beweist ebenfalls, daß man ihn in aller Absicht unter die ausgesuchte kleine Anzahl guter Menschen in der Welt rechnen kan. So ist auch seine Offenherzigkeit noch ein Zeugniß mehr, daß sein Herz gut war. So redet seine Standhaftigkeit ohne Eigensinn, (denn ist das, was seine Feinde Eigensinn an ihm nennen, nicht ein solcher verzeihlicher Fehler, daß es Härte und Lieblosigkeit verräth, ihn gradehin so zu nennen?) sein behutsames und gerechtes Mißtrauen gegen Menschen, die er noch nicht erprobt hatte, für die Ueberzeugung, die ich meinen Lesern zu geben wünschte, daß **Friedrich** ein sehr guter Mensch war. Man giebt ihm auch oft ein mürrisches, finstres Wesen schuld, welches sich mit voller Herzensgüte nicht füglich würde vereinba-

ren

ren lassen. Freilich kan der ernste, weise Mann nicht spielen und kindische Scherze treiben. Ein durch so viele schwere Erfahrung gegangnes Leben; ein mit so vielen drückenden Beschwerden verbundener Platz, wie Friedrich in der Welt einnahm, kan leicht die Munterkeit verscheuchen, die ohnedieß die Jahre des Alters mindern. Aber im Ganzen genommen, war der gute König doch ein Mensch von froher, muntrer Laune, die sich gegen seine Freunde ergoß, und bei welchen er oft die Nachgiebigkeit bewies, die schlechterdings aus seinem guten Herzen kommen muste.

Ich habe eine beträchtliche Menge von Aufsätzen, Briefen, Gedichten u. s. w. in seinen Werken gefunden, die voll der lachendsten Seelenstimmung sind. Dergleichen sind z. B. die Liebe einer Holländerin und eines Schweizers, das Gedicht an Phillis, an das Bette des Marquis d'Argens, der Kaiser von China; sein satyrisches Verzeichniß der neusten Bücher, seine Elegie an die Stadt Berlin, und andre mehr. Sehr angenehm und launicht schrieb er auch als Kronprinz seinem Freunde, dem Herrn von Suhm den Vorfall, da ihm sein Favorit-Affe Wolfs Metaphysik verbrannte. Es hatte sich am Hofe der Königin ein Fräulein ihre jungfräuliche Unschuld rauben lassen, und man suchte die Folgen davon zu verheimlichen. Die alte Oberhofmeisterin von Kamas

entdeckte es aber und meldete es dem Könige. Mit außerordentlicher Laune beantwortete der Monarch diese Anzeige, befahl denn, der Gefallenen zu schonen, und schließt den Brief mit den Worten: „Wir werden Friede „bekommen, mein liebes Mütterchen, und ich habe mir „vorgesetzt, unter vier Augen recht sehr zu lachen, wenn „ich das Vergnügen habe, dich wieder zu sehen.„ Welcher Mensch hat nicht seine Launen? Ist er deswegen auch schon ein Murrkopf?

Nur noch ein paar Stellen aus seinen Schriften mögen diese Abtheilung beschliessen. Er schreibt an den Herrn von Voltäre:

„Mein Leben ist nichts, als ein Gewebe von Ver„drießlichkeiten gewesen, und die Schule der Widerwär„tigkeit macht behutsam, diskret und mitleidig. Man „ist auf den kleinsten Schritt aufmerksam, wenn man „über die Folgen nachdenkt, die er haben kan, und er„spart gern andern Unannehmlichkeiten, die man selbst „gehabt hat.„

„Ein Souverain, mag er nun groß oder klein seyn, „kan als ein Mann angesehn werden, der die Bestim„mung hat, dem menschlichen Elend, so viel nur in sei„nen Kräften steht, abzuhelfen. Er ist wie ein Arzt, „und heilt die Noth seiner Unterthanen, wenn auch

gleich

„gleich nicht ihre Krankheiten. Die Stimme der Un„glücklichen, das Seufzen der Elenden, und das Ge„schrei der Unterdrückten muß bis zu ihm hingelangen. „Entweder aus Mitleiden gegen andre, oder aus gewis„sen Betrachtungen über sich, muß er von der traurigen „Lage andrer gerührt seyn, deren Elend er sieht; und so „wenig auch sein Herz gefühllos seyn mag, so werden „die Unglücklichen doch alle Theilnahme bei ihm finden, „deren sie bedürfen. Ein Fürst verhält sich zu seinem „Volke, wie das Herz zu dem mechanischen Bau unsers „Körpers. Dieß bekommt das Blut aus allen Gliedern, „und treibt es wieder bis zu den äussersten Theilen hin; „jener erhält von seinen Unterthanen Treue und Gehor„sam, und giebt ihnen dafür Ueberfluß, Wohlstand, Ruhe „und alles, was zum Besten und zur Beförderung der „Gesellschaft beitragen kan.

# Vierzehnte Abtheilung.

## Friedrichs Religion.

Das ist nun die letzte, aber auch die schwerste Abtheilung dieser meiner Volksschrift. Alles, was ich darüber und dabei erwogen habe, konnte mich nicht zu der Ueberzeugung bringen, daß ich davon zur Zufriedenheit des grösten Theils meiner Leser schreiben werde. Wären die Menschen alle weise; wäre das, was uns das Bestimmteste, Heiligste und Ehrwürdigste seyn sollte, nicht mit so unzählig vielen Nebenbegriffen umwickelt, die das Volk zur Hauptsache erhebt, und wären die meisten Menschen nicht so geneigt, blinde Urtheile zu wagen, so wollte ich eher hoffen, daß man auch in diesem Stück dem grossen König Gerechtigkeit, und mir Nachsicht würde wiederfahren lassen. Aber ich weiß recht gut, daß das grosse Publikum hierinn seine Meinung schon gesagt hat. Ich weiß, daß man Religion, Christenthum und kirchliche Lehrbegriffe unter einander wirft, und daß man über nichts eher, als über Religionssachen seine Brüder verdammt. Ich wage nicht das geringste Urtheil über diese delikate Materie; nur bekenne ich frei, daß Friedrichs Verachtung der Religionsdiener, sein Spott über manche kirchliche Vorstellungen, und auch seine lächerliche Anwendung mancher biblischen Stellen, mir noch kein äch-

ter Beweis sind, daß Friedrich ein König ohne Religion gewesen seyn soll. Er dachte freilich nicht kompendien- und systemmäßig; er konnte sich freilich in den morgenländischen Ausdruck der heiligen Schrift nicht recht finden; er urtheilte freilich manchmal von der christlichen Religion nach den Begriffen vor funfzig Jahren ꝛc. Sollte der Regent aber gar nicht Religion gehabt haben, in dessen Schriften ich folgendes auffand?

In seinem Todtengespräch zwischen dem Herzog von Choiseul, dem Grafen Struensee und Sokrates, spricht er: alle Weisheit und Klugheit sei ohne Rechtschaffenheit ein Hirngespinst. Ist denn Rechtschaffenheit unter gebildeten Menschen ohne Religion möglich? In seinem Gespräch zwischen Mark Aurel und einem Barfüßer nennt er die Rathschlüße des Ewigen; erinnert auch an das Wesen der Wesen. Ist das nicht Gott? In den Untersuchungen über das System der Natur des Herrn de la Metrie behauptet Friedrich: „daß ein vernünftig Wesen nothwendig da seyn muß, welches für „die Erhaltung der ganzen Welt sorgt. Die ganze Welt „beweist das Dasein dieses Wesens; man darf nur die „Augen öfnen, um sich darinn zu überzeugen. Die Endzwecke, die sie der Natur bei ihren Werken vorgesetzt, „sind so offenbar, daß man gezwungeu ist, eine allgewaltige und unendlich weise Ursache anzunehmen, welche

„alles dahin lenkt. Wie könnte sich der wunderbare und „zur Erhaltung aller lebenden Wesen nothwendige Bau „von einer blinden Ursache herleiten lassen? Das Auge „einer Milbe im Grashalme ist hinreichend, die Weis„heit des Urhebers des Weltalls zu beweisen. Ohnerach„tet uns unsre Vernunft das Dasein dieses Wesens be„weist; ohnerachtet wir es spüren und einige seiner Wir„kungen errathen, werden wir es doch niemals deutlich „genug erkennen lernen.„ Ebendaselbst tadelt er durchaus, daß man das Unglück in der Welt der Religion zur Last legen will. „Ehrgeiz und Eitelkeit der Menschen „hat sie nur zum Vorwand genommen, die Welt zu be„unruhigen. Was kan man an der Sittenlehre der zehn „Gebote tadeln? Stünde im Evangelio nur der einzige „Lehrsatz: thue andern nicht, was du nicht willst, daß „sie dir thun sollen, so wären diese wenigen Worte schon „Kern der Moral. Predigt nicht Christus Verzeihung, „Barmherzigkeit und Menschenliebe in seiner vortrefli„chen Bergrede? Man kan also nicht der christlichen „Religion zur Last legen, daß sie die Ursache der Ver„derbniß der Sitten sei.„

Dieß sind Friedrichs Worte. Es kommen allerdings auch Stellen vor, wo er zweifelhaft über den Glauben an die Vorsehung schreibt, wo er wohl gar des Ohngefährs gedenkt, oder die Fortdauer des Menschen nach

dem

dem Tode nicht anzunehmen scheint. Er drückt sich einmal in einem seiner Briefe so aus: „Ich liebe die Phi„losophie, weil sie mich gleichgiltig gegen meine Auflö„sung und die Vernichtung meines denkenden Wesens „macht.„ In einem andern sagt er: „Wenn ein „künftiges Leben ist, so wird mir der ewige Vater „das, was ich in dieser Welt gelitten habe, anrechnen „müssen.„ Noch in einem andern hält er bald die Welt vor ewig, bald wieder nicht. (S. Th. 11. S. 80. und Br. 28. S. 102. Br. 70.)

Aber dagegen sind auch viele andre, in welchen er sich solcher Ausdrücke vom Vertrauen auf seinen Gott bedient, welche jene, als Ausbrüche eines auf einige Augenblicke verstimmten Gefühls entkräften. So schrieb er in spätern Jahren in Versen an d'Alembert, daß er sich in die Arme seines Gottes werfen werde. Im politischen Journal 1786. S. 1202. steht ein Gedicht des Monarchen über das Dasein Gottes. Kein Philosoph kan reiner und würdiger für die Gottheit ihr Dasein, Weisheit und die Religion darstellen. Sein Versuch über die Eigenliebe enthält Gedanken und Grundsätze, die man ohne Religion gar nicht haben kan. In einem Briefe an seinen Freund Mitschel heist es vortreflich: „Der Gott, dem die Natur so laut ein Loblied „singt, und dessen Ruhm ein jeder Stern in seinem

„Laufe preist, ist groß, allmächtig, ewig wohl, doch „auch voll Huld, und spendet reiche Wohlthat aus. So „betet ihn das Weltall an. Fleht jeder Sterbliche zu „seiner Güte nicht? Dieß ist die Flammeschrift, die er „uns ins Herz grub. Ein Wesen, das nur boshaft „schreckt, kan nur ein Gott der Wilden seyn. Der Weise „bringt Weihrauch nur dem Quell des Guten dar. Dem „Schöpfer der Natur gebietet kein Gesetz. Er ist nicht „unser Sklave, und seine Wahl ist frei. Er gab in die„ser Welt, die in dem Reich der Möglichkeiten vielleicht „am mindesten vollkommen ist, uns Fähigkeit zum Glück, „das schnell vorübereilt. Dem höchst vollkommenen We„sen kan *das Uebel nicht* entfliessend seyn. Gott drückte „das gröste Siegel seinen Werken auf — nur er hält „dieß grosse All, er theilt die Tage, die Jahreszeiten „aus. Wie unermeßlich ist der Raum von ihm zu uns! „Der eingeschränkte Mensch begreift nicht Gott und seine „Unermeßlichkeit. Ein Punkt im All der Welt, den er „nur schimmern sieht, beurtheilt er als Herr der uner„meßnen Baue. Das, was er tadelt, was er Uebel „nennt, verdient Bewunderung, und schließt genau sich „an den Plan des Ganzen an.„

Desgleichen an d'Alembert: „Kan auch vom blos„sen Ohngefähr, voll Wechsel und voll Unbestand, das „einige Gesetz bestimmt seyn, das so viele Welten oft

einmal

„einmal im Schwung erhält, und weiter eilen läßt?
„So laßt uns denn gestehen, ein Wesen voll Weisheit
„lenkt das Rad, das dieses Schauspiel voller Pracht be-
„wirkt. Doch ist es Pflicht, daß es ein Herz verehrt,
„und nicht es zu ergründen sucht. Geböt er nur, wir
„athmeten, wir lebten länger nicht. Dieß lehrt, wie
„allgütig er sei, der Mächtige, der diese Welt beherrscht.
„Er ist erhaben über das Geschlecht der Sterblichen 2c.„
Dem berüchtigten Voltäre sagte er frei: „Man handelt
„sehr verwegen, wenn man über Dinge vernünftelt, die
„man nicht kennt, und noch unendlich viel verwegner,
„wenn man die göttliche Allmacht beurtheilen will. Mein
„Urtheil verkettet nur die Wirkungen der Natur an ihre
„erste Ursache, das heist, an Gott. Nach diesem Sy-
„stem hat Gott die Wirkungen, die das Temperament
„und der Charakter der Menschen haben würden, voraus-
„gesehen; er behält dieß Vorherwissen, und die Menschen
„haben eine sehr eingeschränkte Art der Freiheit, ihrer
„Denkkraft zu folgen. Ich untersuche blos die Wahr-
„heiten, die mir bekannt sind, und weil sie es sind, so
„schliesse ich daraus, Gott habe gewollt, daß sie es seyn
„sollten. Gottes Handlungen hängen von Ewigkeit her
„von seinen höchst vollkommenen Eigenschaften ab. Gott
„kan also, da er die Vollkommenheit selbst ist, nichts an-
„ders, als etwas höchst Vollkommnes thun.„

Als

Als er im siebenjährigen Kriege einmal, welches oft geschah, wieder sehr im Gedränge war, schreibt er einem seiner Freunde: „Ich glaube von Ewigkeit her dazu „bestimmt zu seyn, meine Geduld auf alle mögliche Art „geprüft zu sehen: Herr, dein Wille geschehe!„

Ich sage es nochmals, daß ich mich alles Urtheils über Friedrichs Religion enthalte, lieber meine Leser in einer Ungewißheit lasse, als den grossen Mann richte, der iezt bei seinem gerechten und gnädigen Richter ist. Vom Dasein eines höchsten Wesens war er wahrscheinlich überzeugt. Die Vorsehung Gottes glaubte er vielleicht auch. Der christlichen Religion ließ er nach ihrer ursprünglichen Stiftung Gerechtigkeit wiederfahren, und erkannte sie für viel gründlicher, als die jüdische. Allenfalls könnte man Vertrauen, Dankbarkeit und Gottesverehrung an ihm vermissen, und die öftere Vermengung der Verderbung der Religion mit der Sache selbst, tadeln. Kein Wunder war's wohl, wenn er über die Schultheologie spottete, die Theologen verachtete, und durch einen falschen Schluß Theologie und Religion für ein und ebendasselbe hielt. Seines Herrn Vaters äussere Gottesdienstlichkeit ward ihm ekelhaft. Sein Scharfblick wies ihm die sogenannten Frömmsten als Heuchler. Mit leichtsinnigen Franzosen war er von Jugend auf umgeben, und er kannte das Christenthum nicht ganz

nach

nach seinem wahren innern Werth. Daher kan man viel erklären, und man thut dem Monarchen auch kein Unrecht, wenn man seine Duldung aller Religionsparteien als blos politisch ansieht. Es könnte vielleicht wahr seyn, daß er aus eben den Gründen alle Religionssekten duldete, wie Pabst Pius der 6te in Rom zur Zeit der Fasten Fleischspeisen erlaubte. Beide gewannen vor den Staat.

Ich darf wohl den bekannten Vorgang mit dem neuen Gesangbuche nicht ganz übergehen. Hier ist, was **Friedrich** selbst kurz und bündig darüber schreibt. „Wir haben hier eine kleine Unruhe in der Kirche über „einen Gegenstand von der äußersten Wichtigkeit gehabt. „Die Protestanten, wie Sie wissen, glauben, daß die „Gottheit ihren Gesang liebe. Nun hat, ich weiß nicht „welcher deutsche Dichter, in diesen schönen Gesängen „einen Haufen Ungereimtheiten anzutreffen gemeint, und „hat neue verfertiget, die nach seiner Meinung des höch„sten Wesens würdiger wären. Dieß hat eine Spal„tung in der Kirche verursacht: ein Theil hält es mit den „alten Gesängen, der andre mit den neuen. Das Volk „schrie über Ketzerei, ohne zu wissen, warum. Die „Priester, eifersüchtig auf einander, wollten sich schon „in den Bann thun. Die Buchhändler mischten sich „mit in diesen Hader: einige hatten ganze Ausgaben von

„den neuen Gesängen, die sie verkaufen wollten; andre „hatten ihren Laden noch ganz voll von den alten, die sie „nicht hätten an den Mann bringen können, wenn die „neue Mode den Vorzug erhalten hätte. In dieser Ver„wirrung des Streits brachte jeder Theil bei mir seine „Klage an, und als unparteiischer Richter entschied ich: „daß ein jeder Gott loben könne, wie er es am schicklich„sten halten würde. Und so ist der Friede in der Kirche „zu Berlin wieder hergestellt.„

Ich könnte meiner Schrift hier noch ein ziemlich gelehrtes Ansehn geben. Ich dürfte nur ein paar Seiten von dem grossen Unterschied zwischen Religion und Kirchthum voll machen, über die Erfüllung der menschlichen Pflichten nach ihren Bewegungsgründen raisonniren, und etwa noch hinzusetzen, in welchem Verhältniß immer die äußere Religion mit dem Herzensglauben seyn müsse. Aber da meine Leser mir wohl zutrauen, daß ich von der Wahrheit der Religion, die ich predige, auch überzeugt bin, so würde das blos meine Schrift verlängern. Meine Leser würden wohl zugeben, daß ich Recht hätte, aber in der Entscheidung: hatte Friedrich der Grosse Religion? rückte ich keinen Schritt vorwärts. Es mag also diese Abtheilung lieber ganz unvollkommen bleiben. Meine ganze Schrift ist es; warum nicht auch die allerdelikateste und unbestimmteste Sache? Vergebt

mir,

mir, liebe Leser, daß ich euch hierinn am allerwenigsten Genüge thue. Wünscht' ich gleich von Herzen, euch meinen Held auch als Christ vorstellen zu können, so kan ich doch auch nicht über einen Monarchen die Achseln zukken, der mehr that, als Millionen Menschen thun, denen man Religion in Leichenreden und Epitaphien nachrühmt. Genug, er hat Religion beschützt und aufrecht erhalten; nie zugegeben, daß Menschen um verschiedener Meinungen willen einander die Hälse brechen. Gegen Aberglauben und Heuchelwesen zog er los, aber Rechtschaffenheit liebte und ehrte er. Er dachte sich den Aberglauben als von den Menschen unzertrennlich, und schrieb daher an den Herrn von Voltäre, (B. 10. S. 14.): „Glauben Sie gewiß, wenn Philosophen einen Staat „stifteten, so würde sich das Volk zu Ende eines halben „Jahrhunderts neuen Aberglauben schmieden, und irgend „einen Gegenstand verehren, der auf seine Sinne Eindruck „machte; es schnitzte sich entweder kleine Götzenbilder, „oder betete zu den Gräbern seiner Stifter, oder riefe die „Sonne an, oder die reine und einfache Verehrung des „höchsten Wesens würde von irgend einer ähnlichen Un„gereimtheit verdrängt. Aberglaube ist eine Schwachheit „des menschlichen Geistes; sie hängt diesem Wesen an, „war von jeher da, und wird immer existiren. Die Ge„genstände der Anbetung können sich ändern, wie Ihre

fran-

„französische Moden; aber was liegt mir daran, ob man
„sich vor einem ungesäuerten Mehlkuchen, vor dem Och-
„sen Apis, vor der Bundeslade, oder vor einer Statüe
„niederwirft. — (S. 16.) Sie glauben, ich sei der Mei-
„nung, man bedürfe des Zauns der Religion, um das
„Volk in Ordnung zu halten; allein ich versichre Sie,
„daß ich nicht so denke; im Gegentheil zwingt mich die
„Erfahrung, ganz Baylen beizupflichten. Eine Gesell-
„schaft kan nicht ohne Gesetze, aber wohl ohne (positive)
„Religion bestehen; wohlgemerkt, daß Oberhäupter vor-
„handen sind, die durch Leibesstrafen den grossen Haufen
„zum Gehorsam gegen diese Gesetze nöthigen. Dieß be-
„stätigt die Erfahrung. *Man hat auf den Marianischen*
„Inseln Wilde gefunden, die nicht eine einzige metaphy-
„sische Idee in ihrem Kopfe hatten. Noch mehr beweist
„es der chinesische Staat, wo alle Grosse keine andre Re-
„ligion haben, als den Deismus. Indeß hat, wie Sie
„wissen, das Volk in dieser grossen Monarchie sich dem
„Aberglauben seiner Bonzen überlassen. Und eben daher
„behaupte ich, es würde anderswo eben so gehen, und
„ein Staat, der von allem Aberglauben gereinigt wäre,
„bliebe nicht lange so rein, sondern die alten Ungereimt-
„heiten würden nur von neuen verdrängt werden, und
„zwar schon nach Verlauf einer kurzen Zeit. Die kleine
„Dosis gesunder Vernunft, die auf der Oberfläche dieser

Kugel

„Kugel verbreitet ist, reicht, dünkt mich, wohl hin, eine „allgemein verbreitete Gesellschaft, ungefähr wie der Je„suiterorden, zu stiften, aber keinen Staat. Ich sehe „die Arbeiten unsrer gegenwärtigen Philosophen für sehr „nüzlich an: denn man muß es dahin bringen, daß die „Menschen sich des Fanatismus und der Intoleranz „schämen, und man erzeigt der Menschheit einen Dienst, „wenn man die grausamen und schrecklichen Thorheiten „bekämpft, die unsre Vorfahren in Raubthiere verwan„delten. Wer den Fanatismus zerstört, trocknet die „höchst unglückliche Quelle von Spaltungen und Feind„schaften aus, die dem Angedenken Europens noch ge„genwärtig sind, und von denen man bei allen Nationen „blutige Spuren antrift.„

Ob er nun selbst Religion gehabt hat, das entscheide kein menschliches Urtheil — das entscheide Gott! Ob er die an Religionskenntniß und Religionsübung geknüpfte Seligkeit genießt — das offenbare uns jener Tag! Ob ihm nun nicht der wahre himmlische Lohn für so vieles von ihm auf der Erde gestiftetes Gute zu Theil worden ist, und welche Erlassungen seiner Verstandes- und Herzensverirrungen er erhalten hat, das entdecket uns unsre Vereinigung mit ihm in der Ewigkeit, wo wir empfangen, wie wir gehandelt haben bei Leibes Leben.

Vater Gleim singt:

Friedrich war wenig nur in Worten Christ,
In Thaten desto mehr,
Er ließ uns alle Freiheit, selbst
Die Freiheit, dumm zu seyn;
Er ließ uns denken, was wir wollten,
Gab keinen schrecklichen Befehl,
Daß wir wie Fürsten denken sollten ꝛc.

## Letzte Abtheilung.

### Friedrich, auch von Ausländern geehrt.

Mancher grosser Mann ist nur in seinem Lande oder in seinem kleinen oder grossen Wirkungskreise bekannt und geehrt. Friedrichs Ruhm drang durch die ganze Welt. Unter den berühmtesten europäischen Völkern haben schon viele Männer von Gelehrsamkeit über sein Leben, Thun und Regieren geschrieben. Nach seinem Tode ist von ihm von Ausländern fast so viel gedruckt worden, als von seinen Unterthanen. Mir sind bekannt worden: Eine spanische Sammlung von Erzählungen seiner Kriege, die zu Malagga 1789. herauskam. Des-

gleichen ein spanisch Gedicht auf den Tod des grossen Königs, von einem Manne, der seit dem zweiten Jahre seines Lebens blind war. Er unterschreibt sich: Don Joseph Maria de Meras y Alfonso. Ein gelehrter Italiäner schrieb und ließ in Venedig das Leben Friedrichs drucken. Von französischen Schriften sind die halbguten Werke des Grafen Mirabeau bekannt. Graf Guiberts vortrefliche Lobrede auf den König ist durch ihre deutschen Uebersetzungen in sehr vielen Händen. Noch eine Lobrede des Mr. Laureau auf den grossen Monarchen ist sehr gut. Pomona erzählt im sechsten Heft, daß eine vortrefliche Poetin zu Siena, Mamsell Maria Fortuna, ein von ihr verfertigtes Trauerspiel an unsern grossen Friedrich zur Beurtheilung gesandt, und von ihm Beifall erhalten haben soll. Der Großsultan schickte ihm zum Zeichen seiner Hochachtung 1763. ein türkisch Zelt von grossem Werth und Pracht. Ausserdem, was schon der gelehrte Engländer Johnson bei Lebzeiten des Königs über seine Regierung geschrieben hat, giebt nun noch Herr Nikolai im vierten Heft seiner Anekdoten ꝛc. von verschiedenen englischen Schriften Nachricht, deren Inhalt Friedrichs Thaten sind. Ein gewisser Harrison hat die Johnsonsche kurze Schrift neulich fortgesetzt. Johann Gillies hat einen Auszug aus Friedrichs Geschichte meiner Zeit gemacht, und viele

andre, obgleich manchmal fehlerhafte Zusätze zu einer Darstellung der Regierung Friedrichs herausgegeben. Joseph Towers, ein gelehrter Schriftsteller, hat auch unsers Königs Leben in zwei Oktavbänden beschrieben. Auch die Anekdoten und Charakterzüge sind ins Englische übersetzt. Das ist nur, was ich von Werken der Ausländer weiß, zu welchen ich auch das sehr unzuverläßig geschriebene französische Leben des Königs, welches zu Strasburg herausgekommen ist, und etliche Schriften österreichischer Schriftsteller zählen kan. Ich weiß gewiß nur den kleinsten Theil von den Bemühungen der Ausländer, unsern König zu verewigen. Als den 16ten Oktober 1786. in Worms in dasiger reformirten Kirche das Gedächtniß seines Todes gefeiert wurde, so war die Kirche voll von allen Religionsparteien, und alles sprach mit Ehrfurcht von dem verewigten Monarchen. In Genua ist den 6ten Julii dieses Jahres ein heroisch Drama: Friedrich der zweite, König in Preussen, mit so vielem Beifall aufgeführt worden, daß es auf Verlangen den folgenden Tag wiederholt werden muste.

---

Zu

# Zugabe.

Bei der am 25ten Januar 1787. gehaltenen öffentlichen Versammlung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin schlug der Professor Bode vor, zum Andenken des grossen Königs ein neues Gestirne, unter dem Namen Friedrichs Ehre, anzunehmen. Er formirt es zwischen dem Cepheus, der Cassiopeja, der Andromeda, dem Pegasus und Schwan, aus 76 Sternen, die bisher gröstentheils noch nicht in ein Bild gefaßt waren, und wovon er erst 27 beobachtet hat, die nicht in denen Sternencharten enthalten waren. Er bildete eine Strahlenkrone am südlichen Rande der Milchstraße nahe bei der Krone des Cepheus, welche gegen die brandenburgischen Länder senkrecht liegt. Südwärts, unterhalb derselben, hängen mit einem Lorbeerkranz umwunden, ein Schwerdt und am Ende ein Oelzweig. So ist Friedrich verewigt!

In der Zeitschrift, Italien und Deutschland, vom Herrn Professor Moriz, steht bei Gelegenheit der Büste, welche der grosse Künstler Trippel von einer Maske des Hochseligen Königs verfertigte, die Darstellung eines Entwurfs zu einem Ehrendenkmal des grossen unsterblichen Monarchen.

Sein Andenken sei in allen Herzen preußischer Patrioten von Geschlecht zu Geschlecht unauslöschlich! — Das ist mein Wunsch — und meine nun bald vollendete Arbeit hat vielleicht auch etwas beigetragen, den Einzigen König unter einer Menge Menschen verehrungswürdiger zu machen, die ihn wohl zu verkennen schienen!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bucquoi, Erdmann Friedrich von, 1751-1823

Leben und Ende Friedrich des Einzigen eine Volksschrift

Bd.: 4

Breslau [1792]

Bor. 305 e-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014893-4
VD18 90027442